UNIVERSITY OF TORONTO
3 1761 00060137 7

SOMMERFELD / FRIEDRICH NICOLAI

FRIEDRICH NICOLAI

UND DER

STURM UND DRANG

EIN BEITRAG ZUR GESCHICHTE
DER DEUTSCHEN AUFKLÄRUNG

VON

DR. PHIL. MARTIN SOMMERFELD

MIT EINEM ANHANG: BRIEFE AUS NICOLAIS NACHLASS

243065
14. X. 30

HALLE AN DER SAALE
VERLAG VON MAX NIEMEYER
1921

PT
2440
N4Z86

Germany

MEINER FRAU

HELENE

ZU EIGEN

VORBEMERKUNG

Die vorliegende Arbeit war zu einem vorläufigen Abschluß gebracht, als sie im Sommer 1916 der philosophischen Fakultät der Münchner Universität vorlag; ihr einleitender Teil wurde damals als Doktor-Dissertation gedruckt. Seither haben mannigfache Umstände allgemeiner und persönlicher Art ihren endgültigen Abschluß und ihr Erscheinen verzögern lassen. Nicht der geringste Umstand war das Gefühl der Unfertigkeit, das ich sowohl gegenüber der Fülle des gedruckten und ungedruckten Materials — es genügt, auf die hundert Bände der Allgemeinen Deutschen Bibliothek und die etwa 15000 zum größten Teil ungedruckten Briefe im Nicolaischen Nachlaß hinzuweisen — wie der eigentlichen Lösung des vielverzweigten Problems empfand. Daß dies Gefühl jetzt — nachdem ich das damals Vorhandene einer eingehenden Umarbeitung unterzogen habe, die überall neues Material verwertete, und der wie ich hoffe, auch gereiftere Einsicht zugute gekommen ist, — ganz getilgt wäre, möchte ich nicht behaupten. Ich gedenke hier insbesondere der Schwierigkeiten, die noch aus der Konzeption der Arbeit herrührten: ursprünglich lediglich als Darstellung der spezifisch aufklärerischen Position Nicolais gedacht, stellte sie sich erst allmählich das äußere und innere Verhältnis zur Gegenseite, zum Sturm und Drang insbesondere, zur Aufgabe; und eigentlich erst als ich an die Ausarbeitung gehen wollte, gewann ich die Einsicht, daß der systematische Gegensatz nur unter dem Gesichtspunkt der Entwicklung faßbar werden konnte, wie er sich einst als Ergebnis eines subjektiven und objektiven Entwicklungsprozesses kristallisierte; damit waren aber viele Gesichtspunkte der ersten Studien — z. B. die Bearbeitung des Feldzuges gegen Kant und die Kantianer — für die eigentliche Darstellung unbrauchbar geworden, andere mußten in nochmaliger Arbeit neu gewonnen werden.

Wenn ich aber allen diesen Schwierigkeiten aus Gründen der Selbsterziehung eher dankbar bin, so hat sich von einer andern Seite, der des eigentlichen Objekts her, ein immer empfindlicher werdender Wider-

stand bemerkbar gemacht: ich meine die Persönlichkeit Nicolais. Ist ihm auch vielfach — übrigens doch weniger von eigentlichen Zeitgenossen, das Fichtesche Pasquill ausgenommen, als von Historikern der späteren Zeit — Unrecht getan worden: er vermag nicht durch Wärme, Lebendigkeit und Eigenart zu bezwingen; die Probleme, die ihm entgegentreten, verlieren in seiner Behandlung an Weite und Tiefe, ja bisweilen überhaupt ihre Geistigkeit. Das gilt nicht nur für den ästhetischen und philosophischen Kritiker, sondern auch für den Romanschreiber, den Historiker und Kulturhistoriker, den Theologen und Physiognomen, den Nationalökonomen und Statistiker Nicolai. Hätte ich die Umgestaltung meiner Arbeit fortgesetzt, so wäre die aufklärerische Position immer mehr statt durch Zeugnisse Nicolais, durch solche Lessings, Mendelssohns, Garves und Lichtenbergs gezeichnet, und der eigentliche Rahmen der Arbeit gesprengt worden; bei der vorliegenden Arbeit hoffe ich die Heranziehung solcher Zeugnisse zur Kennzeichnung der speziell Nicolaischen Position noch rechtfertigen zu können, umsomehr übrigens, als ich von vorneherein einen scharfen Trennungsstrich zwischen Lessing und seinem Trabanten Nicolai in Werk und Wesen zu ziehen mich bemühte. War also schon im allgemeinen Entsagung notwendig, so wurde sie es in einzelnen Fällen ganz besonders: so z. B. bei dem kümmerlichen, auch für die Erfassung seiner eigenen Gesamtanschauung durchaus unbefriedigenden Nicolaischen Urteil über Herders »Kritische Wälder«; wenn Nicolai gegenüber den dramatischen Erzeugnissen der Jungen sich in diesem Sinne ungenügend äußerte, so hat das noch seine besonderen Gründe, die ich in der Arbeit darzustellen hoffe; allein hier, wo ihm die Problemlage des Werkes zugänglich war, ist der Mangel einer wirklichen Stellungnahme Nicolais tief unbefriedigend, und ich hoffe nur, daß man mich nicht für solche Lücken büßen lassen wird.

Bei dieser Einstellung zu der Persönlichkeit Nicolais verzichtete ich unschwer auf solche Partien meiner Darstellung, die, ohne allgemeinere Aufschlüsse zu geben, nur biographische Bezüge haben: ich opferte also — auch schon mit Rücksicht auf den Umfang des Buches — insbesondere zahlreiche Belegnotizen von Parallelstellen aus den Schriften Nicolais da, wo eine Stelle genug zu besagen schien; ich verzichtete darauf, die Seitentriebe der Geniebewegung in die Untersuchung einzubeziehen, und das Verhältnis zu einzelnen Persönlichkeiten darzustellen, die mir für die Entwicklung der Gegensätze von untergeordneter Bedeutung schienen, wie Sprickmann, Miller, der Göttinger Cramer, Hahn, Brückner u. a. m.; ich versagte mir eine Darstellung dort, wo das

Nicolaische Urteil zur Kennzeichnung der Gegensätze völlig belanglos war, kaum anekdotischen Wert besitzt oder gar indirekt hätte erschlossen werden müssen, wenn sich hier zu meinem Bedauern auch die Namen Fr. L. Stollberg, Hölty, Heinse, Leisewitz finden. Die Einheitlichkeit der Darstellung unter dem Gesichtspunkt durchgehender, freilich erst in der Entwicklung hervortretender Gegensätze schien mir das oberste Gebot; ich habe ihm jedoch nur Material — und zwar geringwertiges — geopfert; das Prinzipielle sollte dadurch nicht berührt, die Darstellung nicht willkürlich werden.

Ich hätte meine Arbeit nicht zum Abschluß bringen können, hätte ich nicht an einigen trefflichen Schriften, die an gehöriger Stelle namhaft gemacht sind, Führer gefunden; allen voran an dem Werk Rudolf Ungers »Hamann und die Aufklärung« (Jena 1911). Wieviel ich von ihm zu lernen mich bemühte, wird der Kenner seines Buches unschwer feststellen. Daß ich dem Verfasser, Herrn Professor Dr. Rudolf Unger in Halle, auch für andere seiner Schriften und vor allem für das was seine persönliche Belehrung mir gab, zu tiefem Dank verpflichtet bin, möchte ich auch an dieser Stelle aussprechen.

Meinem Lehrer, Herrn Geheimrat Professor Dr. Franz Muncker in München, verdanke ich die Anregung zu dieser Arbeit; er war deren unermüdlicher Fürsorger, an den ich mich stets um Rat und Auskunft wenden durfte, dessen subtile Forschungsweise mir vorbildlich war. Bei der Umarbeitung meines Buches kam mir indirekt auch die Belehrung zugute ,die ich von Herrn Professor Dr. Fritz Strich in München erfuhr; auch ihm sei hier mein Dank ausgesprochen.

Den Bibliotheksverwaltungen, die meine Arbeit unterstützten, insbesondere der Handschriftenabteilung der Preußischen Staatsbibliothek zu Berlin und dem Freien Deutschen Hochstift zu Frankfurt — hier besonders Herrn Archivar Dr. Hering —, der Staatsbibliothek und Universitätsbibliothek zu München und der Stadtbibliothek Frankfurt a. M. spreche ich meinen aufrichtigen Dank aus.

Frankfurt a. M., Ostern 1920

Dr. Martin Sommerfeld

INHALTSVERZEICHNIS

Erster Teil: Grundlagen

Seite

Allgemeines und Grundsätzliches; Nicolai in der wissenschaftlichen Literatur; Problemstellung 3

Zu Nicolais Welt- und Lebensansicht 9

Zu Nicolais Kunstanschauung 22

Stellung zur systematischen Ästhetik überhaupt S. 22. Nicolais ästhetische Gedankenwelt S. 25. Illusionstheorie S. 26. Folgerungen: gegen Naturalismus S. 27; gegen »imaginative« Kunst S. 28. Stellung zwischen den Extremen S. 29. Kunst und Moral S. 31. Der Künstler und sein Werk S. 33. Geniegedanke S. 34. Originalgedanke S. 37. Dichtung und Literatur S. 41. Literatur vom nationalen Gesichtspunkt betrachtet S. 42. Entwicklungsgedanke S. 44. Organisation der literarischen Produktion: Zentralisationsgedanke S. 46. — Die Poesie und »die Wissenschaft vom Menschen« S. 51.

Nicolai als Kritiker 53

Nicolai über das Wesen der Kritik S. 53, über ihre Aufgaben S. 54, Forderungen an den Kritiker S. 55. Formale Züge seines kritischen Verfahrens S. 56. Äußere Trennung von Werk und Autor S. 60, verbunden mit psychologischer Fragestellung S. 61.

Zweiter Teil: Entwicklungsmäßige Darstellung von der Begründung der Allgemeinen Deutschen Bibliothek (1765) bis etwa 1780

Erstes Kapitel: Versuch zum Kompromiß mit der gegensätzlichen Geistesrichtung

Seite

I. Nicolai und Klopstock 69

Der jugendliche Nicolai als Kritiker Klopstocks S. 70. Widerstand gegen die religiöse Stimmung der Klopstockschen Dichtung S. 73. Widerstand gegen die mythologischen Elemente der Klopstockschen

Seite

Dichtung S. 76. Gelehrtenrepublik S. 80. Gegensätzliches auf dem Gebiet der Prosodie S. 82. Allgemeine Charakterisierung des Nicolaischen Standpunktes S. 85. Späteres Verhältnis zu Klopstock S. 88. Klopstock den Romantikern entgegengestellt S. 89.

II. Klopstock und die »Klopstockianer« 90

J. A. Cramer, K. F. v. Moser, Zachariae und die Bardendichtung unter dem Gesichtspunkt der Abhängigkeit von Klopstock 91

III. Nicolai und Gerstenberg 94

Charakterisierung ihrer freundschaftlichen Korrespondenz S. 95. Gegensätzliches S. 97. »Gedicht eines Skalden« S. 100.

Zusammenfassendes 101

Zweites Kapitel: Absagen an Nicolai

Nicolais »Sebaldus Nothanker« und seine Aufnahme S. 103. Rückwirkungen auf Nicolai S. 105.

I. Nicolai und Hamann 109

Erste Anknüpfung S. 110. Mendelssohns Kritik der »Sokratischen Denkwürdigkeiten« S. 110. Hamanns »Wolken« und »Schriftsteller und Kunstrichter« S. 112. Mendelssohns Kritik von Rousseaus Nouvelle Héloise S. 114 und Hamanns »Abälardus Virbius« S. 116. Mendelssohns Antwort und Nicolais Anmerkung dazu S. 119. Korrespondenz S. 120. Stimmungsänderung der »Berliner« gegen Hamann S. 125. Mendelssohns Rezension der »Kreuzzüge« S. 127. Hamanns Stellung dazu S. 129. »Mitauisches Intermezzo« S. 130. Hamann in Berlin S. 131. Nicolais Widerstand gegen Hamanns literarische Persönlichkeit S. 131. Hamanns »Selbstgespräch eines Autors« S. 136. Nicolais »An den Magum im Norden« S. 137. Hamanns »An die Hexe zu Kadmonbor« S. 141. Beurteilung des Sebaldus Nothanker durch Hamann S. 142. (Nicolai-Eberhards?) Rezension fünf Hamannscher Schriften S. 144. Hamann als Chorführer des Sturms und Drangs S. 146. Abschließendes und Späteres S. 147.

II. Jung Stillings Streitschriften gegen den Sebaldus Nothanker und Nicolais Verhältnis zu Jung Stilling 150

Fr. H. Jacobis Ablehnung des Nothanker 154

III. Nicolai und Herder 158

Literaturbriefe und Fragmente S. 159. Anknüpfung und Befestigung des Verhältnisses: Nicolais »Ehrengedächtnis« für Thomas Abbt und

Seite

Herders »Torso« S. 163. Klotz S. 166. Persönliches S. 167. Erste Rezensionstätigkeit Herders für die A. D. Bibl. S. 168. Gegensätzliches S. 169. Äußere und innere Lockerung des Verhältnisses S. 175. Herders Polemik gegen Abbts »Freundschaftliche Korrespondenz« S. 176. Herders Rezensionstätigkeit für die A. D. Bibl. S. 178. Gegensätzliches über Klopstock S. 179, über Hamann S. 181. Nicolais Polemik gegen Herders Stil S. 183, Frankf. Gel. Anz. S. 186. »Von deutscher Art und Kunst« S. 189. Nicolais »Sebaldus Nothanker« und Herders »Älteste Urkunde« S. 192. Herders Absage an Nicolai S. 195. Endgültiger Bruch S. 202. Nachhall S. 206 (Provinzialblätter, Vom Erkennen und Empfinden ... usw.). Herder als Zeuge gegen die Romantiker S. 209.

Drittes Kapitel: Nicolai im Kampf gegen den Sturm und Drang

I. Nicolai und Lavater 211

Einheitliche Beurteilung Lavaters schon sehr früh S. 211. Schweizerlieder, Lavater als Dichter S. 213. Die »Aussichten in die Ewigkeit« und Lamberts Rezension S. 214. Das »Geheime Tagebuch« und seine Beurteilung in der A. D. Bibl. S. 216. Kritik der literarischen Persönlichkeit Lavaters: Bekehrungsstreit S. 220; »Vermischte Gedanken« S. 222. Charakter des Briefwechsels Lavater-Nicolai S. 224. — Die Physiognomik: Nicolais Ansätze zu eigenem System und deren Stellung zu Lavaters Physiognomik S. 226. Nicolais Rezensionen der Lavaterschen Physiognomik S. 231. — Der Zusammenhang Lavaters mit der Geniebewegung: die Allg. D. Bibl. über »Schwärmerei und Enthusiasmus« S. 236. Ausblicke S. 239.

II. Der junge Goethe und sein Kreis 240

»Von deutscher Art und Kunst« S. 242. Frankf. Gel. Anz. S. 243. Götz von Berlichingen S. 244. Farcen S. 245.

Werthers Leiden und Werthers Freuden: Nicolais ästhetische Wertherkritik S. 248. Das Wertherproblem, absolut genommen S. 252. Garves Wertherrezension und Nicolais entsprechende Stellungnahme S. 253. Satire als Mittel gegen Schwärmerei S. 262. Wirkung der Freuden auf Goethe S. 264, auf Lenz S. 267, auf die anderen Jungen S. 268, auf die Alten S. 270.

Späteres Verhältnis zu Goethe S. 271, Stella, Clavigo S. 272. Weimar S. 273. Nicolais Wilhelm Meister-Kritik und das Wertherproblem S. 274.

Nicolai und die »Goetheaner«: Allgemeines S. 275. Lenz S. 276. Klinger, H. L. Wagner usw. S. 279. Abschließendes S. 281.

Seite

III. Nicolais »Feyner kleiner Almanach« gegen Volkspoesie. (Nicolai und Bürger) 282

Popularität und Naturalismus, vom Sebaldus Nothanker aus gesehen S. 283. Bürgers Kundgebung für Volkspoesie S. 285. Verhältnis zu Herders Ossianaufsatz S. 287. Aufnahme in der A. D. Bibl. S. 289. Nicolais Almanach: die polemische und die positive Tendenz S. 290. Dichtung als Funktion der Gesellschaft S. 294. Wirkung der Polemik auf Herder S. 298, auf Bürger S. 299, auf Nicolai S. 300, Späteres S. 301.

IV. J. H. Voß' »Verhöre« gegen Nicolai 302

Nicolais Situation S. 302. Stimmung der Göttinger gegen Nicolai S. 303. Voß gegen Nicolai: Tendenzen S. 306. Polemik S. 308. Äußere Wirkung der Polemik: Nicolais Isolierung S. 310. Wirkung auf die psychische Disposition von Nicolais Spätzeit S. 311.

Nachwort 313

Anhang: Briefe aus Nicolais Nachlaß (von Boie, Eberhard, Lavater, Nicolai, Schlözer, Uz) 319

Register 395

ABKÜRZUNGEN

Br. itz. Zust. = »Briefe über den itzigen Zustand der schönen Wissenschaften in Deutschland« Berlin 1755 (von Nicolai); zitiert nach dem Neudruck von Georg Ellinger = Berliner Neudrucke III, 2.

Bibl. d. sch. Wiss. = »Bibliothek der schönen Wissenschaften und freyen Künste« Berlin 1757 ff.

Litbr. 166 usw. = 166ter der »Briefe die neueste Literatur betreffend« Berlin 1759 ff.

A D Bibl. = Allgemeine Deutsche Bibliothek, Berlin 1766 ff. (in Wirklichkeit 1765 ff. erschienen!).

Seb. Noth. = »Das Leben und die Meinungen des Hrn. Magister Sebaldus Nothanker« 3 Bde. Berlin u. Stettin 1773 ff.

F. kl. Alman. = Eyn feyner kleiner Almanach usw. Berlin u. Stettin 1777/8. Zitiert nach dem Neudruck von Georg Ellinger = Berliner Neudrucke I, 1.

Reisebeschrbg. = Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz ... Berlin u. Stettin 1783 ff. 10 Bde.

Vertr. Briefe = Vertraute Briefe von Adelheid B. an ihre Freundin Julie S. Berlin u. Stettin 1799.

Parthey = (Gustav Parthey), »Die Mitarbeiter an Fr. Nicolais Allgem. Deutscher Bibl.« Berlin 1842 (sehr wenig zureichend und nicht immer zuverlässig!).

Wagner I, II, III = Karl Wagner, »Briefe an Joh. H. Merck« Darmstadt 1835.
»Briefe an u. von Joh. H. Merck« Darmstadt 1838.
»Briefe aus dem Freundeskreise ...« Leipzig 1847.

Die ungedruckten Briefe aus dem in der Preuß. Staatsbibliothek zu Berlin befindlichen Nachlaß Nicolais sind durch **NN.** gekennzeichnet.

ERSTER TEIL:
GRUNDLAGEN

Friedrich Nicolai, erkennt sein jüngster Biograph[1], kommt für die wissenschaftliche Forschung »als Quelle wie als Gegenstand« in Betracht. Auch diese Untersuchung möchte sich nach beiden Seiten hin orientieren. Der Mann, der einst mit Lessing, ja in mancher Beziehung vor ihm, bahnbrechend für die Entwicklung der deutschen Literatur gewirkt hat, und der nach einer Zeit der allgemeinen Hochschätzung und Verehrung, nach einer Zeit des ungewöhnlich starken Einflusses auf die literarische Produktion und Kritik, der Verachtung und dem Spott anheimfiel, und heute ohne weiteres als bornierter Vertreter philiströsen Banausentums gilt, ist wie wenige literarische Persönlichkeiten auf eine unvoreingenommene und eingehende Beurteilung angewiesen. Darüber hinaus aber möchte die vorliegende Untersuchung, indem sie die in Nicolais geistiger Existenz sich ausdrückenden, zeitlich bedingten und zeitbedingenden allgemeinen geistigen Kräfte zu erfassen bemüht ist, Friedrich Nicolai als Quelle — oder als Scheidepunkt der durch das 18. Jahrhundert durchgehenden Strömungen erkennen.

Die Forderung Aners, Nicolai zum Gegenstande wissenschaftlicher Forschung zu machen, erscheint trotz des Vorhandenseins zahlreicher Einzeldarstellungen nicht unberechtigt. Allerdings ist Nicolai oft Gegenstand der Forschung gewesen; aber in den meisten Fällen wurde er von vornherein nur unter einem bestimmten Gesichtspunkt gefaßt, etwa von Erich Schmidt als Schüler und Interpret Lessings[2] — wobei er denn allerdings recht schlecht fortkommen mußte — oder von Ludwig Geiger[3] seiner lokalen Zugehörigkeit nach, oder von Gustav Rümelin[4] in seiner kulturhistorischen Bedeutung. Andere Darstellungen aber lieferten einfach »zu der Zeichnung der Xenien und Fichtes das Kolorit,« wie Karl Aner von Jakob Minors Biographie[5] urteilt[6]; Adolf Lassons Darstellung von Nicolais Verhältnis zur idealistischen Philoso-

[1] Karl Aner, Der Aufklärer Friedrich Nicolai, Gießen 1912, S. 5.
[2] Erich Schmidt, »Lessing«, 3. Aufl. 1909.
[3] Ludwig Geiger, »Berlin 1688—1840«. Bd. 2. Berlin 1895.
[4] Gustav Rümelin, Reden und Aufsätze N. F. Freiburg 1881. 407 ff.
[5] Jakob Minor in »Lessings Jugendfreunde« = Kürschners Deutsche Nationalliteratur, Bd. 72.
[6] Karl Aner, a. a. O. S. 4.

phie[1] beispielsweise wiederholt einfach die Anwürfe der Fichteschen Streitschrift, jenes gröbsten Pasquills, das die deutsche Literatur, vielleicht nur von Schwabes »Volleingeschanktem Tintenfässl« abgesehen, überhaupt kennt. Daß auf der anderen Seite kritiklose Darstellungen von Freundeshand, wie diejenigen Göckingks[2] oder Partheys[3] nicht der berechtigten Forderung wissenschaftlicher, unvoreingenommener Forschung entsprechen können, liegt auf der Hand. Auf solchen Darstellungen fußend, im Urteil durch die mannigfachen Äußerungen des Hasses beeinflußt, mit dem fast alle bedeutenderen Geister der deutschen Literatur seit den siebziger Jahren des 18. Jahrhunderts Nicolai in steigendem Maße verfolgten, dürfen auch die zahlreichen Äußerungen über Nicolai in den Werken, in denen die Beziehungen der verschiedensten Dichter und Schriftsteller zu Nicolai erörtert werden, kaum volle Gültigkeit für sich in Anspruch nehmen, wie wir an verschiedenen Stellen dieser Untersuchung im einzelnen erweisen werden. Ja selbst kritisch-historische Monographien über einzelne Nicolaische Werke, wie Karl Cleves[4] und Georg Ellingers[5] Schriften über Nicolais »feynen kleinen Almanach« u. a. sind überraschend oft vom allgemeinen Urteil abhängig: es wiederholt sich hier dieselbe Erscheinung, die Ludwig Goldstein in seiner Schrift über Moses Mendelssohns Bedeutung für die deutsche Ästhetik beklagt[6]. Einzig die Monographien von Georg Ellinger über Nicolais »Briefe über den itzigen Zustand der schönen Wissenschaften«[7], von Adolf Schach über »Nicolais Bemühungen um die deutsche Sprache«[8] — diese letztere allerdings, wie der Verfasser selbst zugibt, auf unzulängliches Material gestützt —, und insbesondere die treffliche Untersuchung Richard

[1] Adolf Lasson, »Fr. Nicolai im Kampfe gegen den Idealismus« = Herrigs Archiv 32, 257 ff.

[2] F. L. v. Göckingk, »Fr. Nicolais Leben und literarischer Nachlaß« Berlin 1820.

[3] Gustav Parthey, Jugenderinnerungen. Hrsgb. v. E. Friedel 1907, I.

[4] Karl Cleve, »Nicolais feyner kleyner Almanach« Progr. Schwedt 1895.

[5] Georg Ellinger, Einlage zum Neudruck des »feynen kleynen Almanachs« = Berliner Neudruck I, 1.

[6] Ludwig Goldstein, »Moses Mendelssohn und die deutsche Ästhetik« Königsberg 1904, S. 2 f.

[7] Einleitung zum Neudruck derselben = Berliner Neudrucke III, 2.

[8] Gießener Diss. 1913.

Schwingers über Nicolais Roman »Sebaldus Nothanker«[1] haben sich von der landläufigen Urteilsweise frei zu machen bemüht, wie sie denn überhaupt, insbesondere Schwinger, über ihre eigentliche Aufgabe hinaus zu einer wissenschaftlichen Anforderungen gerecht werdenden Würdigung der Gesamtpersönlichkeit Nicolais beizutragen versucht haben[2]. Diesen Versuch hat auch Karl Aner gemacht, der gleichfalls ein spezielleres Gebiet von Nicolais Wirken, seine religiös-theologische Stellung, sich zur eigentlichen Aufgabe seiner Schrift bestimmt hat; er gibt in einem einleitenden Teil eine allgemeine Würdigung von Nicolais Persönlichkeit. Diesen Ausführungen aber, die auf eine »Rettung« Nicolais hinauslaufen, vermag ich weder in methodologischer noch in inhaltlicher Beziehung beizupflichten. Wohl erkennt Aner sehr richtig, daß es »billige Weisheit« sei, zu konstatieren, »Nicolai habe mit den Besten seiner Zeit in Fehde gelebt. Erst da setzt die Wissenschaft ein, wo man dies merkwürdige Phänomen aus einem Grundprinzip zu erklären sucht, das die Opposition jenes Mannes nach den verschiedensten Richtungen hin verursacht hat[3]«. Dieses Grundprinzip, das in der geistigen Organisation Nicolais liegen muß, kann freilich nur durch systematische Analyse derselben aufgedeckt werden, und wird durch die Aufzeigung sympathischer und ‚Erklärung' antipathischer Züge nur verwischt; in Aners Darstellung aber überwiegt eine Anerkennung, eine Bejahung, die nicht Ergebnis seiner Untersuchungen ist, sondern seine Charakterisierung stützt und überhaupt erst ermöglicht. So konnte die hier vorliegende Untersuchung sich auch mit der Anerschen Darstellung nicht benügen, sondern mußte selbst eine systematische Analyse der geistigen Organisation Nicolais versuchen. Denn gerade für diese Untersuchung wird die von Aner aufgestellte Forderung von höchster Wichtigkeit; sie wird es um so mehr, als Nicolai hier nicht nur Gegenstand, sondern auch Quelle ist.

[1] R. Schwinger, »Fr. Nicolais Roman Sebaldus Nothanker«. Ein Beitrag zur Geschichte der Aufklärung. Weimar 1897 = Literarhistorische Forschungen hrsgb. v. Jos. Schick u. M. v. Waldberg, II.

[2] Neuerdings hat Wolfgang Stammler (»Mathias Claudius« Halle 1915, S. 56f.) auf die Einseitigkeit des allgemeinen Urteils über Nicolai hingewiesen, und auf die Summe von »wahrhaftem Ernst« und »beständigem Eifer« aufmerksam gemacht, die in der unveröffentlichten Korrespondenz Nicolais verborgen liegt.

[3] K. Aner, a. a. O. S. 30.

Diese Untersuchung von Friedrich Nicolais Verhältnis zum Sturm und Drang will über die Frage nach dem einmalig historischen Prozeß hinaus zu der Frage nach den Kräften selbst dringen, die jenem Prozeß die entscheidende Wendung geben. Der Kampf, den hier zwei Generationen — die jungen Stürmer und der auf der Höhe des Schaffens stehende Nicolai — austragen, ist zugleich der Kampf zweier Weltanschauungen. Was man als »Sturm und Drang« zu bezeichnen sich gewöhnt hat, ist nur der überaus charakteristische, durch die vitale Gegensätzlichkeit der Jugend zum Alter noch verstärkte und darum sich mit ungehemmter Kraft gebende Teilausdruck einer Gesamtbewegung, die man vom literarischen Gesichtspunkt als »Geniebewegung« bezeichnen kann, und die, in den fünfziger Jahren des 18. Jahrhunderts Wurzel fassend, aller Widerstände und Umbiegungen ungeachtet, durch das Jahrhundert fortdauert, um in der älteren Romantik einen neuen Höhepunkt zu erleben. Niemand ist für die Einheitlichkeit dieser Bewegung ein beredterer Zeuge als eben Friedrich Nicolai: er hat sich nicht nur allen Äußerungen dieser Bewegung von Hamann bis zu Friedrich Schlegel, von Lavater bis Mesmer, von Friedrich Jacobi bis Schleiermacher einheitlich widersetzt, sondern auch bewußt die Zusammenhänge zwischen Sturm und Drang und Romantik erkannt[1].

Minder eindeutig freilich ist die Gegenseite. Schon die Tatsache, daß Nicolai im Streit mit Herder über den Tempelherrnorden den wahrhaft historischen, Herder den ungeschichtlichen Standpunkt vertritt[2], die Tatsache, daß Nicolai gegen den Rationalismus der Frühromantiker heftig ankämpft[3], daß er den Rigorismus der Kantschen Ethik ablehnt, aber gegen eudaimonistische Morallehren einen sozial gefärbten Pflichtbegriff geltend macht; daß er Kants System als dogmatisch ablehnt, aber doch den »anmaßenden« Subjektivismus Fichtes weit schärfer bekämpft — all das gebietet Vorsicht bei der Charakterisierung wenigstens seiner subjektiven Position. Wie auf die Feststellung, daß er allem »Neuen und Großen« feindselig

[1] In der Schrift gegen Buhle (1806) z. B. stellt er (S. 17) die Romantiker als Kraftgenies »zweiter Potenz« dar. Ähnlich a. m. O.

[2] Vgl. K. Aner a. a. O. S. 159.

[3] Etwa in der Vorrede zu den »Gesprächen Christian Wolffs mit einem Kantianer« (von Schwab, Berlin 1798) und in den »Vertrauten Briefen« an zahlreichen Stellen.

gegenüberstand, unter jenem Aspekt einer gegensätzlichen Gesamtbewegung — die übrigens vom Gesichtspunkt Nicolais aus die Klassik und die Kantische Philosophie einschloß und einschließen mußte — ein merkwürdiges Licht fällt, so wird eine genauere und eindringendere Betrachtung seiner eigentlichen Position, eine Erfassung der aufklärerischen Gegenseite gleichfalls zum Verständnis jener Opposition beitragen. Rudolph Unger hat in seinem Werk »Hamann und die Aufklärung« jene tiefe Spaltung dargestellt, die zwischen dem »rationalistischen« und dem »sensualistischen «Zweig der Aufklärung besteht. Von hier aus versteht man die »mannigfache Verworrenheit, zwiespältige Gegensätzlichkeit, gestaltlose Unausgeglichenheit und widerspruchsvolle Problematik«, die nach Ungers Urteil[1] das deutsche Geistesleben um die Mitte des 18. Jahrhunderts kennzeichnen; der rationalistische Zweig, seit Descartes in Frankreich besonders ausgebildet, und der sensualistische Zweig, in England insbesondere seit Bacon und Hobbes zumal von Lockes Philosophie stark genährt, treffen in der aufklärerischen Geisteswelt Deutschlands im 18. Jahrhundert zusammen, und bestehen durch zwei Jahrzehnte, wenn auch nicht friedlich, so doch ohne tiefere Auseinandersetzung, nebeneinander. Zumal die Männer, in deren Kreis unsere Untersuchung eigentlich führt, die »Berliner« sind, Einflüssen der Christian Wolffschen Schule wie solchen aus der englischen Philosophie — insbesondere Shaftesburys — hingegeben, weniger die Vermittler als die Empfänger der beiden Strömungen.

Es erklärt sich, daß auch Nicolais objektive Position viel weniger eindeutig und entschieden ist als die der Gegenseite. In der Tat hat er sich erst nach einer Zeit des äußeren Schwankens, zum mindesten der äußeren Nachgiebigkeit, erst nach der schroffen Ablehnung, die er von seiten der jungen Generation erfuhr, entschieden zum Kampf gegen dieselbe bekannt. Dieser Aufklärer wurzelt eben in jener Zeit der objektiv-zwiespältigen Gegensätzlichkeit und gestaltlosen Unausgeglichenheit, so stark auch seine subjektive Sicherheit sein mochte; diese unsichere Stellung hat ihn dem Kompromiß geneigter gemacht als die Jungen, die, einer einseitiger gerichteten, aber durch ihre Intensität zu größerer Fruchtbarkeit befähigten Geistigkeit entstammend, mit der äußersten Entschiedenheit ihr Ich und ihre Lei-

[1] a. a. O. S. 55.

stungen auch nach außen hin betonten, nicht bereit, auch nur einen Schritt nachzugeben. Freilich ist ihre Sicherheit sich selbst gegenüber oft durch schmerzvolle Zusammenbrüche in Zweifel gezogen worden, aber auch in ihrer selbstquälerischen Problematik drückte sich Entschiedenheit gegen das eigene überwundene oder zu überwindende Ich aus — eine Entschiedenheit, die zum Selbstmord oder zum Wahnsinn führen konnte. Nicolai aber war es versagt, so viel Probleme er auch erwog, sich selbst zum Problem zu werden. Seiner individuellen Organisation nach — wie wir noch sehen werden — ganz auf kritische Stellungnahme angewiesen, aber in einer Geistigkeit unentschiedenen Schwankens wurzelnd und daher nie der letzten Erschütterung, nie des freudigsten Bejahens seines Ich fähig — in diesem Widerspruch liegt die Tragik seines geistigen Lebens beschlossen, die Tragik einer Generation zugleich, die säen durfte, aber nicht ernten.

ZUR WELT- UND LEBENSANSICHT

Es kann nicht unsere Aufgabe sein, hier ein vollständiges Bild Nicolais zu entwerfen; der eklektische Charakter seines Denkens macht eine systematische Darstellung desselben unmöglich, und der besondere Zweck dieses Teils der Untersuchung weist auf die Notwendigkeit hin, einzig diejenigen Elemente zunächst von Nicolais Welt- und Lebensanschauung aufzuzeigen, die in seiner Stellungnahme zum Sturm und Drang wirklich bestimmend mitwirkten. Aber auch diesem Unternehmen stehen mannigfache Schwierigkeiten im Wege. Das Band, das alle diese Elemente zusammenhält, die ursprüngliche, ganz individuelle Umbiegung, der alles objektiv Gegebene in dem Bannkreis einer Persönlichkeit unterliegt, das, was uns bei jeder originalen Individualität mitunter blitzartig aus einem leicht hingeworfenen Wort, einer Geste entgegenspringt, ist bei Nicolai schwer erreichbar. Unmittelbare Äußerungen von Nicolais Lebensgefühl sind fast gar nicht vorhanden. Was uns an solchen überliefert ist, wie besonders von Gustav Parthey in seinen »Jugenderinnerungen,« kann uns kaum als Material dienen, einmal wegen der Voreingenommenheit insbesondere Partheys, andererseits weil diese Erinnerungen sich fast ausschließlich auf Nicolais letzte Lebenszeit beziehen; dasjenige, was Nicolai in seinen Selbstdarstellungen berichtet, ist schon irgendwie durch reflektierende Momente gefärbt; der Briefschreiber Nicolai aber ist Literat, Ratgeber oder gar Geschäftsmann, so daß auch in der ungeheuren uns erhaltenen Nicolaischen Korrespondenz kaum irgendwelche wertvolleren unmittelbaren Lebensäußerungen vorhanden sind. Das Material aber, das Karl Aner[1] Partheys Aufzeichnungen entnimmt,

[1] Karl Aner, Der Aufklärer F. Nicolai, S. 16, S. 44 u. a. m. O. Aner benutzt dort die Tatsache, daß Nicolai im hohen Alter von dem Vortrage eines Mozartschen Flötensolos so entzückt war, daß er den Vortragenden umarmte und küßte, zum Nachweis seines Kunstenthusiasmus, und die Tatsache, daß Nicolai auf dem Brocken »beim Anblick eines Gewitters in Tränen ausgebrochen« sei, — die übrigens durch Reisebeschreibung VI, 465 erhärtet wird — zum Nachweise eines lebendigen Naturgefühls. Eher spräche schon die von Aner (S. 8f.) gerühmte »enthusiastische« Beschäftigung mit Homer für seinen Kunstenthusiasmus; doch ist auch dieses Moment in unserem Zusammenhang ohne Bedeutung.

um entgegen der Minorschen Darstellung[1] die Grenzen von Nicolais Lebensgefühl zu erweitern, ist nicht beweiskräftig, und sein Verfahren ist methodisch anfechtbar; es kommt nicht darauf an, Nicolai die Fähigkeit zu jeder möglichen Lebensäußerung zuzuweisen, sondern die ihm natürlichsten und notwendigsten zu bestimmen. — Wir müssen also dies elementare Grundverhalten aus den reflektierten Äußerungen, aus der objektiven Gebundenheit zu erschließen suchen.

Erich Schmidt gibt einmal eine bündige Charakteristik Nicolais: »Friedrich Nicolai war ein Berliner Autodidakt, und der Berolinismus nahm dem Autodidakten das unsichere Tasten, das ihm sonst wohl anhaftet. So fühlte Nicolai statt eines Autoritätsbedürfnisses sich immer mehr als maßgebende Autorität...«[2] So unzulänglich es scheint, mit diesem Satz ein abschließendes Urteil über Nicolai fällen zu wollen, so ist doch hier eines der wesentlichsten Momente nicht nur seines Bildungsganges, sondern seines ganzen menschlichen Charakters treffend hervorgehoben. Allerdings war Nicolai Autodidakt und so tief im Innersten, daß jede strenge Schulzucht, jede systematische Schulung ihm zeitlebens zuwider blieb. Wie der Geist des Knaben in dem harten Zwang der Hallischen Schule zu ersticken drohte, so hat der Mann später gegen jeden schulmäßigen Zwang in Kunst und Philosophie geeifert: der Gottschedischen, der Kantischen, der Romantischen »Schule« hat er gleich scharf den Krieg erklärt und manch bitteres Wort gegen die gelehrten Treibhausanstalten gesprochen, die ihm die Universitäten zu sein schienen. Wie der Lerneifer und der Geist des Knaben erst in der Heckerschen Berliner »Realschule« erwacht, wo er mit dem Wissen zugleich auch die Dinge sieht, die er wissen soll[3], so konnte auch der Mann das Winckelmannsche Schönheitsideal erst begreifen, als er eine derb realistische Studie Frischs gegen den Antinous hielt und durch den Vergleich eine erste Vorstellung der

[1] in DNL 72.

[2] »Lessing,« I S. 302/3.

[3] Daß einzig die Methode, nicht die dargebotene Stofflichkeit — wie Minor behauptet: die Bevorzugung der naturwissenschaftlichen Fächer statt der in Halle einzig gelehrten humanistischen — Nicolais Geist hier befruchtet hat, legt K. Aner insbesondere S. 10 treffend dar.

»Begriffe von Schönheit und Ideal« erhielt[1]. Und wie er die Schule verwarf, die ihren Zögling als Objekt behandelt, ohne eine Gemeinschaft von Lehrendem und Lernendem zu sein — so bekämpfte er jede geistige Gesellschaftsform, in der ein überragender Geist andere vorbehaltlos in seinen Bann zwang. So eiferte er gegen die »Klopstockianer,« wie gegen die »Goetheaner« und »Kantianer«; so polemisierte er gegen den Hainbund, wie gegen die »Bureaux d'esprit« und schuf im »Sempronius Gundibert« die Karikatur eines gesetzgebenden philosophischen Reichstags; so lehnte er es heftig ab, das Haupt einer »Berliner« Partei zu sein[2], und schrieb in vollem Bewußtsein dieser ihn durchs ganze Leben begleitenden Tendenz in der Schrift, in der er aus äußerem Anlaß mit seinem Bildungsstreben abrechnete, den Satz nieder[3]: »Ich bin nie von einer Partei gewesen . . . und werde nie von einer andern Partei sein, als von der Partei der Wahrheit, so wie ich sie einsehe . . .« —

Es läßt sich aber auch nach einer anderen Seite hin eine psychologische Folgerung aus diesem Bildungsgange ziehen, bedeutsam gerade für sein Verhalten zur Geniebewegung. Goethe urteilt von Nicolais Antipoden, dem Autodidakten Klinger: »Wie nun gegen neue Männer, Ansichten, Systeme, so erklären sich solche Männer auch gegen neue Ereignisse, hervortretende, bedeutende Menschen, welche große Veränderungen ankündigen oder bewirken: ein Verfahren, das ihnen keineswegs so zu verargen ist, weil sie dasjenige von Grund aus gefährdet sehen, dem sie ihr eigenes Dasein und Bildung schuldig geworden.« (Dichtg. u. Wahrht. XIV.) Nicolai hat seit dem Ende der siebziger Jahre, nicht zum mindesten durch die feindselige Haltung der jungen Generation veranlaßt, im wesentlichen seine Position verteidigt, Bildung und Dasein, die innere, wie die äußere Existenz. Denn auch die äußere Existenz galt es gegen die Jungen zu verteidigen, die mit Werther auf die hommes d'affaires schimpften, die aber auch gern den sozialen Typ des Literaten, — und Nicolai war so gut homme d'affaires, wie er nach dem großen Vorbild Lessings Literat sein wollte — für das tintenklecksende Säculum verantwortlich machten. Er ist auf seinen Beruf

[1] Göckingk S. 145.
[2] An F. Jacobi, ed. Zoeppritz I, 37 und Deutsches Museum 1787, März, S. 292.
[3] »Gelehrte Bildung« S. 78/9.

stolz, der es ihm ermöglicht, die persönliche Freiheit und Unabhängigkeit zu bewahren; wie der verfolgte Sebaldus Nothanker bei dem Buchhändler Hieronymus geborgen ist, und dieser ihm mit Stolz erklärt, daß ihn hier keiner seiner Feinde stören könne, da »weder der Präsident, noch der Superintendent im Buchladen etwas zu tun haben«[1] so fühlte sich Nicolai in seinem Wirkungskreis vor jedem unrechtmäßigen Eingriff der weltlichen und kirchlichen Gewalt geschützt. Im Bewußtsein dieser Unabhängigkeit schreibt er an den Konsistorialrat Boysen in Quedlinburg, der ihm, durch eine abfällige Rezension seines »Auszuges der Weltgeschichte« gekränkt mit der Beschwerde bei der obersten Kirchenbehörde gedroht hatte: »Ich suche weder ein Amt, noch will ich mich gegen Nebenbuhler verwahren, ich suche weder Projekte durchzusetzen, noch habe ich einen gelehrten Ruhm zu erhalten, dessen Verlust mir im Weltleben schädlich sein könnte«[2]; deshalb brauche und suche er niemanden, und habe niemanden zu fürchten. Und im Gegensatz zu der üblichen Darstellungsweise, daß er sich »an Lessings Rockschöße gehängt« habe, mag hier darauf hingewiesen werden, daß er es freudig begrüßt, als Lessing — im zweiten Teil der »Antiquarischen Briefe« — öffentlich erklärt, daß er an der Allg. Dtsch. Bibl. keinen Anteil habe[3]. Wie er selbst frei und unabhängig — in geistiger wie sozialer Hinsicht — sein will, so möchte er auch seine Freunde so gestellt wissen; daher rät er, um nur ein Beispiel zu nennen, Thomas Abbt dringend, sich nicht in ein Abhängigkeitsverhältnis zum Grafen von Lippe zu begeben oder doch auf die Wahrung der persönlichen Würde streng zu achten[4].

Ein tätiger und selbständiger Geist mußte es sein, der nach der Freiheit vom Zwang jeder geistigen und gesellschaftlichen Autori-

[1] Sebaldus Nothanker I, 7, S. 71.

[2] 10. VI. 71. N. N.

[3] Nicolai an Lessing 29. VIII. 69 = Lachmann-Muncker 19, 314. Bemerkenswert ist in diesem Zusammenhang auch, daß Nicolai es im Streit mit Wieland über den Bunkel ablehnte, ein ihm bekannt gewordenes Lessingsches Zeugnis zugunsten des angegriffenen Romans öffentlich zu verwerten, mit der Begründung, er wolle nicht ein »iudicium auctoritatis etablieren«: vgl. R. Hering, J. C. Höpfner usw. = Jhb. d. Fr. Dtsch. Hochstifts, Frkft. 1911, 329.

[4] 25. XI. 65 = Abbts Verm. Werke (1780) 3, 383 ff. u. 5, 1817. (Die Datierung vom 23. XI. ist Druckfehler, vgl. Moses Mendelss. Sämtl. Schriften 5, 355.)

tät verlangte. Ist Nicolai auch in den Erzeugnissen seines Geistes überall durchaus abhängig — in welchem Maße, wird sich noch oft im Laufe dieser Untersuchung zeigen — so konnte er doch überall den guten Glauben für sich in Anspruch nehmen, Eigenes gegeben zu haben. So viel Anregungen er auch empfing, oder besser, so viel Anregungen sein unermüdlicher Geist auch suchte, überall ergriff er mit starker Aktivität das Dargebotene und formte es den Bedürfnissen seines Geistes gemäß um. Ein solches Verfahren setzt einen seiner selbst gewissen, stets bewußten Geist voraus; nicht einen Geist, der über festen Grund verfügt, aber einen, der ohne starke Schwankungen seinen Weg geht; keine Natur, die einer starken Entwicklung fähig ist, aber eine unablässig entwickelnde; eine Natur, die geistige Widerstände nur auf dem Wege der kritischen Auseinandersetzung zu überwinden, nicht durch das Erlebnis für das eigene Schaffen fruchtbar zu machen vermag. Sich selbst gegenüber kritisch[1], und doch stets bereit und fähig zu Selbstdarstellungen, die sein Wesen und Wirken rechtfertigen sollen, und die er denn auch recht oft wiederholt hat; mit seinem Schicksal oft unzufrieden[2], und doch stolz auf die Bedingungen und Leistungen seines Lebens, wenn er sie objektiv mißt; äußerlich frei und seine Unabhängigkeit betonend, und innerlich vielfältig gebunden und abhängig — in diesen Widersprüchen, die ihn doch nie zum Problematiker des subjektiven oder objektiven geistigen Lebens machten, ist die Statik seines Lebensgefühles gewährleistet.

Das gleiche gesetzmäßige feste Beharren auf dem eigenen Standort zeigt auch die objektiv verfestigte Lebensanschauung Nicolais: Der Sinn und Wert des Lebens liegt für ihn in einem engen Bezirk, aus dem nur spärliche Fäden nach den Polen laufen, von denen her das empirische Leben bestürmt wird. Metaphysische Fragen, starke religiöse Zweifel, die Ansprüche überschäumender eigener Kraft auf hemmungslose Auswirkung haben ihn nie gequält.

[1] Beachte seine öfters bezeugte Unzufriedenheit mit eigenen Werken, so z. B. über die »Briefe über den itzigen Zustand« an Hagedorn (N. N. 16. VIII. 58) und ähnliches.

[2] So schreibt er am 7. V. 93 an Eschenburg: »Es scheint, ich bin vom Schicksal verurteilt, immer das tun zu müssen, was ich nicht gern wollte, das nicht tun zu können, was ich gern möchte, und niemals zur Ruhe zu kommen.« (Bei O. v. Heinemann, Zur Erinnerung an G. E. Lessing, Leipzig 1870, S. 171.)

Wohl ist seine Religiosität, wie Karl Aner dargetan hat[1], nicht rein intellektualistisch gefärbt; wohl hat er, besonders in den »Philosophischen Abhandlungen«, auch zu metaphysischen Fragen Stellung genommen, aber nirgends sind diese Fragen in einer tieferen Schicht fruchtbar geworden. Wie sich bei den Nachfolgern und Schülern Christian Wolffs im allgemeinen das Bestreben geltend macht, die philosophische Vernunftwissenschaft einzig auf den tatsächlichen Befund des einzelmenschlichen Lebens anzuwenden[2], so tritt auch Nicolais Weltanschauung in der spezifischen Färbung einer Lebensanschauung auf. »Das Philosophieren in concreto« ist die Philosophie, der er sich zuwenden will[3]; und was er gegen Reinhold einmal scherzhaft äußert — »meine Philosophie ist nur so fürs Haus«[4] —, läßt sich auch in einem weiteren Sinn über seine gesamten theoretischen Anschauungen vom Sinn und Wert des Lebens sagen.

»Die Welt ist so groß und die Menschheit ist so perfektibel . . .; um so mehr muß es jedes kleine, einzelne Ich sein«, sagt Adelheid, die Sprecherin Nicolais, in den »Vertrauten Briefen«[5]. Diese Perfektibilität des Ich wird aber nach Nicolais Anschauung nicht durch das eigene, sich selbst befördernde Streben erreicht, sondern nur in der ständigen Wechselwirkung mit der menschlichen Gesellschaft. »Im Müßiggange vegetieren und im inneren Ich Grillen fangen ohne Tätigkeit, . . . heißt nicht leben. Leben ist, in und für die menschliche Gesellschaft tätig wirken, wäre es auch nur im kleinsten und unbedeutendsten Wirkungskreise[6].« So setzt es auch ein Sprecher Nicolais im »Sempronius Gundibert« auseinander[7]; nicht über das Leben spekulieren, sondern leben müsse der Mensch; »leben aber ist: mit Wohlwollen gegen andere tätig, nach vernünftiger

---

[1] K. Aner S. 47 ff.

[2] Vgl. R. Unger, »Hamann und die Aufklärung« S. 53 ff.

[3] Einl. zu den »Philosophischen Abhandlungen« S. VIII.

[4] An K. L. Reinhold 20. X. 90 (= Reinholds Leben ed. E. Reinhold Jena 1825, S. 354).

[5] S. 47. Vgl. auch Nicolai an Lavater 19. II. 74; NN.: »Daß Sie mir Perfektibilität zutrauen, halte ich für ein größeres Lob, als Sie vielleicht intendiert haben.«

[6] »Über meine gelehrte Bildung« S. 39.

[7] S. 313 f.

Überlegung mit sich zufrieden sein,« nach dem Maßstab von Pflichten und Rechten alles Gute und Angenehme genießen. Und wenn auch die Anschauung hier mir Rücksicht auf den Charakter des junkerlichen Sprechers ganz quietistisch gefaßt ist, so hat Nicolai den Grundgedanken seiner Lebensanschauung, die nur gegenüber den letzten Fragen sich quietistisch verhält, den Gedanken, daß der Sinn des Lebens sich in der sozialen Eingliederung erschöpft, wiederholt ausgesprochen. »Ich lebe, weil ich leben muß und tue das Beste, was ich im Leben tun kann; weiß, daß ich einmal sterben muß,« bekennt er einmal[1]. »Ich prüfe einen Menschen, der sich seiner Weisheit rühmt, ob er für seine Nebenmenschen etwas empfindet, oder vielmehr, ob er etwas für sie tut; ist dies nicht, so besteht seine Weisheit bloß aus schönen Worten . . .[2]«. — In diesem Satz deutet er an, daß auch der Wert des menschlichen Lebens in dem sozialen Wirken wie in dem Grad der sozialen Bedingtheit zu suchen ist.

Die Arbeit, auch die unscheinbarste, ob sie nun äußerlich oder innerlich pflichtmäßig geschieht, ist die Verwirklichungsmöglichkeit der sozialen Beziehungen, die den Menschen ursprünglich und natürlich zum Menschen gesellen. Mit wohltuender Einfachheit faßt die Grabinschrift für den »Pflanzer« Joachim Heinrich Campe[3] diese für die deutsche Aufklärung so bezeichnende Richtung ihrer Lebensanschauung; ein solcher »Pflanzer« war auch Nicolai. Die Allgemeine Deutsche Bibliothek ist durch mehr als drei Jahrzehnte hindurch der Ort dieser seiner Wirksamkeit gewesen. An diesem größten seiner Werke betrachtet er sich als die »Hebamme«; »man hat gut der Hebamme sagen: ‚sei fruchtbar!' wenn sie alle Nächte ausgehen muß, die Geburten anderer zu befördern und zum Empfangen entweder aus Arbeitsamkeit nicht Zeit oder aus Müdigkeit nicht Lust haben kann;« es habe ihn die ganze Zeit seines Lebens genug Verleugnung gekostet, das nicht tun zu können, was er gern getan hätte[4]. In der Tat beanspruchte dieses Werk, das, wie dessen

[1] Göckingk S. 151.

[2] Vertraute Briefe S. 62. Vgl. von hier aus seine Invektive gegen die »schönen Geister« in Weimar, die, zumal Herder als Generalsuperintendent, für Musäus nichts taten; »wahr ist es indessen, Herder hielt ihm eine schöne Leichenrede«. (Göckingk S. 122.)

[3] J. Leyser, Jo. H. Campe, Braunschweig 1877 I, S. 88.

[4] »Schreiben an den Herrn Professor Lichtenberg in Göttingen« = Lessings

Mitarbeiter Unzer einmal an Nicolai schreibt[1], »ein halbes Dutzend fleißiger Buchhändler allein beschäftigen könnte,« mehr und mehr seine ganzen Kräfte. Aber wie er die Untätigkeit und Faulheit haßte[2], so ermöglichte ihm die rege Arbeitsamkeit das Hinwegkommen über schwere Stunden[3] und das Bewußtsein, der Sache der Menschheit durch die Beförderung der Wissenschaften zu dienen, half ihm über aufkommende Unlustgefühle bald wieder hinweg[4]; und als ihm Joh. Baptist Alxinger, über arge Enttäuschungen verdrossen, einmal schreibt[5], man möchte bisweilen die Mühe bereuen, die man auf die Wissenschaften wende, bemerkt Nicolai am Rande: »Ja wohl, wenn's nicht wäre, daß man selbst dadurch besser würde und andere besser machte.« Denn für eine Beschäftigung mit den Wissenschaften um ihrer selbst willen hat er wenig übrig, wie er von Lessings Sich-Vertiefen in die Archäologie und historische Theologie befürchtet, daß sie ihn vom Gemeinnützigen ableite[6]. Weil Nicolai das aber von aller einseitigen und abseitigen Arbeit befürchtet, wünscht er, daß die deutschen Gelehrten nicht nur an ihrem Schreibtisch, sondern in der Welt heimisch seien; so rühmt er, daß Thomas Abbt die Professur mit der Stelle eines Regierungsrates ausgetauscht habe[7], rühmt er an J. J. Engel, daß er stets bemüht gewesen sei, Welt und Menschen kennen zu lernen und ihnen zu dienen[8]. Denn Nicolais Streben ist überall auf Verwirklichung gerichtet; wie man in den Mittelpunkt seiner Polemik gegen Kant die Frage stellen muß, die er zum Titel einer Abhandlung macht, ob Kants Moralprinzip »bei der Ausübung .. hinreichend« sei, so hat er stets nur solche Lebensanschauungen

---

Sämtliche Schriften, herausgegeben von ... F. Nicolai Bd. 26 (1794), S. XVI; ähnlich an Denis 20. VI. 70 = Aus Denis Nachlaß, Wien 1802, S. 161.

[1] N. N. 3. XII. 71.

[2] Vgl. »Anhang zu Fr. Schillers Musenalmanach« S. 144 und an L. Tieck 19. XII. 97 = Briefe an Tieck ed. Holtei S. 59.

[3] Vgl. an Eschenburg 6. VIII. 1803 = Z. f. d. Phil. 12, 221 und an v. Halem 24. V. 99 = ed. Strackerjan, Oldenburg 1840, II, 168.

[4] Vgl. an Lessing 8. VIII. 71 = Lachmann-Muncker 20, 24.

[5] N. N. 8. XII. 87.

[6] An Herder 17. VI. 71; in gleichem Sinn auch wiederholt an Lessing.

[7] Ehrengedächtnis für Thomas Abbt S. 14.

[8] Ehrengedächtnis für J. J. Engel S. 6f.

gelten lassen, die sich in der Verwirklichung bewährten[1]; nicht in der richtigen Maxime des Handelns, sondern in der richtigen Handlung selbst will er den Wert sehen. —

Von diesem sozialen Pflicht- und Wertbegriff aus fällt einiges Licht auf den Toleranzbegriff der deutschen Aufklärer. In diesem Zusammenhange wird zugleich deutlich, weshalb der Toleranzbegriff ihnen nicht das Fortschreiten zum Individualismusgedanken der Genieperiode gestattete, sie sogar denselben bekämpfen ließ, obgleich der Toleranzgedanke, der jedem Individuum das Recht auf die Verwirklichung des Ich zugesteht, wennschon er diese nicht fordert, dem Individualismusgedanken eng verwandt ist. Denn wie etwa Moses Mendelssohn in einer Abhandlung, die aus Nicolais Nachlaß, mit Anmerkungen von Nicolai versehen, von Göckingk veröffentlicht wurde[2], erst die Toleranzforderung »jeder hat seinen eigenen Geschmack« und »über Sachen des Geschmacks läßt sich nicht streiten« psychologisch und objektiv-ästhetisch begründet, um dann doch zu dem Schluß zu gelangen, unter allen Arten des Geschmacks müsse ein einziger »der Vollkommenheit und Glückseligkeit der Menschen am zuträglichsten sein«, so hat auch Nicolai den Toleranzgedanken überall da aufgegeben, wo ein extremer Individualismus seine Ansprüche mit Hinweis auf die Toleranzforderung geltend zu machen schien. Der Nicolaische Toleranzbegriff ist nun von vorneherein so gefärbt, daß er nur eine Trennung des Menschen von der gegensätzlichen Anschauung oder Leistung bedeutet; wo sich die Toleranz auf eine gegensätzliche Anschauung bezieht, werden wir sie noch als ein äußeres Kompromiß zu kennzeichnen Gelegenheit haben. Wohl erkennt er also beispielsweise an, daß nicht alle Orthodoxen intolerant und herrschsüchtig sind[3], oder er bezeugt Denis seine unverminderte Hochachtung, obwohl er weiß, daß Denis mit ihm nicht in allen Anschauungen übereinstimmt; allein indem er hier hinzusetzt[4]: »Verständige und ehrliche Leute gehören zusammen o h n e R ü c k s i c h t auf Stand, auf Religion und

[1] Vgl. das Schlußkapitel seines »Dicken Mann«, II, 237ff.

[2] Göckingk S. 184ff.: »Zufällige Gedanken über die Harmonie der inneren und äußeren Schönheit«; die zitierte Stelle S. 193f.

[3] Sebaldus Nothanker III, 1, S. 12f.

[4] An Denis 18.V. 83 a. a. O. S. 165f.; vgl. auch ebenda S. 167, und Reisebeschreibg. II.

auf andere Nebensachen(!)« und sich vorbehält, soweit Denis ihm hierin gegensätzlich erscheine, ihn anzugreifen und zu bekämpfen, zeigt er schon den wahren Charakter seiner Toleranz, der sich völlig erweist, wenn er in dem Schreiben an Biester »Über a priori und Kants Sittengesetz«[1] sagt: »Ich halte jede Philosophie sowie jede Theologie für um so schlechter, je intoleranter sie ihrer Natur nach ist.« Mußte ihm nicht jedes System, das andere ausschließt, ja jede ganz individuell gefärbte Leistung »intolerant« erscheinen, mußte er sie nicht schlecht finden und demgemäß bekämpfen, wie er es tatsächlich getan hat?

Der ausgesprochene Elektizismus, der mit einem Toleranzbegriff dieser Art Hand in Hand geht, die System- und Dogmenfeindschaft, bestimmt auch seinen Wahrheitsbegriff. Wahr kann nur sein, was einer Vielheit von Gesichtspunkten standhält — er »widerlegt« gern, indem er die andern »Augenpunkte« einer Sache zeigt; Wahrheit kann nur gewonnen werden durch Entwicklung der Gedanken im Für und Wider, niemals intuitiv, axiomatisch oder kritisch im Sinne Kants; Prüfstein und Korrektiv jeder Wahrheit ist das Leben. Das Bedürfnis nach Wahrheit ist weniger intellektuell als moralisch bedingt; es ist der Grundzug der moralischen Natur, und »der Wert eines Menschen beruht auf seiner Wahrheit«[2]. Es ist das Gebot, das er insbesondere seiner literarischen Persönlichkeit vorschrieb, und er hat es nicht übertreten. »Es ist mein Schicksal schon von meiner ersten Jugend an gewesen, öffentlich importune Wahrheiten zu sagen, und am Ende meiner Laufbahn scheint es noch eben dasselbe zu sein,« klagt er[3]. Auch von hier aus war die selbst gesteckte Grenze der Toleranz zu eng gezogen. Von seiner kleinen Erstlingsschrift an, der »Untersuchung, ob Milton sein verlorenes Paradies aus lateinischen Schriftstellern ausgeschrieben habe« (1753), bis zur Schrift gegen Buhle (1806) nimmt fast jeder seiner Schriften, die Romane eingeschlossen, für oder gegen etwas Stellung. Hinter dieser ständigen Bereitschaft zur Auflehnung und Ablehnung steckt eine kämpferische Natur, deren Streitlust sich freilich rationell beschränkt. Lessing ruft er zu: »Gehen Sie in ein Gefecht, wo man mit Schwer-

[1] Philosophische Abhandlungen I, 6, 235.
[2] Vertraute Briefe S. 114.
[3] Vorrede zur Reisebeschreibung I, S. XV. Ähnlich an Blankenburg 18. X. 86. NN.

tern um sich hauet, oder wo man sich mit Knütteln prügelt und mit Fäusten schlägt«; nur ein Gefecht mit Sändsäcken heimtückischer Gegner sei weder rühmlich noch angenehm[1]. Aber es ist auch hier ein kaum auszumessender Gegensatz der Naturen: in Lessings kämpferischer Natur liegt ein faustischer Grundzug, die Einsamkeit des Alternden gehört zu ihr und ein »ergreifender Mangel an Glück« (Dilthey). Zu Nicolais kämpferischer Natur bildet das natürliche Korrelat eine ausgesprochene Lebensfreude, die sich in freundlichem Behagen Genüge tut, und ein Bedürfnis nach umgänglicher Freundschaft. In der Figur des Buchhändlers Hieronymus im »Sebaldus Nothanker« hat Nicolai sich gezeichnet: Hieronymus »pflegte auf Reisen die Pistolen für seine Feinde und den Wein für seine Freunde bei sich zu führen«[2]. Nicolai konnte auch ein Freund sein, an dem die Freunde durch Jahrzehnte einen Halt und eine Stütze fanden. Lessing darf man freilich hier nicht nennen. Aber der Freundschaftsbund mit Moses Mendelssohn war auf beiden Seiten echt und ganz, und die Freundschaft mit Männern wie Eschenburg und Eberhard, mit Thomas Abbt und Meinhard, mit Spalding, Biester, Göckingk und Voß, mit Johannes v. Müller, Campe und v. Rochow — um nur diese zu nennen — zeigt wenigstens, daß er auch geben konnte. —

Alle diese hier gezeichneten Züge, im Lebensgefühl wie in der objektiven Lebensauffassung Nicolais zeigen schon bei flüchtiger Vergegenwärtigung die Gegensätzlichkeit zum Sturm und Drang. Dabei wird man jenen höchst begabten, lebendigen, zur Tiefe strebenden Individuen Nicolai nur als Typ gegenüberzustellen haben, der auch bei ungleich reicherer Beanlagung, als Nicolai sie hatte, genug Gegensätzlichkeit aufgewiesen hätte. Zeigt Nicolais Lebensgefühl auch in seiner Jugend eine gewisse Festigkeit und subjektive Sicherheit, so ist für die Stürmer die tiefgehende Problematik ihrer Existenz, der rasche Ablauf ihrer ekstatischen Lebenserhöhungen, das ziellose Umherschweifen, die unbedenklich sich bindende und trennende Schnellkraft, die planlosen Begegnungen mit Welt und Leben charakteristisch. Zeigt sich in der objektiven Lebensauffassung Nicolais eine soziale, verpflichtende, eingliedernde Tendenz, so verherrlichen die Stürmer den Rausch der Verbrüderung, die prome-

[1] An Lessing 10. XI. 70 = Lachmann-Muncker 19, 399.
[2] Sebaldus Nothanker I, 6, S. 68.

theische Geste stürmischen Aufwallens, fühlen sie den Zusammenbruch der von Schmerz, Haß und Hohn Zerquälten nach. Es gibt kaum einen größeren Unterschied als etwa Goethes Art, durch das Elsaß zu streifen oder Herders Reisetagebuch aus Frankreich, und Nicolais Frucht seiner einzigen größeren Reise: die zwölfbändige »Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz. Nebst Bemerkungen über Gelehrsamkeit, Industrie, Religion und Sitten«. Während die Stürmer von einer Frau zur andern flattern, spielt in Nicolais geistigem Leben nicht einmal die eine Frau eine Rolle, an deren Seite er dreißig Jahre glücklich dahinlebte; der Briefwechsel mit jener geistreichen Rokokodame aber, den der Sechzigjährige führte, und der sich in reichlich sentimentalen Ergüssen ergeht, liegt in Nicolais Nachlaß wohl eingeordnet zwischen Geschäftsbriefen und gelehrten Korrespondenzen mit der Aufschrift »Madame Augspurg«. Man vergegenwärtige sich ferner die Darmstädter »Gemeinschaft der Heiligen« — und das männliche Triumvirat Lessings, Mendelssohns und Nicolais; die Gespensterstimmung des Göttinger Kreises — etwa Bürgers Verkehr mit der gespenstergläubigen Hofrätin Listn[1] und die Wirkung der »Lenore« auf den jüngeren Stolberg —, und Nicolais Brief an Iselin[2], in dem er schreibt, daß auch er bisweilen »einen lebhaften Fluß von Vorstellungen ohne Ordnung und Beziehung« empfinde, den er durch ein »niederschlagend Pulver« zu beruhigen suche. Bürgers Lebensgang, der einige äußere Umstände mit demjenigen Nicolais gemeinsam hat, verdeutlicht vollends den Unterschied des Lebensgefühles und der Lebensauffassung Nicolais von derjenigen der Genieperiode. Auch Bürger wird auf dem Pädagogium zu Halle vorgebildet, ohne indessen unter dem pietistischen Zwang so zu leiden wie Nicolai; auch Bürger wird, wie Nicolai, kaum daß er sich den Wissenschaften ganz hingegeben hat, herausgerissen, und in eine fremde Sphäre versetzt; aber während Nicolai ohne Murren sich in den veränderten Pflichtenkreis fügt, und, die Hoffnung auf ein Gelehrtenleben begrabend, Buchhändler wird, seufzt Bürger unter dem Druck der Aschersiebener Verhältnisse und klagt, daß er »wie von Furien entflammet einhergetrieben werde«, da er ge-

[1] Vgl. A. Sauer, »Gottfried August Bürgers Gedichte«, DNL 49 50, S. VIII f.
[2] 26. XI. 68 NN.

zwungen sei, »die Blüte seiner Jugend in solch einem Nest zu vergeuden« und auf der begonnenen Laufbahn still zu stehen[1]; aber kaum aus dieser Lage befreit, stürzt er sich in Göttingen in tausend Zerstreuungen und vergißt die Qual, die begonnene Laufbahn nicht vollenden zu dürfen. Und während Nicolai die ungeheure Last der Geschäfte geduldig trägt und eine Korrespondenz, die an Umfang vielleicht nur noch von derjenigen Lavaters übertroffen wird, mit größter Gewissenhaftigkeit und Pünktlichkeit erledigt, seufzt Bürger als Amtmann von Altengleichen »unter der Last seiner Geschäfte wie ein Galeerensklave in seinen Handschellen«; die dringendsten Angelegenheiten müssen, wenn er seine üblen Tage hat, Tage und Wochen lang der Erledigung harren; Briefe und Papiere liegen »wie Kraut und Rüben« auf seinem Tische[2]; in keiner strengen Arbeitsweise vermag er Befriedigung zu finden. — Und alle diese Gegensätze gelten, mit gewissen Abwandlungen, auch für die Lenz, Klinger und Wagner, ja für Hamann, den jungen Herder und den jungen Goethe im Verhältnis zu Nicolais Vitalität. Gegenpoliges Lebensgefühl, gegensätzliche Lebensanschauung haben vielfache Widerstände auf beiden Seiten geweckt und genährt.

[1] Zitiert nach Sauer a. a. O. S. IX.
[2] Ebenda S. XXIII.

Was wir bei der Darlegung der wichtigsten Elemente von Nicolais Welt- und Lebensanschauung erkannten, daß es vergeblich sei, mehr als den Rahmen zu zeigen, in den sich das Bild einspannen läßt, muß bei der Erörterung von Nicolais Kunstanschauung noch schärfer betont werden. Nicolai hat die verschiedensten Ansätze gemacht, seine Kunstanschauungen in systematischer Form vorzubringen, nirgends aber schließt sich der Kreis seiner Gedanken zum System, und nur wenige dieser Gedankenkomplexe sind in seiner Stellungnahme zu literarischen Erscheinungen — und diese bildet ja den eigentlichen Gegenstand unserer Untersuchung — wirklich fruchtbar geworden. Was Ludwig Goldstein in seiner Untersuchung über Moses Mendelssohns Ästhetik[1] erkennt, daß Mendelssohn durch krasse Widersprüche in seinen Schriften oft in Verlegenheit setze, und daß nicht überall ein Fortschritt zu tieferer Erkenntnis zu verzeichnen ist, gilt in weit höherem Maße von Nicolais ästhetischen Anschauungen. Besteht doch nicht einmal Gewißheit darüber, inwieweit Nicolai Systematiker sein wollte! Zwar hat er — abgesehen von der einzigen systematischen Äußerung, die er abgeschlossen hat, der »Abhandlung vom Trauerspiel«[2] — wiederholt Ansätze zu solchen gemacht; so beabsichtigte er, der Abhandlung vom Trauerspiel eine besondere über das bürgerliche Trauerspiel folgen zu lassen[3] und für das fünfte Stück der Bibl. d. sch. Wiss. eine Abhandlung »Von den Quellen der Künste«[4] fertig zu machen; »den deutschen Liebhabern der schönen Künste« wollte er, wie er an Chr. L. v. Hagedorn schreibt[5], ein »Lehrbuch« in die Hand geben, das ihnen zum Leitfaden dienen könnte, — aber diese Pläne

[1] a. a. O. S. 19.

[2] 1757. Zuerst in Bibl. d. sch. Wiss. erschienen; abgedruckt bei Minor, DNL 72, S. 327ff., hier zitiert nach letzterem.

[3] An Lessing 31. VIII 1756 und am Schluß der »Abhandlung«.

[4] Brief an Lessing 7. IX. 57 = Lachmann-Muncker 19, 111. Vgl. den Titel der Mendelssohnschen Abhandlung: »Betrachtungen über die Quellen und Verbindungen der schönen Künste und Wissenschaften« = Bibl. d. sch. Wiss. I, 2.

[5] Nicolai an Hagedorn 20. IV. 58. NN. = Torkel Baden, Briefe über die Kunst an Hagedorn [Leipzig 1797], S. 240.

zerschlugen sich. Zwar setzt Nicolai in der »Vorläufigen Nachricht« vor dem ersten Stück des ersten Bandes der Bibl. d. sch. Wiss. auseinander, daß zur »Genauigkeit des Geschmacks,« welche ihm, »die höchste Staffel der Blüte der schönen Wissenschaften« ist, theoretische Grundlegung derselben notwendig sei; indessen läßt der programmatische Charakter der »Nachricht« diese Äußerung als in ihrem Werte zweifelhaft erscheinen, um so mehr, als er der theoretischen Grundlegung hier nicht das eigentlich kritische Urteil gegenüberstellt, sondern das instinktmäßige, das ihm jedoch sehr fern lag, so daß der hier aufgestellte Gegensatz kein für sein Denken eigentlich fruchtbarer sein konnte. Wichtiger wäre schon etwa seine Polemik gegen Sulzers Satz[1], daß man, um ein Kunstwerk beurteilen zu können, nicht in der Theorie der Kunst unterrichtet zu sein brauche, wie es bei der Beurteilung wissenschaftlicher Werke der Fall sei: »Dies ist,« sagt Nicolai, »eine Folge aus dem falschen Satze, daß alles in den schönen Künsten auf die Empfindung ankomme«; er will die Anschauung, die Sulzer nur auf die Beurteilung wissenschaftlicher Leistungen angewandt wissen will, auch auf die Kunst beziehen: »Es ist eine sehr große Torheit, wenn man durch einen Blick alles umwerfen will, was nicht anders als durch eine Menge miteinander verbundener Ideen hat können zur Wirklichkeit gebracht werden.« — Indessen stehen solchen die Notwendigkeit ästhetischer Fundamentierung behauptenden Sätzen andere entgegen, die aller systematischen Grundlegung des kritischen Urteils widersprechen. So verteidigt er die lose Form seiner »Briefe über den itzigen Zustand« gegen den Einwurf der mangelnden systematischen Ordnung der vorgetragenen Gedanken, und spöttelt über die Zumutung, »ein artig metaphysisch-ästhetisches Tractätgen« zu schreiben, »worinnen doch wenigstens jeder Abschnitt in seine Paragraphen eingeteilet wäre[2];« ja er sagt ausdrücklich, daß seine Absicht nicht war, ein »Lehrgebäude« zu liefern, sondern »bloß Gelegenheit zur Bestreitung gewisser allgemeiner Vorurteile zu geben«. Und gerade gegen Sulzer wendet er ein, daß er »die Künste einem theoretischen System unterwerfen« wolle: »so

[1] In Sulzers »Pensées sur l'origine et les emplois des sciences et de beaux arts«, die Nicolai Bibl. d. sch. Wiss. I, 2, 388 bespricht.

[2] Briefe itz. Zust. S. 6.

soll man niemals verfahren, sondern vielmehr Aestetiken allemal a posteriori aus praktischen Bemerkungen zusammensetzen[1]«. Oder er bemerkt, Shaftesbury'sche Folgerungen aus ästhetischen Grundsätzen als »ziemlich seicht« tadelnd: »es gehet sehr leicht also, wann ein Philosoph aus der Theorie allzuweit schließen will[2].« Er macht sich darüber lustig, daß ein Franzose, der Professor Cacault, in den wiederholten Gesprächen mit Nicolai immer wieder auf die obersten Prinzipien des kritischen Urteils — allerdings die dogmatischen des französischen Klassizismus — zurückgehen will[3], wie er im Alter über die intellektuelle, zum System strebende Ästhetik insbesondere Friedrich Schlegels, spottet[4]. So tadelt er »die Erforscher der Ursachen, was rühren, gefallen oder mißfallen könne,« weil sie für die Begründung der Prinzipien ihrer Ästhetik »die Menschen alle zusammen in eine Klasse zwingen«[5]; und in logischer Konsequenz dieses Standpunktes, der sich gegen die abstrahierende, normierende Ästhetik verwahrt, will er höchstens eine induktiv empirisch gewonnene Kunsttheorie[6]. »Wenn man die Gedichte der berühmtesten (!) Meister untersuchte, und entwickeln wollte, wie sie es angefangen, um uns zu gefallen, und zugleich mit Genauigkeit zu bestimmen suchte, was in unserer Seele vorgeht, wenn uns ein komisches Heldengedicht von dieser und jener Art gefällt, so würde man zu einer sicheren Theorie dieser Art von Gedichten gelangen können[7].« So ist denn auch sein einziger systematischer Beitrag zur Ästhetik, die Abhandlung vom Trauerspiel, stark psychologisch gerichtet.

[1] An Chr. L. v. Hagedorn 19. I. 60 = Torkel Baden S. 262.

[2] In s. Anmerkung zu s. Übersetzung der Betrachtungen Shaftesburys »Über das Gemälde vom Urteil des Hercules« = Bibl. d. sch. Wiss. II, 1, S. 37.

[3] Nicolai an Lessing: »Febr. 1773« = Lachmann-Muncker 20, 243.

[4] »Hohe Ästhetik, so nennt er — Gustav, das ‚Genie' — das Ding, womit er über den Wert der Maler und Dichter en dernier ressort entscheidet, und uns belehrt, was uns ausschließlich gefallen soll, und sonst nichts bei Strafe zu mißfallen.« Vertraute Briefe S. 55. — Vgl. auch seinen Spott gegen die kritisch-ästhetischen Philosophen im »Sempronius Gundibert« (S. 175), die in dem philosophischen Reichstag »ohne Rücksicht auf die empirischen Poeten« »jede ursprüngliche Dichtart in ihre ewigen Grenzen feststellen wollten«.

[5] Nicolai im — gemeinsam mit Th. Abbt verfaßten — 205ten Literaturbrief.

[6] Dieselbe Forderung erhebt Mendelssohn gegenüber Baumgartens Methode Bibl. d. sch. Wiss. III, 1. vgl. Braitmaier II, S. 144.

[7] Bibl. d. sch. Wiss. IV, 1, 539.

Wenn trotz dieses schwankenden Verhaltens Nicolais gegenüber systematischer Begründung seiner ästhetischen Urteile dennoch hier der Versuch gemacht wird, die ästhetischen Urteile einer tiefer liegenden, umfassenderen Schicht seiner Gedankenwelt zuzuführen, so läßt sich dieses Verfahren methodisch rechtfertigen. Moses Mendelssohns ästhetische Anschauungen bilden hier eine willkommene Stütze, da seine ästhetischen Urteile durchweg mit denjenigen Nicolais in Übereinstimmung sind; man muß aber freilich Nicolais Elektizismus gerecht werden und kann, auf die Systematisierung seiner Kunstanschauungen verzichtend, nur seine Stellungnahme zu einigen allerdings entscheidenden ästhetischen Problemen darlegen, die durch seine ganze geistige Entwicklung durchgehen, wobei man ihre Betontheit und Wirksamkeit in Nicolais einzelnen ästhetischen Urteilen berücksichtigen muß.

Die ästhetische Gedankenwelt Nicolais ist durch die Namen Boileau, Batteux, Brumoy und Dubos, Shaftesbury und Burke, Breitinger, Baumgarten, Sulzer und Moses Mendelssohn abgesteckt. Eine philosophische Begründung der Kunst hat er nirgends auch nur andeutungsweise versucht. Kunst wird von ihm schlechthin vorausgesetzt; da, wo er ein wenig tiefer gräbt, handelt es sich für ihn um psychologische Fragen. Batteux' Nachahmungstheorie bildet die Grundlage seiner Kunstanschauungen; der fundamentale Grundsatz lautet: Die Kunst ist Nachahmung der Natur, aber nicht die Natur selbst[1]. Demnach würde die theoretische Bestimmung dieser Differenz zwischen Urbild und Abbild die Theorie der Kunst bedeuten; statt dieser theoretischen Bestimmung indessen tritt bei Mendelssohn, und noch mehr bei Nicolai, die psychologische Fragestellung ein, die auf den Grund des Vergnügens an künstlerischen Werken gerichtet ist und einzig die psychische Differenz zwischen der Reaktion auf das »natürliche« Urbild und derjenigen auf das künstlerische Abbild zu ermitteln strebt. Hier ist Mendelssohns Illusionstheorie, deren Bedeutung für die Mendelssohnsche

[1] Auf dem Boden dieses Grundsatzes steht Nicolai mit voller Bewußtheit z. B. in der Polemik am Beginn des 239. Literaturbriefes. Er gibt dort dem anerkannten Batteuxschen Satz die Mendelssohnsche Fassung, daß es sich bei der Nachahmung nicht um »schöne Gegenstände in der Natur«, sondern um schöne Nachahmung handele.

Ästhetik zuerst Ludwig Goldstein erkannt hat[1], eine Lösung, der sich auch Nicolai angeschlossen hat, ja anschließen mußte. In einer seiner ausführlichen Anmerkungen, die Nicolai seiner Übersetzung der Shaftesburyschen Abhandlung »Über das Gemälde vom Urteil des Hercules« beigefügt hat[2], verteidigt er die Verwendung der Allegorie in Gemälden gegen Shaftesbury mit dem Nachweis, daß die »Illusion der Malerei«, die Shaftesbury gefordert hatte, durch Allegorien nicht gestört werde, und daß sie daher dem Kunstwerk als solchem nicht schädlich seien; und nur, wenn er sich auf den Boden der Mendelssohnschen Illusionstheorie stellte, konnte Nicolai das Problem des spezifischen Kunstgenusses lösen: denn ist die Erhöhung des Realitätsbewußtseins durch Affekte, die Erregung der Leidenschaften an sich, ohne Hinblick auf die Wirkungen dieser Erregung, die er in seiner »Abhandlung vom Trauerspiel« als Sinn der Kunst (d. h. hier der Tragödie) hinstellte, nicht in höherem Maße auch als Reaktion auf Naturobjekte oder -begebenheiten denkbar? Einzig, wenn die Erregung der Leidenschaften von den oberen Seelenkräften[3] als ästhetische Illusion erkannt wird[4], ist eine besondere Kunstwirkung von der Wirkung ‚natürlicher' Eindrücke unterscheidbar — und an der Tatsache dieser besonderen Wirkung hing, wie wir uns vergegenwärtigten, Nicolais Begründung der Kunst überhaupt. — Stand aber Nicolai auf dem Boden der Mendels-

[1] L. Goldstein a. a. O. S. 124 ff. Auch R. Petsch in seiner Einleitung zu Bd. 121 der Philosophischen Bibliothek sieht in der Illusionsästhetik Mendelssohns den Kern seiner ästhetischen Anschauungen.

[2] Bibliothek der schönen Wissenschaften II, 1, 44; den Plan einer vollständigen Shaftesbury-Übersetzung in Verbindung mit Mendelssohn, mit ausführlichen Erläuterungen und Zusätzen bezeugt Nicolai im Brief an Gerstenberg vom 21. III. 67 = Z. f. d. Phil. 23, 52 und im Ehrengedächtnis für Th. Abbt, S. 16.

[3] Nicolai akzeptiert diese ihm zum mindesten durch Mendelssohn geläufige Unterscheidung zwischen den unteren und oberen Seelenkräften: Bibliothek der schönen Wissenschaften I, 2, 388 (gelegentlich der Rezension von Sulzers Pensées sur l'origine et les emplois . . .).

[4] Vgl. § 12 der »Herrschaft über die Neigungen«. Schriften ed. G. B. Mendelssohn IV, 1, S. 39 ff. Zuerst aus Nicolais Nachlaß, mit Anmerkungen von Nicolais Hand versehen, von Göckingk (S. 175 ff.) veröffentlicht. »Soll eine Nachahmung schön sein, so muß sie uns ästhetisch illudieren, die oberen Seelenkräfte aber müssen überzeugt sein, daß es eine Nachahmung, und nicht die Natur selbst sei.«

sohnschen Illusionstheorie, so ergibt sich daraus nach zwei Seiten hin eine eigentümliche formale Beschaffenheit seiner Kunstanschauungen. Einmal die Behauptung und folgerechte Vertretung eines Realismus, der zwischen den Ansprüchen des Naturalismus und phantastischer, oder im Ausdruck der Zeit, ‚imaginativer' Kunst nicht vermittelnd, sondern nach beiden Richtungen abwehrend, die Mitte hielt; andererseits die Begründung einer Auffassung, die das Kunstwerk nicht als fertiges, unabänderliches, auf sich beruhendes Gebilde hinnehmen will, sondern als etwas Unverbindliches, leicht in fremde Beziehungen zu Versetzendes; die das Bestimmbare, das Genetische des Kunstwerks ins Auge faßte und sich vom Werk zum Künstler wandte. Mendelssohn hat selbst diese Folgerungen aus seiner Illusionstheorie gezogen; diese letztere im 13. Paragraphen der »Herrschaft über die Neigungen«[1], wo er folgert, daß nicht die Nachahmung an sich uns vergnüge, sondern »die Geschicklichkeit des Künstlers, der sie zu treffen gewußt hat«; jene erstere hat Ludwig Goldstein nach Sätzen der Mendelssohnschen »Rhapsodie«[2] treffend zusammengefaßt: »Alle Kunst, welche die Natur nachahmt, soll das möglichst getreu tun, dabei aber doch die ihr gesteckten Grenzen nie überschreiten, vielmehr den Schein materieller Wesenheit, den ihre Werke hervorrufen, auch selbst aufrichtig zerstören. Ästhetische Illusion ist ihm nicht grobe Sinnestäuschung, die Nachahmung als Natur vorspiegelt, sondern ... die intuitive Überzeugung von der größtmöglichen Ähnlichkeit zwischen Vorbild und Abbild, ohne daß zur Erreichung dieses einen Zieles der nachahmenden Kunst andere Mittel angewandt worden wären, als die ihr eigentümlichen und erlaubten.« —

Mendelssohn wehrt sich überall, wo er die Nachahmungstheorie vertritt, entschieden gegen die Ansprüche des Naturalismus. Wenn er in dem Aufsatz »Über die Hauptgrundsätze der schönen Künste und Wissenschaften« »das Wesen der schönen Künste und Wissenschaften« als »künstliche sinnlich vollkommene Vorstellung« oder als eine »durch die Kunst vorgestellte sinnliche Vollkommenheit« definiert, so bemerkt er gleich ausdrücklich: »Die Vorstellung

[1] Schriften IV, 39.

[2] »Rhapsodie oder Zusätze zu den Briefen über die Empfindungen« 1761 erschienen. L. Goldstein S. 133.

durch die Kunst kann sinnlich vollkommen sein, wenn auch der Gegenstand derselben in der Natur weder gut, noch schön sein würde;« und in der für seine (wie für Nicolais) ästhetischen Grundsätze so außerordentlich wichtigen Besprechung von Rousseaus »Nouvelle Héloise« (im 166./70. Literaturbrief) sagt er noch ausdrücklicher: »In der Natur kann vieles sein, das in der Nachahmung unnatürlich ist.« Diese Abwehr des Naturalismus ist auch ein wesentliches Kennzeichen der Nicolaischen Kunstanschauung, die ja gleichfalls auf dem Boden der Nachahmungstheorie steht. Er unterscheidet, wiederum in einer seiner Anmerkungen zu der Shaftesbury-Übersetzung[2], ausdrücklich eine poetische Wahrscheinlichkeit im Gegensatz zur »historischen«, d. h. ereignismäßig-natürlichen. So tadelt er die Reiseerzählung »Hercynia« von Zachariae, weil darin die dargestellte Reise »so historisch erzählet wird, als sie vorgegangen sein mag, fast ohne die geringste poetische Anlage«[3]. Und in der — gemeinschaftlich mit Mendelssohn verfaßten — ausführlichen Besprechung von Jacobis »Winterreise« wird der Naturalismus zwar nicht theoretisch abgewehrt, aber seine charakteristischen Ausprägungen als unkünstlerisch dargestellt in dem Satze[4]: »Der Mann von reifer Vernunft und tiefer Kenntnis des menschlichen Herzens wird die Natur nehmen wie sie ist, in ihrer großen Vermischung von Gutem und Bösem, von Schönem und Häßlichem; aber er wird in die Tiefe des menschlichen Herzens eindringen und die sanften Empfindungen der Menschlichkeit aus den geheimsten Winkeln hervorsuchen, wo sie zuweilen unter dem Scheine des Niedrigen und Unanständigen verborgen liegt.«

Die Abwehr nach der anderen Seite, der phantastischen, ‚imaginativen' Kunst, die ihre Berechtigung ebenfalls aus der Illusionstheorie herleiten könnte, in dem sie die Imagination als entscheidendes objektives wie subjektives Unterscheidungsmerkmal der Nachahmung von der nachgeahmten Natur setzt, ist für Nicolai ebenso notwendig. »Der Poet ist niemals berechtigt, dem Hange

[1] Zuerst erschienen: Bibl. d. sch. Wiss. II, 1.
[2] Bibl. d. sch. Wiss. II, 1, S. 38.
[3] A D Bibl. IV, 1, 218.
[4] A D Bibl. XI, 2, S. 16/17.

einer wilden Hitze zu folgen,« sagt Nicolai im 7. der »Briefe über den itzigen Zustand . . .«[1]; »die ganze Natur ist reich und unerschöpflich genug (den Künstlern) Stoff zu ihrer Erfindung zu geben; wozu ist es denn nötig, eine Sache mit lauter Hirngespinsten zu verzieren?« fragt er im 47. Literaturbrief; es ist der Standpunkt, den Lessing mit psychologischer Wendung im 8. Literaturbrief formuliert hat: »Sind Ausschweifungen der Einbildungskraft Empfindungen? Wo diese so geschäftig ist, da ist ganz gewiß das Herz leer, kalt.« So verurteilt Nicolai die »Schöpfung der Hölle« von Zachariae, weil sie reine Imagination sein wolle[2]; so wendet er sich im 184. Literaturbrief dagegen, daß Dichter, ihrem religiösen Gefühl freien Lauf lassend, aus reiner Phantasie »auf Gottes Rechnung Sachen erdichten«. Und in Überlegungen über die Imagination, die Göckingk aus Nicolais Nachlaß veröffentlicht hat[3], erkennt er, »daß die menschliche Imagination überaus dürftig ist, wenn sie nicht von Gegenständen der wirklichen Natur ausgeht«; und der Satz »man weiß, was für Sprünge die Einbildungskraft tut, wenn sie einmal anfängt, mit dem Verstande davon zu laufen[4],« ergänzt diese Betrachtung nach der anderen Seite. Diese Abwehr verschärft sich mit zunehmendem Alter, bis er an Tieck schreiben kann: »Das Reich der exzentrischen Imagination ist einförmiger als es dem Faulen scheint, der gern selbstgefällig darin herumspazieret; das Reich der Natur ist höchst mannigfaltig, aber es ist nicht so leicht zu erforschen; wer es aber zu erforschen und interessant (!) darzustellen weiß, findet Wahrheit und Leben, da jener bloß Träume findet[5].«

Zwischen diesen beiden Extremen, der imaginativen Kunst und dem Naturalismus, liegt das eigentliche Feld von Nicolais Kunstanschauungen; er sucht jedoch nicht bewußt zu vermitteln, sondern betrachtet vielmehr seine Anschauungsweise als den Ausgangspunkt, von dem aus durch vernunftwidrige Übertreibung jene Extreme erreicht werden können. Wie Theokles im dritten der Men-

[1] S. 66.
[2] Litbrief 184/5.
[3] Göckingk S. 111.
[4] A D Bibl. 26, 1, 272.
[5] An Tieck 19. II. 97, ed. Holtei S. 59.

delssohnschen »Briefe über die Empfindungen« (1755)[1] auseinandersetzt, daß weder ein völlig deutlicher, noch ein völlig dunkler Begriff sich mit dem Gefühl der Schönheit verträgt, und daß zwischen den Grenzen der Klarheit also alle Begriffe der Schönheit eingeschlossen sein müssen, so hat auch Nicolais Kunstanschauung sich einzig zwischen diesen Grenzen bewegt. »Meine Art zu denken,« heißt es in den »Briefen über den itzigen Zustand« (Nr. 13) »ist nicht sowohl Mittelmäßigkeit, als vielmehr die Mittelstraße zwischen den Ausschweifungen, die zum Schwulst und Unsinn leiten, und der Furchtsamkeit, die uns niemals erlaubet, uns über unsere alten Vorurteile zu erheben.« Die richtige Beobachtung des empirischen Lebens führt diese Mittelstraße. Eine solche Beobachtung aber verlangt er vom Dichter; die Wahl des Stoffes, wie die Darstellungsweise soll diesem Grundsatz entsprechen. Denn die Poetik der Aufklärung verbindet, wenn sie die Nachahmung der Natur fordert, mit dem Begriff »Natur« keine sinnlich-plastische Vorstellung, sondern die abstrakte Vorstellung des ‚Natürlichen'[2]; das subjektiv Natürliche mit dem objektiven Naturleben zu verbinden, war der Sinn ihrer Forderungen an den Künstler. Diese Forderung erhielt bei Nicolai eine spezielle Färbung dadurch, daß er den Deutschen eine allgemeine Unvollkommenheit in der Beobachtung, ja in der Kenntnis des objektiven Naturlebens vorwerfen muß. Immer wieder weist er darauf hin, daß die deutschen Dichter »aus dem Innern ihres Kabinetts« schreiben. »Wir Deutsche sind Buchmenschen, eine schreibende Nation,« klagt er einmal[3]; »alle Empfindungen gehen für uns verloren oder werden nur mangelhaft ausgedrückt, die nicht können gelesen werden.« »Weder unsere Wissenschaft . . . noch unsere Poesie entspricht unserer Welt.« Demgegenüber betont er, seit dem 7. seiner »Briefe über den itzigen Zustand« die Notwendigkeit, das reale Leben zur Grundlage des dichterischen Ausdrucks zu machen, die »Kenntnis der Welt und des menschlichen Herzens« als Vorbedingung für alles ersprieß-

[1] Auf die »vortrefflichen Briefe über die Empfindungen« beruft sich Nicolai wiederholt in der »Abhandlung vom Trauerspiel«.

[2] Vgl. Erwin Kircher, »Volkslied und Volkspoesie in der Sturm- und Drangzeit = Zeitschrift für deutsche Wortforschung (1903) 4, S. 14 u. S. 17.

[3] Göckingk S. 128 f.

liche dichterische Schaffen[1], zumal wenn der Dichter originale Gestalten prägen wolle[2]. Dementsprechend soll auch die Darstellungsweise realistisch sein, d. h. sich nur solcher Mittel bedienen, die durch den Stoff gerechtfertigt sind[3]. —

An der Stellungnahme zu einem besonderen Problem, der Frage nach dem Verhältnis von Kunst und Moral, die innerhalb der Nicolaischen Kunstanschauung besonders einheitlich gelöst worden ist, erweist sich dieser Realismus wirkungsvoll.

Nicolais Stellungnahme ist auch in dieser Frage von derjenigen Moses Mendelssohns stark abhängig. Zwar scheint es, als ob er in der »Abhandlung vom Trauerspiel« gegen Mendelssohns in den »Briefen über die Empfindungen« geäußerte Ansichten über das Verhältnis von Kunst und Moral polemisiere; in Wahrheit sucht er dort nur den Anschluß an Mendelssohns Ansichten: Mendelssohns Dualismus der Moralität des Lebens und der Bühne, — daß das moralisch Gute nicht ohne weiteres auch theatralisch gut sei — wird von Nicolai hier seiner Allgemeingültigkeit entkleidet und im übrigen dahin erläutert, daß die der wahren Sittlichkeit widerstreitenden theatralischen Handlungen gewissermaßen durch »die starke Bewegung, worin sich die handelnde Person befindet, entschuldigt werden«. Gehöre es auch nicht zum Zweck der Tragödie, »die Tugend als belohnt und das Laster als bestraft« darzustellen, so werde doch ihr eigentlicher Zweck, die Erregung der Leidenschaften, nur unvollkommen erreicht, wenn ein Widerspruch zwischen unserer Anteilnahme und der erhofften Rührung bestünde, was z. B. der Fall wäre, wenn der Tugendhafte unterginge usw. Zwar ist also der eigentliche Zweck der Tragödie, den Nicolai mit größtem Nachdruck betont, einzig die Erregung der Leidenschaften an sich, ohne die Bewirkung einer irgendwie verstandenen »Reinigung« von den vorgestellten Leidenschaften — es sei nun die Reinigung in den dargestellten Personen oder im Zuschauer; indessen setzt er die Übereinstimmung dieses wahren Zweckes der Tragödie mit den Ansprüchen der wahren Sittlichkeit voraus; denn die Wirkung, welche die Erregung der Leidenschaften hervorbringen soll,

[1] A D Bibl. 14, 1, 214.
[2] Vgl. d. 224. Literaturbrief.
[3] Vgl. Briefe itz. Zust. Nr. 7, S. 58 u. S. 66.

die Erhöhung unseres Realitätsbewußtseins, wird durch den Widerstreit von poetischer und wahrer Sittlichkeit aufgehoben oder doch erheblich beeinträchtigt. Auch hier also eine Stellungnahme, die zwei Extremen die Mitte hält: den Ansprüchen einer Kunst, die den Menschen einzig als leidenschaftlich bewegten oder leidenschaftlichen Beweger sieht, — wie es die Dramen des Sturms und Drangs tun — und den rein rationalistischen Forderungen gegenüber, welche die Leidenschaften des Menschen durch die Gesetze der Moral besiegt sehen wollen, — wie etwa Sulzer, dessen Betrachtungsweise er im 14. seiner »Briefe über den itzigen Zustand« ablehnt — vertritt Nicolai einen »realistischen« Standpunkt; das Kunstwerk, das er meint, bedeutet eine, durch die Kunst des Dichters[1] herbeigeführte Ausgleichung zwischen dem leidenschaftlichen Drang des Menschen und seiner Unterwerfung unter die Moral. In diesem Kunstwerk fallen Kunst und Moral zusammen: »Unter dem Moralischen verstehen wir alle vernünftige Schilderungen der menschlichen Leidenschaften,« konnte der Übersetzer mit Shaftesbury sagen[2], dieses Kunstwerk erreicht den Zweck der ungetrübten Erregung der Leidenschaften am vollkommensten, da hier, um mit Mendelssohn zu sprechen, die Empfindungen der oberen und der niederen Seelenvermögen zusammenfallen. So ist für Nicolai die Schaubühne keine moralische Anstalt — aber auch keine um die Moral ganz unbekümmerte. »Die Grille, daß die Schaubühne eine Sittenschule sei,« sagt er im 201. Literaturbrief, »wird alle Tage durch die Erfahrung widerlegt; wann sie es wäre, so müßten die Stücke, welche sehr moralisch sind, auch die besten Stücke sein. Es ist wahr, man fordert mit Recht von der Schaubühne, daß sie gesittet sei; das ist, daß sie den guten Sitten nicht hinderlich sei, sondern vielmehr dieselben, wo es die Gelegenheit zulässet, befördere; sonst beruhet die Anordnung eines Schauspiels auf Regeln, die mit der Sittenlehre nicht das geringste gemein haben[3].

[1] Das betont auch Thomas Abbt im 231. Literaturbrief (S. 258).

[2] Nicolais Übersetzung von Shaftesbury erwähnter Abhandlung. Bibl. d. sch. Wiss. II, 1, S. 42.

[3] Vgl. hierzu Briefe über den itzigen Zustand Nr. 15, S. 119, und s. Brief an Lessing v. 7. IV. 72 (= Lachmann-Muncker 20, 157 f.), wo er sich darüber lustig macht, daß einige Kunstrichter sich beschweren, in der »Emilia Galotti« sei

Noch klarer formuliert er seinen Standpunkt Herder gegenüber[1]: »Wenn in unsern zivilisierten und durch systematische Wissenschaften aufgeklärten Zeiten die Poesie nur bloß eine erlaubte Ergötzung ist, so verliert sie dennoch nicht allen moralischen Nutzen, wenn sie auch nicht geradezu die Moral predigt. Jede Entwicklung von Geisteskräften, jede Zurückrufung von rauhern und kindischen Vergnügungen zu solchen, die einer sentimentalen Wendung fähig sein (sic), jede vermehrte Empfindsamkeit, hat einen moralischen Nutzen.« Hier zeigt sich deutlich, daß er keine moralische, sondern eine gesittete Kunst wünscht; daß die Erregung der Leidenschaften weder Selbstzweck ist, noch zur unmittelbaren Hervorbringung moralischer Wirkungen dienen soll; vielmehr dient sie einer Bereicherung, Erweiterung und Veredlung des geistigen Lebens. —

Es wurde oben schon angedeutet, daß aus dem Standpunkt der Illusionsästhetik, gemäß Mendelssohns eigener Folgerung, sich noch nach einer anderen Seite hin ein bestimmter formaler Zug der Nicolaischen Kunstanschauung logisch herleiten läßt; ein kausaler Zusammenhang läßt sich freilich auch hier nicht nachweisen. Es handelt sich hier um diejenige Richtung seiner prinzipiellen Anschauungen über die Kunst, die Mendelssohn dahin aussprach, daß nicht die Nachahmung an sich uns vergnüge, sondern die Geschicklichkeit des Künstlers, der sie zu treffen weiß. So wird der Schwerpunkt des Anschauungskernes vom Kunstwerk fortgerückt; überall wird das Bestimmbare, das Genetische ins Auge gefaßt, nicht das Ruhende, Fertige, Abgeschlossene. Nicht das Werk an sich, sondern ‚der Künstler und sein Werk' ist das Thema von Nicolais Überlegungen über die Theorie der Kunst. Es handelt sich für den Theoretiker Nicolai nicht mehr wie etwa für Gottsched um die Maßstäbe, mit denen mehr oder minder schematisch die Grenzen der Kunst gemessen werden können, sondern um die Theorie der dichterischen Produktion. Mit dieser Wendung seiner Ästhetik stand Nicolai freilich nicht allein; sie erscheint vielmehr als das eigentliche, bezeichnendste Moment der Zeitströmung im engeren Sinne, die Nicolai

die poetische Gerechtigkeit zu kurz gekommen, weil Marinelli nicht bestraft sei.

[1] Nicolai an Herder 21. III. 72 = O. Hoffmann S. 74.

vertrat; das Erbe der Schweizer, Baumgartens und J. E. Schlegels, wird von Mendelssohn und Nicolai höchst fruchtbringend verwaltet[1].

Bestimmte Gedankenkomplexe, durch die öffentliche Diskussion mit dem — gerade auf die stark journalistisch veranlagten »Berliner« einwirkenden — Reiz der Aktualität ausgestattet, haben diese Wendung zudem verstärkt. Sie traten losgelöst aus einer umfassenden Kunstlehre als selbständige Probleme an den unsystematischen Nicolai heran. Der Originalgedanke und der Geniegedanke, durch Youngs Conjectures on Original Composition (1759)[2] in ein neues, in Zukunft fruchttragendes Stadium getreten, wurde bald allgemein aufgegriffen, und die Auseinandersetzung mit diesen Gedanken hat Nicolai so sehr in Anspruch genommen, daß alle anderen Blickrichtungen für ihn zeitweilig verdeckt waren.

Die Auseinandersetzung Nicolais mit diesen Gedanken mußte um so intensiver sein, als er selbst in den »Briefen über den itzigen Zustand« sie mit achtungswertem Verdienst vier Jahre vor Young vertreten hatte. »Könnten Leute, die nur einen Funken des göttlichen Feuers haben, das in einem Dichter lodern soll, so viel matte und prosengleiche Reime, so viel kalte und nichts bedeutende Prose herfürbringen, als wir von allen Seiten her um uns sehen? Das Genie, die vivida vis animi, ist die einzige Tür zu dem Vortrefflichen in den schönen Wissenschaften; Gelehrsamkeit und Arbeitsamkeit, mit der unsere schlechten Schriftsteller dasselbe ersetzen wollen, dienen nur den Mangel desselben zu verraten;«[3] in diesem Satze ist das Problem des Geniegedankens ausgesprochen und anscheinend im Sinne Youngs gelöst: Das Genie wird als die ursprüngliche Anlage gesetzt, deren der große Künstler bedürfe, und ohne die er trotz aller Bemühungen nur Mittelmäßiges leisten wird. In einem anschaulichen Bilde umschreibt er die Bedeutung einer ursprünglichen natürlichen Anlage: »Es gehet dem Herrn Prof. (Gottsched) mit den Deutschen, wie der Henne, die junge Entchen ausgebrütet hatte;

[1] Vgl. E. Braitmaier I, 35 und II, 188. Diese psychologische Wendung in der Kunsttheorie der Zeit hebt auch R. Unger, Hamann und die Aufklärung, S. 95ff., insbesondere S. 100 hervor.

[2] Vgl. Literaturbrief 172.

[3] Brief. itz. Zust. Nr. 18, S. 146.

sie fliehen der Stiefmutter-Stimme ... und wagen sich ohne Bedenken in die Wellen, zwischen denen der Herr Prof. zu ertrinken befürchtet; nun kann er sich nicht enthalten, aus patriotischem Eifer wider diese Kühnheit zu rufen — und dieser Eifer verhindert ihn zu bemerken, daß die Natur diesen Wagehälsen das verliehen hat, was sie ihm zu versagen für gut befunden hat[1].« Indessen stehen diese Sätze allein, und sind von Nicolai später sehr eingeschränkt worden; die Gegenprobe, daß das Genie allein, ohne jede Schulung den Künstler zu großen Leistungen begabe, vertrugen sie wohl nicht. Diese Ergänzung ist es besonders, die Dubos in den von Nicolai in der »Bibliothek der schönen Wissenschaften«[2] übersetzten »Réflexions sur la Poésie et sur la Peinture« betont. »Das Genie gleichet einer Pflanze, welche sozusagen von selbst hervorkeimet; soll sie aber gute und viele Früchte tragen, so muß sie sorgfältig gewartet werden. Das glücklichste Genie kann nicht anders als durch eine vieljährige Bemühung vollkommen werden,« heißt es da; das Genie müsse sich am Stoffe bilden; freilich könne nur das Genie sich des Stoffes eben auf die Weise bemächtigen, die es zu vortrefflichen Leistungen befähige. Es ist also eine Wechselwirkung von natürlicher Anlage und schulmäßiger Bildung notwendig. Aber wie eng erscheint Dubos' Geniebegriff gegenüber dem Hamann-Herderschen, von wie ganz anderer Art, da er im Menschen nicht als wirkende Kraft auftritt, sondern nur als eine Fähigkeit, die demgemäß auch nur auf ein Gebiet beschränkt bleibt! Wie viel fruchtbringender war deren philosophisch-religiöse Begründung als Dubos' physiologische! Nicolai aber scheint seinen Geniebegriff an Dubos revidiert zu haben, oder die oben erwähnte Bezeichnung des Genies als der »vivida vis animi« war eben nur eine Floskel — eine innere Wandlung ist hier kaum anzunehmen; denn nun vertritt er einen Standpunkt, der wohl praktisch gelegentlich weitherziger ist als derjenige Dubos', aber stets in dessen Geist die Wechselwirkung von

[1] In Brief. itz. Zust. Nr. 2, S. 11. Vgl. auch Sempronius Gundibert S. 323: »Mit der Philosophie ist es ebenso beschaffen, wie mit der Poesie. Man muß dazu geboren sein, und ein mittelmäßiger Philosoph ist gar kein Philosoph, so wie ein mittelmäßiger Poet gar kein Poet ist.«

[2] Bibliothek der schönen Wissenschaften III, 1. Bes. Abschnitt 5—7: »von der Beschaffenheit des Genies einiger Dichter und Maler«.

natürlicher Anlage und schulmäßiger Bildung betont. Auf Dubos' Standpunkt zeigt ihn der einschränkende Satz: »Ein Genie, das sich außer seinen Zirkel macht, sollte bedenken, wie leicht es in solchen Fällen ist, bei allen übrigen Talenten wenig Ehre einzulegen[1]«; oder wenn er den Satz eines Ästhetikers »die gelehrten Theoreten verderben die besten Genies« höhnisch glossiert[2]. Zwar erkennt er: »Was einmal in der ersten Anlage verfehlet worden, pflegt selten zur gänzlichen Vollkommenheit zu gedeihen,[3]« aber er entscheidet sich doch, wenn er die Entwicklung des Künstlers ins Auge faßt, dahin: »Niemand wird auf einmal ganz vollkommen; jedermann muß erst Lehrlingsstücke machen, und selbst die größten Geister sind hiervon gar nicht ausgenommen.« Und wenn Lessing, auf Shakespeare hinweisend, erkennt, daß »ein Genie nur von einem Genie entzündet werden kann, und am leichtesten von so einem, das alles bloß der Natur zu danken zu haben scheint und durch die mühsamen Vollkommenheiten der Kunst nicht abschrecket«, so hebt Nicolai diesen Satz auf, wenn er sagt[3]: »weil Shakespeare mehr Genie hat, ist aus ihm mehr zu lernen«. Hier wird das »Genie« Shakespeare nicht als etwas Beglückendes, wegen seiner unmittelbaren Wirkung auf den Leser oder Zuschauer empfunden wie von Herder und Goethe, sondern als ein Vorbild — für die Nachahmer! Und in dem von Nicolai gemeinsam mit Abbt verfaßten 204. Literaturbrief wird zwar erkannt, daß »nichts schädlicher ist als Regeln, die das Genie einschränken und es so zu sagen, hindern auf seine eigenen Füße zu treten«, aber Youngs Satz: »Die Regeln sind Krücken, welche nur der Kranke gebraucht, der Gesunde hingegen wegwirft,« wird »als nicht völlig richtig« angezweifelt; und der unmittelbar folgende Satz — »nirgend sind solche Regeln häufiger als in Systemen, die Leute von seichter Einsicht bauen« — spricht nur die schon dargestellte Ablehnung systematischer Ästhetik aus und setzt zudem den möglichen Fall, daß ein Mensch von vollkommener, tiefer Einsicht solche Regeln aufstellen könnte, die auch das Genie nicht einschränken. Es zieht sich durch die ganzen Erörterungen

[1] Im 278. Literaturbrief.

[2] A D Bibliothek 12, 2, 95. Rezension von »Theoretischen Abhandlungen über die Mahlerey und Zeichnung«, Frankfurt und Leipzig 1769.

[3] A D Bibliothek V, 1, 295.

dieses Literaturbriefes das Bestreben, die Mitte zu halten zwischen der Anschauung, die dem Genie alle Rechte zugestehen will, und derjenigen, die es in strenge Grenzen gebannt wissen will — wenn auch die Anerkennung einer ursprünglichen, natürlichen Veranlagung des »Genies« bestehen bleibt. Vergegenwärtigt man sich außerdem, daß Nicolai — Ramler ein »Genie« nennt[1], daß er auch Geßner[2], Iselin und Wieland[3] diese Bezeichnung gibt; bemerkt man, daß er mit Dubos[4] meint, der gute Dichter könne seine vorzüglichsten Leistungen erst im mittleren Lebensalter hervorbringen[5], so wird man den Wert des Nicolaischen Geniebegriffes für seine Kunstanschauungen gewiß nicht zu hoch veranschlagen können; auf jeden Fall zeigt sich, daß er im Geist weit entfernt ist von demjenigen des Sturms und Drangs; doch soll das Vorhandensein gewisser Ansätze, zumal bei dem jugendlichen Nicolai, nicht geleugnet werden, um so weniger, als es die scharfe Ablehnung der Genielehre des Sturms und Drangs durch den älteren Nicolai psychologisch erklärt[6].

Mit dem Geniegedanken eng verwandt ist der Originalgedanke. Entscheidet der Geniegedanke in dem Verhältnis von Kraft und Stoff, Organischem und Unorganischem in der dichterischen Produktion zugunsten der organischen Kraft, so fordert der Original-

[1] Literaturbrief 333.

[2] Literaturbrief 278.

[3] Nicolai an Iselin 20. X. 67. NN. »Das Urteil eines Genies (Iselins) von dem anderen (Wieland) ist mir eine gewiß erwartenswürdige Sache.« (Er erwartet eine Wieland-Rezension von Iselin.)

[4] In der Übersetzung von Dubos' »Réflexions« = Bibliothek der schönen Wissenschaften IV, 1, S. 426.

[5] Göckingk S. 134. Nach Göckingks Angabe zwischen 1755—60 geschrieben; ähnlich »Leben Justus Mösers« ed. Abeken S. 16: »Die Zeit zwischen dreißig und vierzig Jahren — das Alter, wo gewöhnlich die Bildung eines Schriftstellers Festigkeit zu bekommen pflegt.«

[6] Worte des alten Nicolai, wie diejenigen im »Anhang zu Fr. Schillers Musenalmanach« (S. 136), Werke des echten Genius schienen »von einer mehr als menschlichen Schöpfungskraft hervorgebracht«, oder »das echte Genie gleicht Gott« scheinen — abgesehen davon, daß sie zeitlich jenseits unseres Gebietes liegen — kaum irgendwie von Bedeutung für Nicolais Geniebegriff, soweit er für seine Stellungnahme fruchtbar wurde (und nur solche Äußerungen wurden hier angeführt); sie sind zudem in polemischer Form ausgesprochen, und der letztere Satz zeigt deutlich die Abhängigkeit von Shaftesbury.

gedanke, gewissermaßen den Blickpunkt vom Dichter auf den Literaten im Dichter verschiebend, die freie Entfaltung dieser Kraft. Fallen beide Gedankenkomplexe für den Sturm und Drang, wie schon bei Hamann, zusammen — was sich schon an der Bezeichnung »Originalgenies« zeigt — so handelt es sich für Nicolai um getrennte Erwägungen; der Geniegedanke behandelt das Wie? der dichterischen Produktion, der Originalgedanke das Was? Verbürgt das Genie eine graduelle Stufe der dichterischen Leistung, so ermöglicht das Original sie überhaupt erst. Für ihn, der auf dem Boden der Nachahmungstheorie steht, gewinnt der Originalgedanke die Bedeutung eines klärenden, regulativen Prinzips: denn wer die Natur nachahmen soll, muß sie selbst zum Vorwurf nehmen, nicht ihr schon geformtes Abbild; er muß bis zu einem gewissen Grade selbst von den Formen der ihm bekannten Abbilder unabhängig sein. Dementsprechend ist die Stellungnahme zum Originalgedanken stärker bejahend als zum Geniegedanken. Er bekennt, daß er lieber ganz schlechte als mittelmäßige Schriftsteller läse, denn »ein ganz schlechter Schriftsteller hat öfters eine gewisse Gattung von Originalwesen; . . . er entwickelt seinen ganzen eigenen Geist«; der mittelmäßige Schriftsteller habe große Vorbilder, werde aber »aus Mangel an Genie« zum »Nachahmer«. »Daher kommt die ekelhafte Einförmigkeit, das wässerige Wesen, der unerträgliche Gernwitz, kurz, daher stammt es, daß jedermann von einem solchen Buche sagt, es sei abgeschmackt, ohne daß man recht weiß, wie man es beweisen soll[1].« »Die Begierde nachzuahmen, zeigt unwidersprechlich den Mangel eines eigentümlichen Genies« heißt es ein anderes Mal[2]. Er verlangt aber nicht nachgeahmte, ordnungsmäßige Kunstwerke, sondern solche, die aus einer tieferen Einsicht in das einzige Vorbild des Dichters, die Natur, entsprungen sind. »Was soll man solchen Leuten entgegensetzen? Sie steifen sich immer darauf, daß ihre Stücke regelmäßig sind . . . aber sie können nicht begreifen, daß ein Werk des Witzes regelmäßig schlecht sein kann« heißt es in den »Briefen über den itzigen Zustand«[3]; wenn die

[1] Im — nicht unterzeichneten — 121. Literaturbrief, der aber nach E. Altenkrügers Nachweis (»Fr. Nicolais Jugendschriften«, Berlin 1894) von Nicolai ist.
[2] Literaturbrief 266.
[3] Br. itz. Zust. Nr. 11, S. 84.

meisten deutschen Dichter eine tiefere Einsicht in die Charaktere der darzustellenden Personen hätten, diese Notwendigkeit als die oberste erkennten, so »würden wir nicht Gefahr laufen, nach allen Regeln des Aristoteles eingeschläfert zu werden«[1]. »Oh, — wenn doch kein Dichter Empfindungen ausdrücken wollte, die ihm fremd sind!« schließt er den 59. Literaturbrief; so fordert er auch, daß jeder Dichter nur die ihm eigenen Stoffe in die ihm eigenen Formen gieße, und will es Uz ebensowenig anrechnen, daß er statt Oden bisweilen Lehrgedichte schreibe, wie Klopstock, daß er bisweilen Lieder statt Oden dichte[2]. Aber wie weit sieht er seine Forderungen von der Wirklichkeit entfernt: »Deutschland hat wirklich Originalköpfe; aber es sind derselben so wenige, daß man bei der allgemeinen Wut nachzuahmen — unsern mittelmäßigen Köpfen wirklich wünschen möchte, daß sie besser nachahmen lernten.« Zum mindesten aber wünscht er originale Nachahmung[3]. Das Urbild des originalen Dichters ist ihm Shakespeare, der seine Pläne »original imaginiere«, und »nach eigener Art« ausführe[4]; und er scheint dieses Original denen empfehlen zu wollen, die einen Begriff von originaler Dichtung zu erhalten wünschen.

Aber auch hier möchte Nicolai das Extrem vermeiden. »Vielleicht ist es gefährlich für den Dichter, überlegt er[5], allzusehr original zu sein, wenn alles allzu unbekannt ist. Vielleicht findet man, daß gewisse Regeln ja sogar gewisse willkürlich angenommene Convenienzen, auch ihren Nutzen haben. Zur Ersteigung eines hohen Berges ist ein gebahnter Weg und ein Stab sehr nützlich, obgleich derjenige nie einen hohen Berg ersteigen wird, welcher nur an einem Stabe gehen, oder nur auf einem gebahnten Wege fortkommen kann.« Zum mindesten aber hält er daran fest: »Regeln, die nicht aus Convenienz, sondern aus der Natur der Sache entstehen, rächen sich an dem Schriftsteller, der sich über sie hinwegsetzt[6].« Schon

[1] Brief. itz. Zust. Nr. 11, S. 86.
[2] Literaturbrief 140.
[3] Br. itz. Zust. Nr. 7, S. 56 insbes.
[4] An Gerstenberg 21. III. 67.
[5] Göckingk S. 111.
[6] Nicolai gibt diese seine Äußerung, die er in einer Unterredung mit Lessing über die Emilia Galotti Lessing entgegengehalten habe, als Lessing sich in bezug auf den Vorwurf mangelnder Motivierung der Orsina mit dem Wort »heraus

in den »Briefen über den itzigen Zustand« nennt er es, »auf das gelindeste zu sprechen, eine große Unvorsichtigkeit, wenn ein Schriftsteller affectiret, alle seine Vorwürfe aus einem besonderen Augpunkte anzusehen, und wann er das Publikum nicht allein zwingen will, alle Sachen aus eben diesem Augpunkte zu betrachten, sondern es zu überreden sucht, daß dies der einzig richtige Augpunkt sei ...[1]« Und er befürchtet, daß das Streben nach Originalität dadurch unmöglich gemacht werden könnte, das sich »gewisse Formen der Schönheit« erschöpfen könnten. »In der Baukunst ist es durch die Erfahrung ausgemacht, schreibt er an Herder[2], daß es nur wenige Proportionen sind, die dem Auge gefallen, die zugleich Festigkeit und Annehmlichkeit haben. Die Griechen haben diese Proportionen erschöpft, und wir folgen ihnen.« Als abschreckendes Beispiel originaler Kunst führt er hier die Gotische Baukunst an. Er befürchtet auch von einer allzusehr auf das Recht der Originalität pochenden Kunst, daß ihr niemand folgen kann, der nicht ebenso original wie sie sei; und dann »richten unsere Autoren bloß für die Köche und gar nicht für die Gäste an«[3]. So stark er also auch das Recht, ja die Pflicht des Dichters betont, den eigenen Fähigkeiten gemäß den Vorwurf zu wählen und ihn original zu gestalten, so möchte er doch verhindern, daß der Dichter den Anspruch auf eigene Formengebung und Stoffwahl auf Kosten des Lesers zu weit ausdehnt, gemäß seiner Stellungnahme gegen eine zu stark ‚imaginative' Kunst. Die Konsequenz des Originalgedankens nach dieser Seite hin hat er also abgelehnt, und zwar gerade in der Zeit, in der diese Konsequenz nicht mehr theoretisch begründet wurde, sondern sich in den Dichtungen des Sturms und Drangs darstellte.

Nicolais Kritik ist aber zu dieser Zeit — und das begründet die in der vorangegangenen Darstellung erstrebte Zurückhaltung — nicht ein einfaches Ergebnis seiner theoretischen Kunstanschau-

helfen« wollte, er habe sich nun einmal über die Regeln hinwegsetzen wollen, in einer Anmerkung z. s. Briefe an Lessing v. 7. IV. 72 (= Lessings Werke hrsgb. v. ... F. Nicolai, Berlin 1794, S. 335 ff.) wieder.

[1] Briefe itz. Zust. Nr. 7, S. 51.

[2] An Herder 19. XI. 71 = O. Hoffmann S. 66.

[3] An Herder 24: VIII. 72 = O. Hoffmann S. 81.

ungen. Es tritt vielmehr eine Umsetzung ein. Das Objekt der Nicolaischen Kritik ist nicht die Dichtung, sondern die Literatur. Und diese Umsetzung wird mit der Vollendung seiner Entwicklung und mit zunehmendem Alter immer sichtbarer. Der jugendliche Nicolai steht, wie er das im Alter selbst einmal ausgesprochen hat[1], dem spezifisch Literarischen gegenüber sehr kühl und ziemlich hilflos gegenüber. Er sieht Streit um Dinge, die er gegenüber ernsteren, tieferen Kunstfragen für belanglos hält. Die »Briefe über den itzigen Zustand« zeigen ihn zwar schon als gewandten literarischen Kämpfer, indessen weisen sie doch noch auf jene erste Position zurück, die sich durch den Verkehr mit Mendelssohn insbesondere, aber auch mit Lessing, wieder verstärkte; die Beiträge in der Bibliothek der schönen Wissenschaft bezeichnen ihren Höhepunkt, wie sie auch den Höhepunkt seiner kunsttheoretischen Bemühungen bilden. Von da ab, sicherlich nicht unbeeinflußt durch die Übernahme des väterlichen Verlages, wird nicht die Dichtung, sondern die Literatur in steigendem Maße Gegenstand seiner theoretisch-kritischen Bemühungen, und zumal seit der Gründung der Allgemeinen Deutschen Bibliothek ist sie der einzige, so daß die Poesie nur mehr als »eine bloß erlaubte Ergötzung«[2] gilt, und bis er an Joh. Müller, den Plan seiner Allgemeinen Deutschen Bibliothek verteidigend, am 12. VI. 72 schreiben kann[3]: »Der schlechte Teil unserer Literatur gehört aber so gut dazu, als der gute; sich über jenen zu ärgern ist zur Verbesserung (!) der Literatur vielleicht ebenso notwendig, als sich über den guten Teil zu freuen«; die Journale müßten die Chronik sein, aus der die Nachwelt die Geschichte der gegenwärtigen Literatur schöpfen werde; »wenn der Chronikenschreiber allzusehr die Fakta auswählen will, so bekömmt der künftige Geschichtsschreiber allzuwenig Stoff.« Wenn Nicolai selbst einmal, die literarische Entwicklung im 18. Jahrhundert überschauend[4], zwei Perioden unterscheidet — eine frühere, in der »die Literatur bloß an den Universitäten hing«, und eine spätere, in der

[1] »Schreiben an den Herrn Hofrat Lichtenberg« = Lessings Ges. Werke hersgb. v. . . . F. Nicolai 26, S. XX.

[2] An Herder 21. III. 72 = Hoffmann S. 74.

[3] Briefe an Joh. v. Müller, Schaffhausen 1840, 4, S. 10f.

[4] Göckingk S. 47. Die zitierte Stelle stammt aus dem Jahre 1810.

sich »durch Klopstock, Wieland, Goethe und Schiller Poesie bildete« — so gehört er selbst der ersteren Periode an; bezeichnend genug fährt er ja auch an dieser Stelle mit den Worten fort: »und nun tat die deutsche Literatur einen starken Fortschritt«.

Der Gesichtspunkt, unter dem diese Umsetzung sich bei Nicolai am frühesten bemerkbar macht, ist der nationale. Das Vorhandensein eines Nationalgedankens in der deutschen Aufklärung, ja das Wirken derselben für die Entwicklung des deutschen Nationalgedankens kann nach Friedrich Meineckes Forschungen[1] nicht mehr abgeleugnet werden. »Der Universalismus des 18. Jahrhunderts«, erkennt Meinecke, »war zugleich kräftiger Nationalismus;« er hat sich unter den Zeitgenossen Lessings auf eine doppelte Art geäußert: in einer das Ganze der deutschen Welt umfassenden lebhaften Empfindung und in einer bestimmten praktischen Tätigkeit[2]. Diese warme und lebhafte Empfindung ließ ihn die Dichtung als Angelegenheit des deutschen Geistes, als deutsche Nationalliteratur sehen, und die praktische Tätigkeit galt deren Förderung. Schon der Jugendliche sieht mit Verdruß die dichterischen Leistungen der Deutschen hinter denen der Franzosen zurückstehen, erkennt, daß Bouhours Urteil, der Deutsche könne kein bel-esprit sein[3], und demgemäß nur schwache künstlerische Leistungen hervorbringen, noch nicht durch Taten widerlegt ist, wenn er sich auch bemüht, in allen Gattungen solche namhaft zu machen, die sich den anerkannten, auch von ihm bewunderten französischen Meisterwerken an die Seite stellen ließen[4]. Mit Schmerz muß er erkennen, daß Gottsched mit seinen Sammlungen die wahrhaft patriotischen Bemühungen um die Nationalliteratur in den Augen der Franzosen eher lächerlich gemacht, als ihre Anerkennung gefördert habe[5]. So sehr er aber die Überlegenheit der Franzosen empfindet, hat er doch stets

[1] Friedrich Meinecke, Weltbürgertum und Nationalstaat, 3. Auflage, München 1911. — Ich glaube, hier auch auf die Darstellung verweisen zu dürfen, die ich selbst nach Quellenstudien im Literar. Echo 1915 (XVII), 22 gegeben habe.

[2] Vgl. Hermann Baumgart, Ges. hist. und politische Aufsätze. Straßburg 94. »War Lessing ein Patriot?« S. 230.

[3] Das von Nicolai noch A D Bibliothek 9, 1, 207 höhnisch zurückgewiesen wird.

[4] Vgl. den 77. Brief in der »Sammlung freundschaftlicher Briefe« von J. S. Patzke (Frankfurt und Leipzig 1754), der bei Altenkrüger S. 38ff. mitgeteilt ist.

[5] Briefe über d. itz. Zust., insbesondere Nr. 11.

das richtige Gefühl dafür, daß ihre Kunstwerke nur vollkommener Ausdruck ihres Geistes sind, die von den Deutschen nicht ohne weiteres nachgeahmt, sondern nur als Vorbilder des Grades der Vollkommenheit betrachtet werden dürfen; und mit aller Schärfe tritt er dagegen auf[1], daß französische Schriftsteller die Führer- und Richterrolle in literarischen Fragen ohne weiteres in Anspruch nehmen[2]. Mit Vergnügen ergreift er daher die Gelegenheit, dem M. de Prémontval[3] gegen die Überschätzung des französischen Geschmacks, der französischen Dichtung und Sprache besonders durch den deutschen Adel zu sekundieren[4], wie denn auch die Gestalt der Frau von Hohenauf in seinem »Sebaldus Nothanker« eine kräftige, recht gut gelungene Satire gegen diese übergroße Vorliebe für französisches Gesellschaftswesen und französischen Geschmack ist. So brandmarkt er das Verfahren vieler Verleger, die reine Übersetzungsmanufakturen haben[5]. Er wünscht edlere, freie Formen der Geselligkeit, in denen sich der Deutsche natürlich bewegen lernt, damit die deutsche, gesellige, leichtgeschürzte Dichtung die Großen fessele, wie es in Frankreich und England der Fall sei[6]; so sollen auch die deutschen Gelehrten statt verknöcherter Pedanten Männer werden, die den Sinn aufs Ganze richten, wie es die französischen und englichen Gelehrten zum Wohle des Ansehns ihrer Wissenschaft tun[7]; er will keine Streitereien deutscher Literaten vor dem Ausland[8], er will nicht, daß die mühsam um ihre Anerkennung ringende deutsche Literatur vor Friedrich dem Großen durch Hamanns »Au Salomon du Prusse«, wie er fürchtet, blamiert werde[9]. Aber nicht um das

[1] Briefe über d. itz. Zust. Nr. 4 und 16.

[2] Bemerkenswert ist in diesem Zusammenhang, daß er zur Verherrlichung des Sieges bei Roßbach selbst eine Denkmünze entwarf, die aber nicht geprägt wurde (an Chr. L. v. Hagedorn 20. IV. 58 = ed. Torkel Baden [1797], S. 231).

[3] »Préservativ contre la corruption de la Langue François ... et dans les Pays ou elle est le plus en usage ...« etc. 1756.

[4] 125. Literaturbrief.

[5] »Sebaldus Nothanker« II, S. 80ff.

[6] Brief itz. Zust. insbesondere Nr. 8.

[7] Göckingk S. 131.

[8] So sagt er in der »Nachricht« Allg. Dtsch. Bibliothek 37, 1, 312 mit Bezug auf seinen Streit mit Wieland, er sei im Interesse des Ansehens der deutschen Literatur »äußerstgeneigt«, die »partie honteuse« derselben »nach Möglichkeit zu verdecken«.

[9] An Herder 2. III. 73.

äußere Ansehen allein ist es ihm zu tun. Wie er von den Deutschen Kenntnis ihres Landes und ihrer Verfassung fordert, und durch seine »Reisebeschreibung« für die Beförderung dieser Kenntnis sorgen will; wie er urteilt, daß der gebildete Deutsche, der sich schäme, die Kunstschätze des Palais de Luxembourg oder des Palais Royal nicht zu kennen, sich viel mehr schämen müsse, wenn ihm die Kunstschätze der Dresdner Galerie und überhaupt des deutschen Vaterlandes unbekannt seien, so ist sein Bestreben überhaupt auf die Festigung des Bewußtseins von der eigenen Art und den eigenen Aufgaben gerichtet. An einem besonderen Gegenstand seiner Bemühungen, der Sprache als dem vorzüglichsten Werkzeug des Dichters, läßt sich dieses Bestreben deutlich erkennen[1].

Mit dem Nationalgedanken in engem Zusammenhang steht ein zweiter Komplex, der die Umsetzung der Dichtung zur Literatur beförderte: der Entwicklungsgedanke; er bestätigt zugleich den oben dargestellten formalen Zug der Nicolaischen Kunstanschauung, der ihn auf das Bestimmbare und Genetische des Kunstwerkes weist. Der jugendliche Nicolai deutet die Verbindung von Nationalgedanken und Entwicklungsgedanken an: »Wir müssen itzt patriotisch denken und für die Nachwelt schreiben, und wenn wir den schlechten Schriftstellern forthelfen wollen, was sollen wir denn mit den mittelmäßigen machen?[2]« Das Mittelmäßige wird als Feind des Guten erkannt — so ist also eine Entwicklung zum Guten vorausgesetzt; und schon der nationale Ehrgeiz sollte Ansporn zur Vervollkommnung sein. Nicolai erkennt aber sogar, daß durch das Mittelmäßige der Geschmack »weit zuverlässiger« verdorben wird, als durch das ganz Schlechte[3]; er will dieser »schimpflichen Mittelmäßigkeit«[4] entgehen, und die ihm vorschwebende höchste »Staffel

[1] Hier sei auf Adolf Schachs Darstellung verwiesen, insbesondere den Abschnitt, in dem als einer der Hauptbestandteile der Nicolaischen Sprachbemühungen »die Ausbreitung der deutschen Sprache gegenüber der französischen« erkannt wird.

[2] Sammlung Freundschaftlicher Briefe von S. J. Patzke Nr. 38 = Altenkrüger S. 38ff.

[3] A D Bibliothek 10, 1, S. 298 (gelegentlich der Rezension der Wochenschrift »Der Glückselige«).

[4] Briefe itz. Zust. S. 133, Nr. 17. Vgl. auch s. Brief v. 31. VIII. 1756 an Lessing (= Lachmann-Muncker 19, 43): »Es ist nichts besonderes Gutes neu heraus-

der Feinigkeit, der Richtigkeit des guten Geschmacks ersteigen«. Er glaubt an eine Entwicklung des Geschmacks, wie er an die Abhängigkeit der Dichtkunst von dem Zeitalter glaubt, in dem der Dichter lebt[1]; Picanders Scherzgedichte, sagt er in einer Rezension des neu auferlegten »Deutsch-Franzos«[2], die einst mit Recht beliebt sein mochten, könnten jetzt nur noch vom Pöbel gelesen werden: »doch wir befürchten, in allen Provinzen Ober- und Niederdeutschlands gibt es noch sehr viel Leute, die jetzt noch immer ums Jahr 1736 leben.« Und an anderer Stelle freut er sich der Vervollkommnung der deutschen Literatur in den letzten 20 Jahren: »Unsere Sprache«, sagt er da[3], »hat seit 20 Jahren ungemein viel Revolutionen erlitten, wir haben seit 1741 spruchreiche, einbildungsvolle, kühne, ja auch seltsame Dichter erhalten; dies hat unserer Sprache eine ganz neue Bildung gegeben, die zwar noch nicht völlig geendigt ist, aber die wenigstens anfängt, unsern Schriften einen Originalcharakter zu geben.« So verlangt er auch von dem einzelnen Dichter, daß er unablässig an sich arbeite, und tadelt beispielsweise Zachariae, daß dieser in der Vorrede zu seinen gesammelten »Poetischen Schriften«[4] verspricht, weiter keine Veränderungen zu machen. — Die Entwicklungsmöglichkeit, die er so erkennt, will er durch eigene Tätigkeit zum besten der deutschen Literatur verwerten; ja seine ganze literarische Tätigkeit ist eigentlich darauf gerichtet, die Entwicklung der Literatur zu befördern. So erkennt auch Lessing an[5], daß Nicolais Hauptsatz in der »Abhandlung vom Trauerspiel«, die Tragödie solle Leidenschaft erregen, ohne daß sie ihre Reinigung zu bewirken braucht, der geeignetste sei, um gute Trauerspiele hervorbringen zu helfen, geeigneter jedenfalls, als der von Nicolai verworfene, das Trauerspiel solle die Leidenschaften reinigen. Früh hat

gekommen; darüber könnte ich mich trösten. Aber es ist viel Mittelmäßiges herausgekommen, das man als etwas besonderes anpreist; und das ärgert mich.«

[1] Joh. Chr. Günther, sagt er A D Bibliothek 3, 1, 253, wäre »in erleuchteteren Zeiten«, wo die Ansprüche höher sind, unzweifelhaft ein guter Dichter geworden.

[2] Nürnberg 1772. Nicolais Rezension: A D Bibliothek 23, 1, 306.

[3] A D Bibliothek 10, 1, S. 301, gelegentlich der Rezension der Wochenschrift »Der Eremit«; darin war eine Probe aus dem Jahre 1741 gegeben.

[4] 9 Bände; ohne Jahr und Ort. Nicolais Rezension: A D Bibliothek 4, 1, 217.

[5] Lessing an Nicolai 13. XI. 56 = Lachmann-Muncker 17, 64.

er die Kritik als Mittel zur Beförderung der Literatur erkannt[1]. Durch das bekannte Preisausschreiben im Frühjahr 1756, das er mit der Ankündigung der »Bibliothek der schönen Wissenschaften« verband[2], suchte er das Drama zu fördern: ein Unternehmen, das mittelbar und unmittelbar bedeutenden Nutzen stiftete, so äußerlich auch das hier angewandte Mittel war. Die Entwicklung der deutschen Literatur sollten auch die Literaturbriefe befördern, deren eigentlicher Urheber Nicolai war[3], wenn sie auch ihre fruchtbare Wirkung nur durch Lessings Mitarbeit ausüben konnten, wie auch die Allgemeine Deutsche Bibliothek diesem Zwecke dienen sollte, auf die er »den besten Teil seines Lebens« verwandt hat[4].

Auf das vorzüglichste Mittel zur Förderung der Entwicklung der deutschen Literatur weisen fortgesetzte theoretische Überlegungen hin, die als ein drittes Moment der Umsetzung der Dichtung zur Literatur gleichfalls schon sehr früh in Nicolai rege werden. Die zielbewußte Entwicklung der Literatur setzt ihre Organisation voraus; und das Prinzip der Organisation, das Nicolai in der französischen, aber auch in der englischen Literatur wirken sieht, heißt Zentralisation[5]. Es gilt, eine Zentralstätte zu schaffen, deren Geschmack tonangebend ist, deren Wünsche an den entlegenen Stätten, ohne Rücksicht auf die landschaftliche und Stammeseigenart erfüllt werden. Sehr mißverständlich ist es darum zum mindesten, wenn Hermann Hettner[6] die Aufklärer und Popularphilosophen mit den Kleinhändlern vergleicht, auf die sich das eigentlich geschäftliche Leben gründe; Nicolai war, wie alle Aufklärer[7], um im Bilde zu bleiben, durchaus Großkaufmann, am lieb-

[1] Briefe über d. itz. Zust., Nr. 17.

[2] Über dieses Preisausschreiben vgl. Minors »Vorwort« zu »Lessings Jugendfreunde« D N L 72, S. If.

[3] Vgl. seine Darstellung im »Schreiben an den Herrn Professor Lichtenberg«.

[4] A D Bibliothek 32, 1, 293. »Nachricht.«

[5] Es ist in diesem Zusammenhange besonders bemerkenswert, daß Frau v. Stael in ihrem Buche »De l'Allemagne« an zahlreichen Stellen (bes. im 2. Kap.) ebenfalls die mangelnde Zentralisation als Grund des trotz hoher Einzelwerke verhältnismäßig niedrigen Gesamtstandes der deutschen Literatur erkennt.

[6] Hettner 5. Aufl. II. 552; das Bild des Großhändlers braucht Gervinus, Gesch. d. dtsch. Dichtg. 4. Aufl. 1853, IV, 372.

[7] Dementsprechend erwarteten ihre volkswirtschaftlichen Theorien die Förderung des Handels von der Vereinigung der Kapitalien; vgl. über Joseph v. Son-

sten wäre er Trustmagnat gewesen. Der Ausspruch, den sein Freund Biester bei einer scherzhaften Gelegenheit über ihn tat, daß er »für den Club geboren« sei[1], läßt sich auf den Herausgeber der »Allgemeinen Deutschen Bibliothek« auch ernsthaft anwenden. Schon die »Briefe über den itzigen Zustand« sind voll beweglicher Klagen über den Mangel an Zentralisation der deutschen Literatur, wie des geistigen Lebens überhaupt. »Wir vermissen vielleicht nirgends so sehr den Mangel einer Hauptstadt, deren Geschmack den allgemeinen Geschmack der übrigen bildet, als in den Umständen, die die theatralische Dichtkunst angehen«, heißt es im 11. der Briefe[2]. »Aus Mangel einer Hauptstadt,« überlegt er später[3], »kann unsere Komödie niemals vollkommener werden«. Der Zentralisationsgedanke spielt auch in die Vorschläge hinein, die er hinsichtlich eines deutschen Wörterbuches im 12. der »Briefe über den itzigen Zustand« macht; er will das Wörterbuch nach dem Vorbild des Dictionnaire der Academie Française eingerichtet, und deshalb Provinzialwörter ausgeschaltet wissen, wie er sich auch im 125. Literaturbrief gegen die Aufnahme von Provinzialidiotismen in ein deutsches Wörterbuch ausspricht; und so schreibt er an Iselin[4], wenn er dessen Schriften in Verlag nehmen sollte, würden sich kleine Änderungen in der Schreibart nötig erweisen, die am besten im Verlagsort Berlin vorgenommen würden, was sich, da er den Stil Iselins im selben Brief rühmt, nur auf die Beseitigung von Dialektworten und -Formen beziehen kann. Mit Recht erkennt man daher als Ziel der Nicolaischen Sprachbemühungen die Fortführung der Gottschedischen Bestrebungen um die Einheitssprache, die Reinigung von den mundartlichen Elementen, die Förderung einer nicht nur geschriebenen, sondern auch gesprochenen hochdeutschen Sprache[5]. Dieselben Zentralisationsbestrebungen Nicolais bemerken wir dem »gelehrten Leben« gegenüber. Die »deutschen Gesellschaften«, nach dem Vorbild der Leipziger, der Gott-

nenfels' »Grundsätze der Handlungswissenschaften«, der diese Theorie nachdrücklich vertritt, Franz Kopetzky »Jos. u. Franz. v. Sonnenfels« S. 152 ff.

[1] Göckingk S. 77.

[2] Br. itz. Zust. Nr. 11 S. 85.

[3] Göckingk S. 134; ähnlich S. 133 ebenda.

[4] 19. III. 67. N N.

[5] Dies ist auch das Ergebnis der Untersuchung von A. Schach a a. O.

scheds überragende Stellung neuen Glanz gegeben hatte, bald an zahlreichen, auch kleineren Orten gegründet, sind Gegenstand seines Hohnes, da ihr kleinstädtischer Provinzialismus der umfassenden Zentralisation einen wesentlichen Widerstand entgegen zu setzen schien; so striegelt er sie denn an den verschiedensten Stellen[1]. Daneben sind es die Universitäten in den kleinen Städten der Provinz, die er für Hindernisse der Zentralisation hält, und die er deshalb bespöttelt. »Der größte Teil (sc. der Gelehrten),« klagt er einmal[2], »sitzt in kleinen Städten auf Universitäten ... hat nur einseitige Ideen, und die er eifrig fortzupflanzen sucht, weil sie die paar Leute, die um ihn sind, ausschließend billigen. Er kann also gar nicht begreifen, daß jemand anders denke ... Lebten diese Männer in einer großen Stadt zusammen, wo sie mehrerlei Ideen bekämen und öftern Widerspruch erführen, so würden sie weniger entscheiden können und leichter andere Ideen auffassen.« Die Kleinstadt, der enge Kreis einer Provinzialuniversität mache einseitig und unfruchtbar[3]. »Warum sollte denn notwendig der Ton der Gelehrten in Weimar oder in Hamburg auch in Köln gelten müssen?« fragt er ironisch. »Köln ist groß genug und der Rhein ist wohl die Elbe oder die Ilm wert; also darf auch Köln seinen eigenen gelehrten Ton haben[4].« Der Überwindung dieses Provinzialismus dient in erster Linie seine Reisebeschreibung; die Deutschen sollen sich kennen lernen, alsdann wird es möglich sein, eine Zentralstätte zu schaffen; so verweilt er denn auch in seiner Reisebeschreibung mit Vorliebe an den großen Zentren des geistigen und wirtschaftlichen Lebens[5]. Das wichtigste Mittel der Zentralisation des deutschen geistigen Lebens ist sein Lebenswerk, die Allgemeine Deutsche

[1] Briefe üb. d. itz. Zust. Nr. 12; 257., 288. und 299. Literaturbrief; Vorrede zum 2. Teil des »Vademecum für lustige Leute« (1766); Sebaldus Nothanker I, 16 und II, 116 und 148, u. a. m. O.

[2] Göckingk S. 131.

[3] Vgl. Litbr. 200. »Ein Mensch, der sich auf die geringe Anzahl von Ideen einschränken will, die eine Universität oder eine Provinzialstadt darbieten, »könne unmöglich Kunstwerke hervorbringen.

[4] Dicker Mann II, 28, S. 92.

[5] Vgl. Boie an Bürger 6. X. 81 = Strodtmann III, 62: »Für den deutschen Dichter ist noch in keiner einzigen Stadt die Welt, die er kennen muß; sie ist durch ganz Deutschland zerstreut;« er ermuntert Bürger zu Reisen.

Bibliothek. Schon am Titel zeigt sich das. Herder gegenüber betont er[1] diese Tendenz als dasjenige, was sie von den Literaturbriefen unterscheiden soll: der Zweck der Bibliothek ist, wie er zu wiederholten Malen in den Ankündigungen, »Vorreden« und »Nachrichten« betont, eine Stätte zu schaffen, an der die deutsche Literatur in ihrer Gesamtheit übersehen werden kann, die den Gelehrten in den Ostseeprovinzen die Neuerscheinungen in der Schweiz, den Westfalen die in Österreich vermittelt. Dabei ist, obgleich die Rezensenten »durch nichts als durch die Liebe zur Wahrheit« verbunden sind[2], die Einheit dennoch gewährleistet, weniger durch Nicolais Einfluß, da er ja immer wieder die Beeinflussung der Rezensenten ablehnt, ja zu wiederholten Malen — eine oft, z. B. von Schach übersehene Tatsache, — betont, daß er nicht einmal alle Rezensionen im Manuskripte läse[3], als vielmehr durch die Einheit der kritischen Methode, wie sie in den Literaturbriefen zum erstenmal vorbildlich erschienen war[4]. Wohl kann es auf diese Weise geschehen, daß der Bock zum Gärtner gemacht wird, wie durch die Mitarbeit von Klotz oder später von v. Wöllner; doch zeigt die Mitarbeit späterer Widersacher recht deutlich das starke Vorherrschen des Zentralisationsgedankens. Die Allgemeine Deutsche Bibliothek sollte die Hauptstadt vertreten; sie sollte im geistigen Leben Deutschlands die Rolle spielen, die Paris und London im französischen und englischen spielten[5]. »In einem Reiche, wo eine Hauptstadt ist,« sagt Nicolai einmal[6], »wird einem Dichter gleich-

[1] An Herder 19. XI. 66 = Hoffmann S. 2.

[2] Nicolais Vorrede zum 2. Stück des 4. Bandes der A D Bibl.

[3] An Herder 24. XII. 68 = O. Hoffmann, S. 28; an Wieland 5. V. 75 = A D Bibl. 37, 1 »Nachricht«. S. 307. Vorrede zum ersten Band des Anhanges zu Band 1—12 der A D Bibl.; A D Bibl. 55, 1, 290 u. a. m. O.

[4] Vgl. die bei Göckingk S. 35 mitgeteilten zeitgenössischen Urteile über die »Einheit des Strebens« in der Allg. Dtsch. Bibl. — In diesem Sinne ist auch Mercks Urteil aufzufassen, Nicolai habe sich seine Rezensenten selbst erzogen (an Nicolai 7. XI. 72).

[5] Vgl. Weiße an Klotz 14. VI. 68 = Hagen, Briefe dtscher. Gel. an Klotz I, 71: er habe Nicolai vorhergesagt, daß, so lange es in Deutschland keine Hauptstadt wie Paris oder London gebe, ein Unternehmen wie die Allg. Dtsch. Bibl. zu kühn wäre; Nicolai habe ihm nicht geglaubt — daher jetzt die Schwierigkeiten in der Gewinnung von Mitarbeitern. — Nicolais ungedruckter Briefwechsel mit Höpfner gibt ein sehr anschauliches Bild dieser Schwierigkeiten.

[6] Göckingk S. 135.

sam ein Stempel aufgedrückt, wodurch er überall für gut erkannt wird. In Deutschland hat jede Provinz ihren Nebenpoeten, den sie für gut und berühmt hält«. Die »Nebenpoeten« in ihrer Unzulänglichkeit darzustellen und den guten Dichtern den Stempel der Anerkennung durch den hauptstädtischen Geschmack aufzudrücken, ist mit zunehmendem Alter in steigendem Maße die Tendenz des Kritikers Nicolai gewesen.

Diese drei Momente der Umsetzung sind es denn auch gewesen, die seine kritische Stellungnahme recht eigentlich beeinflußt haben; an ihnen entzündet sich der Widerstand gegen den Sturm und Drang. Er schien Nicolai die mühsamen Errungenschaften der literarischen Entwicklung in Frage zu stellen, da er auf eine folgerechte Weiterentwicklung verzichtend, ja eine solche bekämpfend, es unternahm, das geistige Leben der Deutschen von Grund aus umzubilden; und während er sich bemühte, zu organisieren und zu zentralisieren, schienen ihm die Stürmer durch enge brüderliche, aber ausschliessende Gemeinschaften, bald in Straßburg, bald in Wetzlar, Frankfurt, in Darmstadt und in Göttingen, jedenfalls in provinzieller Abseitigkeit, das erschaffene Gefüge zu verwirren und abzubauen: »Jeder (von den Originalgenies) geht seinen Weg und keiner von diesen Wegen stößt zusammen«, bemerkt er tadelnd zu Herder[1]. Wertvolle Gedanken, bei denen die Mitte alles war, und das Extrem unvernünftige Übertreibung, wie den Genie- und Originalgedanken, schienen sie ihm durch einseitige Betonung überhaupt in Frage zu stellen. Daß die Gegensätze nicht sofort in aller Schärfe aufeinanderprallten, sondern wie der zweite Teil der Untersuchung erweisen wird, sich erst im Lauf einiger Jahre herausstellten, muß zunächst bei der kämpferischen Art Nicolais, der ständigen Bewegtheit seines Geistes, die alles Feindselige und Fremde sofort als solches erfaßt und stets das Bedürfnis hat, sich mit allen neuen, bedeutenden Erscheinungen kritisch auseinanderzusetzen, sonderbar erscheinen. Indessen erklärt es sich aus einer Tatsache seiner geistigen Entwicklung, die ein letztes Moment jenes oben dargestellten Umsetzungsprozesses bedeutet, und, so sehr sie auch objektiv den Gegensatz verschärfen konnte, Nicolai zunächst den Blick auf diese neuen Erscheinungen entzog. Denn gerade in der

[1] Nicolai an Herder 19. XI. 71.

Periode der ersten Äußerungen des Sturms und Drangs vom Ende der sechziger bis zum Anfang der siebziger Jahre, verlor die Beschäftigung mit der Kunst in Nicolais Geist die Stellung, die sie bis dahin innegehabt hatte.

Am 3. November 1771 schreibt Nicolai an den Baron v. Gebler[1]: »Seit mehreren Jahren nehmen weitläufige Handlungsgeschäfte den besten und größten Teil meiner Zeit weg, und seitdem noch dazu die weitläufige und mühsame zur Allgemeinen Deutschen Bibliothek gehörige Korrespondenz gekommen, finde ich täglich mehr Ursachen, meine Lectur einzuschränken und sie mir nutzbar zu machen. Seit dieser Zeit habe ich die schönen Wissenschaften und Künste ... fast gänzlich verlassen, und mich auf Studien einschränken müssen, die den Menschen noch näher angehen.« Ganz ähnlich schreibt er zwei Jahre später an Herder[2], daß er seine Studien auf diejenigen einschränken müsse, »die den Menschen und die Menschheit betreffen«, und daß daher ein gewisser Teil der Poesie »insofern sie die Geisteskräfte und die Gesellschaft nicht unmittelbar verbessert oder verschlimmert«, »außer seinem Wege« liege; und auch eine briefliche Äußerung an Denis[3] aus dieser Zeit hat denselben Sinn. Diese Wendung hat sich schon lange vorbereitet. In Fragmenten, die nach Göckingks Angabe zwischen 1755—60 entstanden sind, erkennt er, der sich kurz zuvor noch mit aller Kraft für die Schaffung einer deutschen Nationalbühne eingesetzt hat: »Das Theater ist ein Werk des Luxus«, und mit weiterer Perspektive: »Diejenigen, die die Erde bebauen, beschreiben sie nicht«[4]. Wie sich schon bei den Nachfolgern Christian Wolffs das Bestreben zeigt, »nicht mehr das Weltganze und die Gesamtheit der Dinge, sondern den Menschen mit seinem tatsächlichen seelischen Befinden, seinen Aufgaben und Zielen als vornehmsten Gegenstand des wissenschaftlichen Interesses« zu setzen[5], so hat

[1] An Gebler 3. XI. 71 = R. M. Werner, »A. d. Josephin. Wien« Berlin 1888.
[2] An Herder 18. III. 73.
[3] An Denis 28. XII. 72 = Denis' Nachlaß S. 164.
[4] Göckingk S. 133. Eine Umkehrung und Fortsetzung dieses Satzes, im Sinne von: »Diejenigen die die Erde beschreiben, sollten sie auch einmal bebauen«, findet sich Sempronius Gundibert S. 25: »Wer weiß, ob es nicht gut wäre, wenn manche, die (Ordens-)Bänder tragen, auch Bänder webten«.
[5] R. Unger, Hamann und die Aufklärung S. 54 insbes. Vgl. auch die Schrift von

auch Nicolai, Schüler Chr. Wolffs und Baumgartens[1], sich immer mehr zum Anhänger des Popeschen Satzes: »Das eigentliche Studium der Menschheit ist der Mensch« bekannt. Diese Anhängerschaft führt ihn aber nicht wie den jungen Goethe, der diesen Satz ebenfalls tief ins Herz gegraben hatte, zum liebevollen Erfassen des Menschen in seinem prometheischen Drang und seinem Leid, nicht zu exakt naturwissenschaftlichen Studien, sondern zu dem Ideal einer streng wissenschaftlichen Physiognomik, die, wie im zweiten Teil der Untersuchung gezeigt werden wird, im Gegensatz zur Lavater-Goethischen steht; und nicht zur Geschichtsauffassung des Sturms und Drangs, die sich in sympathetischem Lebensgefühl dem Großen in der Geschichte verwandt fühlt, oder dankbar der Quelle des eigenen Seins in der Vergangenheit nachspürt, sondern zu exakt kulturhistorischen Studien[2]; nicht zu religiösen, sondern zu theologischen Kämpfen.

Auch aus dieser »Einstellung auf den Menschen«, der die Dichtung und die Literatur aus seinem Gesichtskreis verdrängt, ergibt sich ein Gegensatz zum Sturm und Drang. Denn diese Entwicklung fand ihren glücklichen — wenn auch nicht vom ästhetischen Standpunkt glücklichen — Ausdruck in seinem 1773 erschienenen Roman »Das Leben und die Meinungen des Herrn Magister Sebaldus Nothanker«; und die Ablehnung dieses Romans durch die Geniebewegung ist ein wesentliches Moment in seinem Kampf gegen den Sturm und Drang.

Felix Guenther, »Die Wissenschaft vom Menschen« (in Lamprechts Gesch. Untersuchungen. V.), bes. S. 23ff.

[1] Vgl. »Über meine gelehrte Bildung« S. 10ff.

[2] Für das erwachende kulturhistorische Interesse vgl. den 152. und 219. Literaturbrief.

NICOLAI ALS KRITIKER

Die Darstellung der Grundlagen, die Nicolais Verhältnis zum Sturm und Drang bestimmen, vervollständigt sich durch die Frage nach dem Kritiker Nicolai; wurde im vorangegangenen Abschnitt versucht, das Objekt seiner kritischen Auseinandersetzung mit dem Sturm und Drang näher zu bestimmen, so handelt es sich jetzt um die Methode derselben. Einer Untersuchung der kritischen Tätigkeit Nicolais, die gemäß der Absicht dieses Teils der Darstellung sich einzig auf die formalen Züge des kritischen Verfahrens richten kann, hat voranzugehen eine Bestimmung ihres Maßstabes; und dieser Maßstab liegt in den Anschauungen Nicolais über das Wesen und die Aufgaben der Kritik und seinen dementsprechenden Forderungen an den Kritiker.

Eine irgendwie tiefere Begründung der Kritik hat Nicolai nirgends gegeben; er erläutert nur eine vorhandene Institution. Die öffentliche Kritik ist »die einzige gelehrte Kommunikation, die einzige Art, wie der Verfasser (eines Buches) die Meinung der Leser erfahren kann«[1]; der Kritiker unterscheide sich vom Leser, sagt er an anderer Stelle[2], einzig durch die öffentliche Bekanntgabe seines Urteils, das an sich jedem Leser zustehe. Die gelehrte Republik sei eine vollkommene Demokratie; jeder Bürger habe das Recht zu sprechen, aber nicht alle wollen und können sprechen. Es werfen sich daher einige zu Sprechern auf, solche, die am begabtesten sind, oder die an einem Orte stehen, wo man sie gut hören kann, oder solche, die sich am unverschämtesten vordrängen. So gebe es gute und schlechte Kritiker, ohne daß die schlechten ein Einwand gegen die Institution der Kritik wären. So sehr auch »das viele Geschwätze und Gestreite öfters beschwerlich wird, so ist es dem Wachstum der menschlichen Kenntnis doch noch vorteilhafter als eine tote Stille«, wie die Gesellschaft fördernder sei als die Einsamkeit; der Kritiker aber ist nichts anderes als »ein Gesellschafter, der sich mit mir über neue Werke unterhalten und mich zu fernerer Untersuchung auffrischen will«. Halte man demnach aber die kritische Tätigkeit für unter-

[1] Göckingk S. 130.

[2] A D Bibliothek 10, 2, 103 ff. gelegentlich der Rezension eines »Anticriticus«.

geordnet, glaube man, daß der Kritiker als bloß reproduktiv und unschöpferisch unter dem Kritisierten stehe, so müsse man sich vergegenwärtigen, daß eine gute Beurteilung eines schlechten Buches besser sei als das schlechte Buch selber; eine gute Beurteilung aber ist ihm eine solche, die »Anlaß gibt, besser zu verstehen, richtiger zu empfinden«, die in jeder Beziehung »weitere Aussicht öffnet«.

Man sieht, daß er den prinzipiellen Kern der Frage nach der Berechtigung öffentlicher Kritik kaum berührt; Erörterungen, wie sie etwa in Hamanns »Schriftsteller und Kunstrichter« und »Leser und Kunstrichter« angestellt werden, wird man bei Nicolai vergeblich suchen. Etwas weiter reichen schon seine Gedanken über die Aufgaben der Kritik. Die öffentliche Kritik ist ihm das Mittel, den allgemeinen Geschmack zu heben. »Die Kritik ist es ganz allein, die unseren Geschmack läutern und ihm die Feinheit und die Sicherheit geben kann, durch die er sogleich die Schönheiten und die Fehler eines Werkes einsieht; und ein feiner Geschmack ist nichts anderes, als eine Fertigkeit, die Kritik jederzeit auf die beste Art anzuwenden;« das instinktive Geschmacksurteil müsse jederzeit durch die Gründe der Kritik bestätigt werden können[1]; daher sei es »eine ebenso würdige Beschäftigung der Kritik, feine Fehler zu entdecken als feine Schönheiten zu entwickeln«[2]. Die Hebung des allgemeinen Geschmacks, die zur Beförderung der schönen Wissenschaften in Deutschland notwendig ist, wird durch die Kritik erreicht; ihre zweite, nicht minder wichtige Aufgabe in Hinsicht auf dieses Ziel ist die Aufdeckung und Bloßstellung dünkelhafter Unzulänglichkeit und »poetischer Kabale«; auf diese beiden Aufgaben weist der 17. seiner »Briefe über den itzigen Zustand« die deutschen Kritiker, wie auch die »Vorläufige Nachricht« vor dem ersten Band der »Bibliothek der schönen Wissenschaften«.

Diesen Aufgaben der Kritik entsprechen auch seine Forderungen an den Kritiker. Ist Kritik nichts als eine »gelehrte Kommunikation«, so muß ihr jede Überheblichkeit fern sein. Wie er sich in der »Nachricht« vor seinen »Briefen über den itzigen Zustand« dagegen verwahrt[3], »im Ton eines Gesetzgebers« zu sprechen, da er von »einem

[1] Bibliothek der schönen Wissenschaften I, 1, S. 3.
[2] Ebenda IV, 1, 592.
[3] Briefe itz. Zust. S. 2.

so hohen Grad des Eigendünkels weit entfernt sei«, so betont er auch, daß die Rezensenten der Allgemeinen Deutschen Bibliothek sich nicht unterfangen, den Ton anzugeben, in dem das Publikum urteilen soll, da es nicht geraten sei, den Lesern »Staub in die Augen zu streuen«[1]. Da die Kritik »weitere Aussichten« eröffnen soll, fordert er, daß der Kunstrichter »den ganzen Umfang der schönen Wissenschaften einsehen« soll[2]; als er einen Mitarbeiter der Allgemeinen Deutschen Bibliothek, Ebeling, bittet, ihm einen Rezensenten für das Fach der schönen Wissenschaften zu empfehlen, fordert er einen »philosophischen Geist«[3]; und an Schlözer, der ihm Johannes Müller empfohlen hatte, schreibt er[4], das Feuer und der jugendliche Überschwang desselben seien ihm als Rezensenten sicher hinderlich, denn ein Kritiker müsse »ein gesetztes, kaltblütiges Geschöpf sein«, wie er ja auch in den »Briefen über den itzigen Zustand« dem Kritiker vorschreibt: »Man untersuche gründlich und nicht in einer Art von Enthusiasmus, der dem Leser keine Zeit lassen will zu überdenken, ob man ihm Wahrheiten oder Gaukelwerke vorlege[5].« Der gründlich Untersuchende wird freilich strengere Maßstäbe anlegen als der durch ein »geblendetes Staunen«[6] Eingenommene; so erkennt Nicolai im Namen der Verfasser der Literaturbriefe es als Pflicht, eine Schrift »nach dem vollkommensten Grad« abzumessen, »dessen sie fähig sein könnte«[7]. Die Summe seiner Forderungen an den Kritiker zieht Nicolai in einer Rezension[8], in der er gegen eine ungerechte und mangelhafte Beurteilung Voltaires polemisiert; der Kritiker müsse sich die folgenden Fragen vorlegen: »Was darf man von den Talenten dieses Schriftstellers denken? Wie groß ist der Einfluß seiner Werke auf seine Nation, fremde Nationen und auf die deutsche Nation? Was hat er für Verdienste um den edlen Zeitvertreib seiner Leser, um ihren Geschmack, um ihre Verfeinerung? Was hat er der Religion und den Sitten geholfen

[1] Allg. Dtsch. Bibliothek. Vorrede z. 2. Stck. d. 8. Bds. S. 6.
[2] Briefe itz. Zust. Nr. 3, S. 14.
[3] Wie aus der Antwort Ebelings an Nicolai v. 29. IX. 71 hervorgeht. NN.
[4] Kopie an Schlözer 23. XI. 71. NN.
[5] Briefe itz. Zust. Nr. 7, S. 55.
[6] Ebenda Nr. 5, S. 43.
[7] Literaturbrief 243.
[8] A D Bibliothek 21, 2, 367.

oder geschadet?« Erst nach Beantwortung dieser Fragen, müssen wir in Nicolais Sinn ergänzen, kann eine speziell ästhetische Kritik Platz finden.

Denn Nicolai als Kritiker steht weit über den von ihm objektiv gesetzten Grenzen; seine kritische Tätigkeit, um das vorweg zu nehmen, ist reicher und geht tiefer, als er es im allgemeinen fordert. Aus dieser Tatsache ergibt es sich, was schon oben, im ersten Abschnitt, angedeutet wurde, mit voller Deutlichkeit, daß sein kritisches Bedürfnis aus seinem ursprünglichen, tiefsten Wesen, nicht aus abgeleiteten Erwägungen erwuchs, so daß ihm erst kritische Auseinandersetzung ein Verhältnis zu geistigen Dingen ermöglichte. Wenn man in Lessing mit Recht den geborenen Kritiker erkennt, den kritischen Menschen im weitesten Sinne, so läßt sich das auch von Nicolai sagen; in um so höherem Maße vielleicht, als seine rein schöpferischen Kräfte weit weniger stark und mannigfaltig sind als diejenigen Lessings. Es ergibt sich daher die Notwendigkeit, sein Verhältnis zum Sturm und Drang auch an der Beschaffenheit seines allgemeinen kritischen Verfahrens, seinen Zielen und seinen Grenzen, der Verwirklichung seines kritischen Ideals zu untersuchen; denn Nicolai will, gemäß seinem ganzen auf Verwirklichung abzielenden Denken, auch in der Kunsttheorie beinahe noch mehr Wert auf die Richtigkeit ihrer Anwendung als auf die absolute Richtigkeit gelegt wissen[1].

Es mag zunächst gestattet sein, einige äußere Züge seines kritischen Verfahrens zu zeichnen, schon um das allgemeine Bild Nicolais an diesen Stellen zu berichtigen. Minor insbesondere hat es so dargestellt, als ob Nicolais Kritik des Sturms und Drangs die leichtfertige Arbeit eines Besserwissers sei. Demgegenüber muß hier die große Gewissenhaftigkeit des Kritikers Nicolai hervorgehoben werden. Von mehreren Werken berichtet Nicolai, daß er sie zu wiederholten Malen durchgelesen habe, ehe er sich kritisch geäußert habe; so hat er Joh. Jak. Duschs »Tempel der Liebe« »mehr als dreimal« durchgelesen, um den Faden der Erzählung fassen zu können[2]; Gerstenbergs »Gedicht eines Skalden« hat er etwa fünf-

[1] A D Bibliothek 26, 2, 478; gelegentlich der Rezension von C. L. Junkers »Grundsätzen der Malerei«.

[2] Bibl. d. sch. Wiss. III, 2, 365.

mal durchgelesen, ehe er die Rezension desselben niederschrieb[1]; Lavaters Physiognomik hat er für seine Rezension derselben viermal durchstudiert[2]. Wie er genau und sorgfältig liest, will er auch so schreiben, »daß sich der Leser von dem ganzen Werke selbst aus der Rezension einen Begriff machen kann«[3]. Und wie er gemäß seiner schon zitierten Äußerung an Johannes Müller[4] aus gewissermaßen literarhistorischem Gesichtspunkt auch den schlechten Teil der Literatur in seiner Bibliothek behandeln will, damit die Leser ein richtiges Bild von dem Gesamtstand der Literatur erhalten sollen, so möchte er auch dem einzelnen Schriftsteller gegenüber nicht ohne weiteres absprechend verfahren. »Bodmer«, schreibt er an Herder[5], dem er eine Bodmerrezension aufträgt, »ob er wohl freilich nicht zu lesen ist, kann doch nicht ganz kurz abgefertigt werden, weil unter seinem Mist doch hin und wieder ein Goldkörnchen liegt«. Und während etwa der Herausgeber des »Teutschen Mercur« an Merck schreibt[6]: »In einem solchen Artikel ist alles gut, wenn's nur mit Witz oder Laune, oder etwas philosophischem Teufelsdreck assaisoniert ist,« und ihn auffordert, sich »alle Abend vor Schlafengehn ein Viertelstündchen hinzusetzen und auf ein Fetzchen Papier einen Artikel »hinzuwerfen«, in dem Rezensionen mit selbständigen Einfällen vermischt sein könnten, äußert sich Nicolai, als Blankenburg ihn um eine Rezension seiner Theorie des Romans gebeten hatte[7]: »Um ein ... nützliches, ausführliches Urteil zu fällen, zumahl über eine Materie, von der noch so wenig gesagt ist, würde in der That mehr Zeit erfordert werden, als ich leider habe. Beym aufmerksamen Lesen, beym vielfachen Überlegen und beym Aufschreiben und Ordnen der Gedanken, gehet leicht ein Monat weg.«

Die Gewissenhaftigkeit des Lesens und Schreibens ist Voraussetzung eines Kritikers, der sein Urteil von äußeren Rücksichten

[1] A D Bibl. V, 1, 210.
[2] An Lavater 30. IV. 76 s. u. Anhang; vgl. s. Brief an Merck v. 8. X. 75 = Wagner II, S. 74, nachdem er das Lavatersche Werk »schon zweimal gelesen hatte«.
[3] »Vorbericht« zum 1. Bd. der Allg. Dtsch. Bibl.
[4] Vgl. oben S. 41 Anm. 3.
[5] An Herder 2. V. 67.
[6] 2. III. 1781.
[7] Konzept eines Briefes an Blankenburg, Jan. 1775. NN.

reif abgeben will. Wie der Mensch, so will aber auch der Kritiker Nicolai frei sein, nicht eingeengt durch die Rücksichten auf »poetische Kabale«; und hierin besteht, wie alle Beurteiler einmütig zugeben, seine literarische Großtat. In einer Zeit, da dem lobenden Kritiker im allgemeinen mehr zu mißtrauen war als dem tadelnden, weil dieser »nur« durch persönliche Abneigung, jener aber durch Sold oder indirekte materielle Abhängigkeit zu seinem Urteil bestimmt war; in der Zeit, da der Streit der Schweizer und Leipziger von den kleineren Geistern als Kampf um die literarische Macht geführt wurde, trat Nicolai mit seinen »Briefen über den itzigen Zustand« hervor und erregte das größte Aufsehen dadurch, daß er es noch deutlicher und entschiedener als Lessing im »Neuesten« wagte, sich zu keiner der beiden Parteien zu bekennen. Das Recht unvoreingenommener Kritik hat er stets vertreten, wie er nur den als Kritiker gelten ließ, und insbesondere an der Allgemeinen Deutschen Bibliothek nur solche Rezensenten duldete, deren unparteiischer Urteilsweise er gewiß war. Die materielle Unbestechlichkeit des Kritikers Nicolai ist nie, auch von den Zeitgenossen nicht, angezweifelt worden; wer, wie ein Wiener Schriftsteller, den Versuch machte, durch Bestechung Nicolais Urteil zu beeinflussen, wurde von Nicolai sogleich öffentlich, wenn auch unter Verschweigung des Namens gebrandmarkt[1]. Ebensowenig darf auch seine geistige Unbestechlichkeit angezweifelt werden. So bittet er Herder, dem er die Rezension der in seinem Verlage erschienenen »Romantischen Briefe« (von Leonhard Meister) aufträgt, obwohl er selbst, wie Herder, Mendelssohn und Iselin sehr günstig über sie dachten, mit

[1] Vgl. Allg. Dtsch. Bibl. 43, 2, 616. Nicolai ließ die ihm zugedachte Bestechungssumme Spalding für die Armen überweisen; die Quittung Spaldings liegt im Nicolaischen Nachlaß unter Spaldings Briefen. — Hier sei auch erwähnt, daß er es ablehnte, Bücher in seinem Verlage erscheinen zu lassen, in denen ihm selbst Ruhmeskränze geflochten werden sollten; als z. B. Prof. Baldinger aus Marburg ihm in einem ungedruckten Brief aus dem Jahre 1792 ein Buch zum Verlage anbietet, in dem die vorzüglichsten Männer des Zeitalters, darunter auch Nicolai Ehrendenkmäler erhalten sollten, schreibt Nicolai an den Rand: »Ich würde das Buch schon deshalb nicht verlegen, weil etwas von mir darin vorkömmt.« Demgemäß hat er auch in dem Gelehrtenverzeichnis, das er seiner »Beschreibung der Kgl. Residenzstädte Berlin und Potsdam« (1779) im dritten Anhang beifügte, sich selbst übergangen — zu Unrecht, wie der Rezensent derselben, v. Schmidt-Phiseldeck, A D Bibl. 39, 2, 545 meint.

dem Lobe eher zu sparsam als zu häufig umzugehen: »ich mag auch gern den allergeringsten Schein vermeiden, daß ein Buch gelobt werde, weil es in meinem Verlage gedruckt ist«[1]. Und wenn er auch gelegentlich eines seiner Werke (ohne Namensunterschrift) selbst anzeigt[2], so geschieht das mit ganz objektiven Wendungen, jedenfalls ist er vorsichtiger und zurückhaltender als etwa Lessing in der Selbstanzeige seiner Ausgabe von Logaus Sinngedichten und seiner Fabeln[3]; und wir dürfen es ihm wohl glauben, wenn er etwa in seiner Auseinandersetzung mit Wieland schreibt[4]: »Was mich anbetrifft, so bin ich mir wohl bewußt, daß ich, wenn ich Bücher anzeige, ... keine andere Absicht habe, als meine Meinung davon frei heraus zu sagen. Dies darf ich, so wie Sie es dürfen und jeder Gelehrte es darf. Ich kann sehr wohl geschehen lassen, daß man sage, ich habe geirrt; aber niemals werde ich stillschweigen, wenn man mich beschuldigt, daß ich hämisch und parteiisch gewesen[5].«

Wie er das kritische Urteil unabhängig machen will von der lite-

[1] An Herder 11. IV. 69.

[2] Wie das »Vademecum für lustige Leute«, zu dem er die Vorreden geschrieben hat (Allg. Dtsch. Bibl., 1, 1, 298 9), sein »Ehrengedächtnis« für Thomas Abbt (Allg. Dtsch. Bibl. VI, 2, 254) und den 3. Teil seines »Sebaldus Nothanker« A D Bibl., Anhang zum 25.—36. Band 2, 878, wo er sagt: »Über den Wert desselben weiter nichts zu sagen haben wir gegründete Ursachen, die der Leser leicht erraten wird;« ebenda S. 883 zeigt er die Übersetzung seiner »Freuden Werthers« ins Holländische an als »eine Übersetzung eines in Deutschland genug bekannten Werkchens«.

[3] Im 43., 44. und 70. Literaturbrief.

[4] A D Bibl. 37, 1, »Nachricht« S. 306.

[5] Mit einem Beispiel mag der Vorwurf der parteiischen Voreingenommenheit, der gleichwohl gelegentlich gegen Nicolai erhoben wird, entkräftet werden. Franz Kopetzky wirft in seinem Werk über »Joseph und Franz Sonnenfels« (S. 164) Nicolai vor, daß sein Urteil gegen Sonnenfels unsachlich war: »Daß die strenge Objektivität bei der Besprechung der verschiedenen Werke nicht selten der subjektiven Voreingenommenheit weichen mußte, darf an Buchhändlerjournalen nicht auffallen«; Nicolai habe anfänglich günstige Urteile über Sonnenfels gefällt, dann, als der freundschaftliche Briefwechsel mit Sonnenfels aufhörte, ungünstige; »Sonnenfels fand es daher an der Zeit, Nicolais Freundschaft wieder aufzufrischen, weshalb er sich mit demselben in eine Korrespondenz einließ; die Wirkung dieses Briefwechsels trat bald zutage« (nämlich in einer günstigen Rezension von Sonnenfels »Grundsätzen der Polizeiwissenschaft«) (S. 175). Abgesehen von der zweifachen Unrichtigkeit, daß erstens Nicolai mit den Rezensenten der Allg. Dtsch. Bibl. von Kopetzky ohne weiteres identifiziert wird, und

rarpolitischen Konstellation, so will er den Menschen nicht die Leistungen des Dichters oder des Philosophen entgelten lassen, so will er überhaupt Leistung und Person trennen. »Was geht es mich wohl an, wer ein Blättchen geschrieben hat, wann ich nur weiß, ob eine Wahrheit oder Falschheit darauf geschrieben stehet,« sagt er im 76. Literaturbrief. In seinem Brief an Wieland[1], in dem er sich gegen dessen »persönlichen Ausfall« (gelegentlich der Besprechung von Nicolais »Freuden Werthers«[2]) verteidigt, fügt er die »clausula salutaris« hinzu: »Es geschehe was wolle, so wird dadurch in der großen Hochachtung gegen Ihre Talente nichts verändert werden...«; das aber verübelte Wieland ihm gerade und antwortet[3], es sei schlimm für Nicolai, wenn er, ungeachtet ob Wieland nun nach Nicolais Meinung als ein »ehrlicher Kerl zur gesagten Wahrheit halte«, oder »wie ein Schurke rekantiere«, dennoch seine Talente hochachten wollte; Wieland polemisiert also dagegen, daß Nicolai den Dichter vom Menschen trennen will, Nicolai aber hält an seiner Ansicht fest[4]. Lavater verlangt — eine für den Sturm und Drang charakteristische Forderung — in bezug auf seinen »Pontius Pilatus«: »Es ist Abdruck meines Geistes und Herzens, Schimmer oder Dämmerung von mir, allemal von Individualität und ohne das Medium meiner selbst eine im ganzen ungenießbare Speise. Wer dieses Buch haßt, muß mich hassen; wer dieses Buch liebt, muß mich lieben ... Wem es durchaus gefällt, der muß ein Herzensfreund von mir sein«[5]; Nicolai aber scheidet da, wo er anerkannten Werken aus innerer Gegensätzlichkeit widersprechen muß, das Werk vom Autor und will, wo er ein Buch angreift, ja parodiert, dem

zweitens, daß es Nicolai war, der den Briefwechsel beendet hatte, nicht, wie Kopetzky annimmt, Sonnenfels, — war hier nicht eher Sonnenfels der Vorwurf einer Unredlichkeit, als Nicolai derjenige der Voreingenommenheit zu machen, um so mehr, als Kopetzky zugibt, daß Sonnenfels, »als ihm die Unterstützung der Literatur schon entbehrlich schien«, Nicolais Reisebeschreibung öffentlich hart verurteilt habe?

[1] 5. V. 75 = Allg. Dtsch. Bibl. 37, 1308.

[2] Im »Teutschen Mercur« März 1775.

[3] 8. V. 75 = Allg. Dtsch. Bibl. 37, 1, 309.

[4] An Wieland 16. V. 75 = Allg. Dtsch. Bibl. 37, 1, 311.

[5] Sauer, D N L 79; vgl. Hamann an Herder (3. IV. 74 = Roth V, 62) über Merck: »Ich merkte gleich Unrat, da er mir dreimal mit seiner verfluchten Distinction zwischen Mensch und Autor ins Gesicht schlug.«

Autor die Hochachtung und Bewunderung seiner Talente nicht versagen. Diese Tendenz, die sich schon früh zeigt, mußte natürlich um so stärker hervortreten, je mehr sich, wie das oben angedeutet wurde, das reine Interesse für die Poesie speziell wissenschaftlichen Interessen unterordnete, und je mehr sich Nicolai in eine Abwehrstellung gedrängt fühlte.

Diese Kennzeichnung des kritischen Verfahrens Nicolais bedarf indessen noch einer Berichtigung. Die Sachlichkeit, die ihm ermöglicht, die innere Abneigung gegen ein Werk mit der Anerkennung eines Autors zu vereinen, den Menschen vom Schriftsteller zu trennen, wird ergänzt durch ein psychologisch gerichtetes Verfahren, das ein Werk auf den Urheber, eine Anschauungsweise auf die subjektiven Bedingungen derselben zurückführen will. Es handelt sich dabei für Nicolai aber nicht um einen Widerspruch, sondern um zwei verschiedene Stufen. Jene erste Trennung ermöglicht ihm in den literarischen Fehden — und an welches bedeutende Werk jener Zeit knüpften sich nicht unfehlbar gleich nach seinem Bekanntwerden solche an? — sein Urteil vor der Trübung zu bewahren, die aus dem Ruf, der einem Schriftsteller voranging, sich auch für selbständigere Geister ergab. Dieses Verfahren aber erlaubt ihm eine nicht mehr äußerliche Sachlichkeit, die, um das Werk in seiner Ganzheit erfassen und es von der ihm eigenen Grundlage aus kritisieren zu können, den Dichter als Maßstab der Dichtung, den Menschen als Maßstab der Anschauung setzt, ohne daß freilich der Dichter oder der Mensch an sich Objekt seiner Kritik wird. Steht doch im Mittelpunkt seiner Kunstanschauungen, wie wir erkannten, nicht das Werk, sondern »der Künstler und sein Werk«, ohne daß er den Künstler an sich irgendwie in dogmatische Fesseln einengen will; es kommt ihm einzig auf die Erkenntnis des Zusammenhanges zwischen subjektiven Bedingungen und objektiver Gegebenheit an, nicht auf dieses oder jenes gesondert. Nicolai besaß ein gutes Organ für psychologische Zusammenhänge, das sich zumal seit der Zeit, da die »Wissenschaft vom Menschen« immer stärker sein Interesse in Anspruch nahm, natürlich innerhalb der durch die Temperamentspsychologie seiner Zeit abgesteckten Grenzen, betätigte. Man könnte seine Romane wegen des starken Hervortretens der seelischen Bedingungen zu jeder Handlung seiner Personen psycho-

logische nennen; freilich reicht sein dichterisches Vermögen nicht aus, um sie zu gestalten, er räsonniert vielmehr über die psychologischen Faktoren der Handlungen seiner Helden. Umständlich, aber mit dem richtigen Gefühl für die Notwendigkeit der Begründung einer wichtigen Handlung aus der seelischen Zuständlichkeit entwickelt er z. B. den Entschluß Sophiens im »Dicken Mann«, ihren Jugendfreund, der sie einst verschmäht hat, zu heiraten[1]. Ja in der ganzen Anlage dieses Romans zeigt sich das Bestreben, die Schicksale des Helden — und damit der heruntergekommenen philosophischen Gecken Kantischer Schule — aus dem »Milieu«, der Erziehung, den äußeren Lebensumständen seiner Jugendjahre, dem Charakter der Eltern usw. psychologisch zu erklären. Besonders stark spricht sich dieses Bemühen in den »Vertrauten Briefen« aus, doch zeigt es sich auch im »Sempronius Gundibert« und im »Sebaldus Nothanker«, hier besonders in den Charakteren Säuglings und Marianes. Dieses Organ für die psychologischen Zusammenhänge hat sich denn auch in seinem kritischen Verfahren funktionell betätigt. So verlangt Nicolai etwa von Herder[2], daß er bei der ihm aufgetragenen Bodmerrezension »untersuchen« solle, »woher es kommt«, daß diese Gedichte so »unwohlklingend und so unlesbar sind. Die harte Prosodie und die närrischen Epithete u. dgl. sind freilich eine von den Ursachen mit, aber selbst in den Gedanken liegt, wie mich dünkt, nicht die Hauptursache. Bodmers Einbildungskraft ist kalt und er sucht durch locos communes seine Gedichte aufzustutzen.« Und im allgemeinen Überblick über die zeitgenössische Literatur, den der Magister Matthesius im Gespräch mit Sebaldus Nothanker gibt[3], erklärt er sich im Sinne Nicolais: »Wir wollen uns die Fehler unserer Literatur und unserer Gelehrten nicht verhehlen, aber wir wollen auch das entschuldigen, was, ohne die Schuld unserer Gelehrten, nicht anders sein kann.« »Was wäre Kant geworden«, urteilt er demgemäß[4], »wenn er wie Hume hätte schreiben können. Und er würde so geschrieben haben, wenn er, wie Hume, hätte Menschen kennen lernen, statt daß er bloß

[1] Dicker Mann II, 41, 233f.
[2] An Herder 2. V. 67 = Hoffmann S. 9.
[3] Sebaldus Nothanker II, S. 106.
[4] Göckingk S. 130.

Studierstube und Katheder kannte«. So leitet er den Subjektivismus der Fichteschen Ich-Philosophie aus dem engen klösterlichen Leben des Tübinger Stifts ab, die spekulative Hypertrophie der Kantianer aus der übertriebenen rationalistisch-dogmatischen Jugendbildung in theologicis[1]. Scheint es nicht geradezu eine Umkehr aller Begriffe, wenn er Friedrich Schlegel, der allerdings damals in der Periode seiner konstruierenden »Objektivitätswut« sich befand, die Worte entgegenruft[2]: »Lessings Werke wollen, so wie die Werke aller guten Schriftsteller, in dem eigenen Geiste des Verfassers gelesen sein; der fremde, besonders der rein vonvornige dünkelvolle, nach eigenem Bedürfnisse postulierende Geist unterdrückt jeden Geist, der in den Schriften eines vorzüglichen Verfassers zu Hause ist«[3]. Und er fordert dieses kritische Verfahren nicht nur, sondern wendet es auch an. So ist z. B. in der Zeit seines Kampfes gegen den Sturm und Drang die Bezeichnung »schielend« ein typischer Ausdruck seines Tadels, der uns oft begegnen wird. So sucht er sich Thomas Abbts Stil, dem er ablehnend gegenübersteht, psychologisch zu erklären. Je mehr er es überlege, schreibt er an Justus Möser[4], scheine ihm Abbts Stil »aus einer mißlungenen Nachahmung des Tacitus« entstanden zu sein; er wollte wichtige Sentenzen in wenig Worten ausdrücken; zuweilen seien aber seine Gedanken entweder noch nicht reif genug gewesen, oder er habe nicht Geduld genug gehabt, sie so zu wenden, daß sie sich natürlich ausdrücken ließen, und habe dann der deutschen Sprache die Schuld gegeben, deren vorhandene Mittel ihm als unzureichend galten, und die er durch eigene Wortfügungen und Metaphern ersetzte; bald habe er sich indessen so an diese willkürliche Schreibart gewöhnt, daß er sie auch verwandte, »wenn die Ursachen, die sie zuerst veranlaßten, nicht da waren«. — So hebt er auch hervor, daß

[1] Reisebeschreibung XI, 103ff. u. 120ff., gelegentlich s. Darstellung des Tübinger Stifts.

[2] Vorrede zu den »Gesprächen Chr. Wolffs mit einem Kantianer«, S. 65; im Hinblick auf Schlegels Emilia Galotti-Kritik.

[3] Vgl. »Vertraute Briefe« S. 118: »Der wahre Kenner schätzt jedes Geisteswerk in seiner Art; wer alles will Goethisch und Shakespearisch haben, ist genau so kleinlich und einseitig, als die Franzosen, welche meinen: que le bon goût ne se trouve qu'en France«.

[4] 19. III. 67 = Mösers Werke, ed. Abeken 10, 146.

der Dichter nur da Vollkommenes leisten könne, wo er seinen eigensten Bedingungen folgt, und wie er es Uz so wenig anrechnen will, wenn er statt Liedern bisweilen Lehrgedichte macht, als Klopstock, wenn dieser statt Oden Lieder dichtet, so bemerkt er beispielsweise von der Karschin, daß sie nur da Vollkommenes leiste, wo sie »in der Hitze der Einbildungskraft«, — die sie sich selbst als eigentliches Produktionsmittel in der Vorrede zu ihren gesammelten Gedichten zugewiesen hatte, — nicht aber »aus Vorsatz und mit ruhiger Überlegung« dichtet; ihre dichterische Stärke beruhe in der Improvisation, nicht aber in der — von Nicolai einzig geschätzten — Verbindung planvoller Überlegung und ursprünglicher dichterischer Kraft[1]. Dieses Eingehen auf die psychologischen Grundbedingungen ist so stark, so sehr nimmt er in dem zu kritisierenden Werk Platz, daß er mitunter die Selbständigkeit seines Urteils aufgibt und sich ganz an das zu Beurteilende verliert. —

Auch an der Art des kritischen Verfahrens Nicolais haben sich die Widerstände gegen den Sturm und Drang entzündet. Die gegenpoligen Anschauungen über das Wesen der Kritik haben sich in Nicolais Auseinandersetzung mit Gerstenberg und Hamann recht früh geäußert, wie sie später im Streit mit Voß hervortraten; die Gegensätze des kritischen Verfahrens, die vorhin schon an einer Stelle durch die Erwähnung der Lavaterschen Äußerung über seinen »Pontius Pilatus« angedeutet wurden, haben sich in seinem Briefwechsel mit Herder und Lavater bemerkbar gemacht. Die gekennzeichnete Sachlichkeit des Kritikers Nicolai im Verein mit seinem psychologischen Verfahren hat wiederholt die Ablehnung und den Spott der Stürmer erfahren. Der junge Goethe stellt einmal[2] als die beiden Arten des Kunstbetrachters den »Kenner« und den »Enthusiasten« gegenüber; das kritische Ideal der Stürmer verkörpert der Enthusiast; Nicolai war und galt mit Recht als »Kenner«. Aber mehr: Nicolais individuelle Organisation mußte da versagen, wo — wie bei den Werken und Versuchen der jungen Generation — bei aller Abgewogenheit des Urteils eine unbegrenzte Schmiegsamkeit und Anpassungsfähigkeit, bei ausgesprochener

[1] Nicolai im 276. Literaturbrief, der von Mendelssohn herrührt, dem Nicolai jedoch nach Altenkrügers Angabe (S. 100) die hier zitierten Stellen eingefügt hat.
[2] Weimarer Ausgabe. I. Bd. II, 187 f.

Richtung auf das Monumentalische der Sinn für Detail und Kolorit, für das Vereinzelte, ja Fragmentarische gefordert war — eine Kritik, die durch Zutat und Beiwerk hindurch die Ganzheit erfaßte, mit einer Schnellkraft und Intensität, die der »Sphäre des Genius« (Gerstenberg) gleichzukommen suchte. Merck schreibt, über Lenz' Liebesgedichte, die er in Gemeinschaft mit Goethe gelesen hatte[1]: »Sie waren dem äußeren Schnitt nach Menantisch, Talandrisch, Gottschedisch, dafür hätte sie gewiß Ramler gebrandmarkt. Aber innen wehte der große Wind heraus, der uns mitschaudern machte.« So urteilt der berufene Kritiker der Jungen. Nicolai hat den »großen Wind« nur bei einem Werk der jungen Generation gespürt: bei Goethes Werther — aber mit diesem Werk ist sein Name als Kritiker auf eine unrühmliche Weise verbunden.

[1] An Lenz 8. III. 76 = Briefe an Lenz ed. Freye-Stammler I, 193.

ZWEITER TEIL:

ENTWICKLUNGSMÄSSIGE DARSTELLUNG VON ETWA 1765 BIS 1780

ERSTES KAPITEL

Wenn die außerordentliche Stellung berechtigt ist, die man Klopstocks Messias in der Entwicklung der deutschen Literatur des 18. Jahrhunderts zuweist, so verdient Lessings kritische Auseinandersetzung mit dem Messias, gemäß der engen, gesetzmäßigen Verbindung von Kritik und dichterischer Produktion in jener Zeit, eine gleichfalls hervorragende Beachtung. Es ist weniger der Wert dieser kritischen Auseinandersetzung an sich, nicht die Aufdeckung neuer, fruchtbarer Prinzipien, wie später in den Literaturbriefen, im Laokoon und der Hamburgischen Dramaturgie, was ihr diese Bedeutung zukommen läßt, als vielmehr das an dieser Stelle deutlich erkennbare Hervortreten zweier verschiedener geistiger Strömungen, die das Jahrhundert hindurch im Kampfe lagen und beide die vornehmsten Früchte desselben gezeitigt haben. Der bürgerliche Realismus, der streng rationalistischen Schulzucht schon entwachsen, der seit den dreißiger Jahren des Jahrhunderts sich deutlich offenbart, um in Lessing und den »Berlinern« seinen eigentlichen und bedeutungsvollen Ausdruck zu erlangen, und der hier in Klopstocks Messias zur großartigen Ausprägung gekommene, den Individualismus der Genieperiode vorbereitende Pietismus, die hier einzig religiös orientierte Gefühlsbetontheit stehen sich hier an entscheidender Stelle gegenüber, und in der nicht gerade starken Leistung des jüngeren Kritikers Lessing gegenüber dem großen Werk des älteren Klopstock deutet sich das Schicksal einer Generation an, die »frühen Ruhm mit herbem Altersgeschick bezahlen mußte«[1], seigt sich das starke Unbehagen, das eine mächtig aufstrebende Jugend gegenüber den unbestreitbar großen Leistungen der Zeitgenossen empfand, die einer anderen Geistigkeit entstammten.

Denn allerdings ist Lessings erste Stellungnahme zu Klopstock stark von diesem Unbehagen beeinflußt. »Der junge Lessing«, erkennt Erich Schmidt[2], »machte bei den vornehmen neuen Denk-

[1] R. Unger, »Hamann und die Aufklärung« S. 10. Für diese ganzen Zusammenhänge: vgl. ebenda, Kap. 2 und 6, und Franz Muncker, »Klopstock, Geschichte seines Lebens und seiner Schriften,« Stuttgart 1888, S. 178 f.

[2] Erich Schmidt, »Lessing« I, S. 96.

mälern didaktischen Tiefsinns und erhabener Begeisterung mit sehr gemischten Gefühlen Halt. Der Schalk in ihm spöttelte über so viel Gedanken- und Gefühlsaufwand, aber die rasche Erkenntnis, daß diese Poesien Hallers und Klopstocks Zukunft atmeten, und das leidenschaftliche Verlangen, mit ihnen zur Unsterblichkeit empor-zusteigen, schrie solche kritischen Regungen nieder.« War so ein auf reines Nachempfinden gegründetes Urteil für Lessing unmöglich, so traten andere Gesichtspunkte ein, um die nun einmal objektiv feststehende Größe Klopstocks zu begründen; der getrübte Blick des Kritikers stellte sich literarpolitisch ein: »Lessing betrachtete Klopstock unter historischen Gesichtspunkten, die hier mit den patriotischen zusammenfielen,« urteilt Franz Muncker[1]. Es ist daher bei Lessings geistiger Organisation nicht verwunderlich, daß er, wenn der persönliche Antrieb zu solcher Stellungnahme fortfiel, das Unzulängliche derselben einsah, und etwa gegen die seiner Kritik verwandten, ja von ihr abhängigen kritischen Äußerungen Nicolais gegen Klopstock, sein Mißfallen bezeugte[2].

In der Tat sind die ersten kritischen Äußerungen Nicolais im Geist den Lessingschen verwandt, was nicht nur aus der starken äußeren Abhängigkeit von Lessing zu erklären ist. Man muß aller-dings betonen, daß Nicolai im Gegensatz zu Lessing ein gewisses ursprüngliches positives Verhältnis zu Klopstock gehabt hat. Zwar darf das Lobgedicht des vierzehnjährigen Schülers auf Klopstock, auf das zuerst E. Altenkrüger hinweisen konnte[3], ein fades, trocken-lehrhaftes Elaborat, in dieser Hinsicht nicht überschätzt werden; aber die außerordentliche Bedeutung, die die ersten Bände der Bremer Beiträge in seinem Bildungsgange als erste und fruchtbarste literarische Anregung besitzen[4], und der von Nicolai später ge-rühmte starke Eindruck, den Miltons »Verlorenes Paradies« auf den heranwachsenden Jüngling als »Muster moderner Poesie«

[1] Franz Muncker, »Lessings persönliches und literarisches Verhältnis zu Klop-stock« S. 74.

[2] Vgl. Lessing an Nicolai 3. VII. 57 = Lachmann-Muncker, XVII. 111 und im 18. Literaturbrief, wo er sagt, er habe gegen wenig Rezensionen in der Biblio-thek der schönen Wissenschaften so viel einzuwenden, wie gegen die des Messias (von Nicolai).

[3] F. Nicolais Jugendschriften S. 28 f.

[4] Vgl. Göckingk S. 10.

machte[1], lassen auch seine ursprüngliche Stellung zu Klopstocks Messias als positiv erschließen. Wenngleich auch damals schon gegenüber der vom Pietismus stark genährten Empfindungswelt des Messias leise Bedenken aufgestiegen sein werden, da der Knabe den Pietismus in Halle hassen gelernt hatte, so vermochte er wahrscheinlich den dichterischen Ausdruck rein und gesondert von den pietistischen Elementen zu genießen. Dieses frühe Verhältnis muß man heranziehen, wenn man Nicolais erste größere kritische Äußerung gegen Klopstock richtig beurteilen soll.

Nicolais Rezension der Klopstockschen »Abhandlung von der Nachahmung des griechischen Silbenmaßes« und des achten bis zehnten Gesanges der Messiade erschien im zweiten Stück des ersten Bandes der »Bibliothek der schönen Wissenschaften und freyen Künste«[2]. Im ersten, der »Abhandlung« gewidmeten Abschnitt tritt Nicolai dem Klopstockschen Satz entgegen, der dem epischen Dichter nur die Prosa oder den Hexameter gestatten will. Nicolai findet diese Forderung nicht notwendig, nicht im Wesen des Epos begründet; doch vermeidet er es, offenbar aus Rücksicht auf Klopstocks Autorität, seinem Widerspruch weitergehenden Nachdruck zu geben. Vielmehr setzt er hier die Verwendung des Hexameters voraus, da Klopstock sich nun einmal dafür entschieden habe und sich »nebst dem Herrn von Kleist« des deutschen Hexameters »am besten zu bedienen und ihm den meisten Wohlklang zu geben gewußt habe«. Der zweite Teil der Rezension ist ebenso zurückhaltend im Urteil, nicht nur wegen des oben hervorgehobenen ursprünglichen Verhältnisses zur Klopstockschen Dichtung, sondern auch weil es, wie Nicolai sagt, schwer sei, ohne Kenntnis des ganzen Planes, die nur der Dichter habe, zu urteilen, weshalb er seinen kritischen Anmerkungen hinzufügt, er hoffe, daß Klopstock sie »geneigt aufnehmen« werde. Demgemäß besteht die Nicolaische Kritik, nächst einer Wiedergabe des Inhalts der drei Gesänge, aus einer Anzahl untereinander nicht zusammenhängender, sehr vorsichtiger Einzelbemerkungen; so meint er, daß die Einführung Satans und

[1] »Ich erinnere mich noch sehr lebhaft, welchen gewaltigen Eindruck die gigantischen Bilder dieses Gedichts auf meine jugendliche Einbildungskraft machte,« heißt's in der Schrift »Über meine gelehrte Bildung«. S. 19.

[2] 1757, S. 297 bis 331.

Adramelechs (im 8. Gesang) hätte vorbereitet werden müssen, da »der Dichter lange von ihnen geschwiegen hat und uns den Faden ihrer Geschichte beinahe hat verlieren lassen« (S. 311); es wäre aber nicht nur Gelegenheit gewesen, sie vorher zu erwähnen, sondern es hätte auch die dichterische Wirkung unzweifelhaft erhöht, wenn sie »als unmittelbare Werkzeuge der schrecklichen Taten, welche in den vorigen Gesängen vorgegangen sind« — z. B. bei der Geißelung und Krönung des Heilands — dargestellt worden wären; denn die Erniedrigung des Erlösers würde uns dadurch noch stärker gerührt haben. Ein zweiter Einwand Nicolais richtet sich dagegen, daß Eloa, nicht der Messias selbst, beide vertreibt; es würde ein stärkerer Beweis für die Erfüllung der Weissagung: »Du sollst der Schlange den Kopf zertreten« sein, wenn der Messias nicht die Tat des Seraphs mit einem Blick verstärkte, sondern sie selbst vollbrächte. Den Mangel an Handlung im achten und neunten Gesang findet Nicolai dem epischen Charakter widersprechend; jedoch will er nicht entscheiden, ob dieser Mangel »aus der Beschaffenheit der Geschichte selbst oder aus einem Fehler im Plan des Dichters herrühre«. Er vermochte also die tieferen Gründe nicht zu fassen, aus denen der Messias eigentlich epischen Charakter entbehren mußte, aus denen seine Handlung nur eine scheinbare sein konnte; denn die Feinde des Messias, die ihm den Tod wünschen, befördern nur seine Absicht, für die Menschen zu sterben; Klopstock als Epiker hätte die Handlung auf den Boden der Geschichte stellen müssen, was eine menschliche Darstellung des Erlösers bedingt hätte; und dies eben wollte Klopstock vermeiden[1]. Besonderes Lob spendet Nicolai — wohl nach Lessings Vorgang — den Gleichnissen Klopstocks, in denen er eine Stärke besitze, »die bloß mit dem Homer verglichen werden kann«; das Lied im zehnten Gesang, das Simeon und Johannes der Täufer »gegeneinander singen«, sei »im ächten Geschmack der alten hebräischen Poesie, ein Meisterstück der Einfalt und Hoheit«, »das allein schon Klopstock zum großen Dichter machen würde«. (S. 322.) Ohne Klopstock »heruntersetzen« zu wollen, wagt er es, »noch einige Anmerkungen über einige Fehler in der Schreibart« herzusetzen, wie er sagt »Sommersprossen in einem vollkommen schönen Gesicht«. Er tadelt die Verwendung unnötiger

[1] Vgl. Muncker, Klopstock S. 89 ff.

oder falscher Beiwörter, den häufigen Gebrauch metaphorischer Wendungen (»die endlich unbestimmt und dunkel werden«); und schließlich, die schwerwiegendste und in der Folgezeit für Nicolais Verhältnis zu Klopstock fruchtbarste Anmerkung, daß der Dichter »öfters Empfindungen auszudrücken sucht, wo keine sind, und dann ins Süße und Spielende verfalle« — eine Behauptung, für die Nicolai hier allerdings sehr wenig beweiskräftige Beispiele anführt.

Es ist kein Grund vorhanden, den Ton ehrfürchtiger Bewunderung des Dichters, die aus dieser Nicolaischen Rezension spricht, als unecht und unglaubwürdig anzuzweifeln; aber es läßt sich auch nicht verkennen, daß dem bewunderten Dichter nicht eigentlich die Liebe des Kritikers gehört. Hat Nicolai auch nicht, wie Lessing, sich die Bewunderung Klopstocks abgerungen, so war sie doch auch bei ihm nicht ungetrübt; und die tieferliegende, Nicolai zunächst vielleicht gar nicht bewußte Fremdheit gegenüber der Klopstockschen Dichtkunst hat sich, wie bei Lessing, in nüchterner Erwägung von Licht und Schatten in der im ganzen bewunderten Dichtung niedergeschlagen. Es ist nun schon oben darauf hingewiesen worden, wie die Entwicklung Nicolais in der Bewußtmachung tieferliegender und zunächst nicht im Geist wirkender Inhalte bestand. In seinem Verhältnis zu Klopstock können wir diesen Weg recht deutlich verfolgen; denn jene letzte Fremdheit gegen die Klopstocksche Dichtung findet schrittweise bei Nicolai bewußtere Begründung, bis sie alle anderen Momente seiner Stellungnahme zu Klopstock verdrängt und das einzige wird. Im 173. Literaturbrief noch hält er Zachariaes mißlungener Miltonübersetzung die formale Vollendung der Messiade entgegen. Im 299. Literaturbrief fragt er gelegentlich seiner Besprechung von C. F. v. Mosers »Geistlichen Gedichten«: »Was hat denn die Religion von mittelmäßigen poetischen Versuchen für Nutzen, und können sie ihr nicht mit der am besten gemeinten Absicht wirklich schaden?« Milton, Young und Klopstock sollten allerdings von seinem Tadel nicht betroffen werden; sie dienten der Dichtkunst und der Religion. — Allein die Frage war einmal gestellt, und mußte da, wo die dem Messias zugrundeliegende religiöse Stimmung einen besonders starken Ausdruck erlangte, eine Antwort erfahren, die jene Fremdheit stark betonte. Einen solchen Ausdruck

fremder, ja Nicolai widerwärtiger religiöser Stimmung sah er in den »Fragmenten aus dem 20. Gesang des Messias«[1], über die er sich denn auch sogleich in einem verloren gegangenen Briefe abfällig gegen Gerstenberg äußerte, und zwar, wie aus dessen Antwort[2] ersichtlich ist, in ziemlich deutlicher Weise. »Sie beschuldigen Klopstock«, schreibt Gerstenberg da, »daß er sich allmählich mehr zum Abenteuerlichen und zur Schwärmerei lenke . . . Sie befürchten, wenn gewisse Hymnen, die Sie gesehen haben, wirklich in den letzten Gesang des Messias kommen sollten, daß die Kritik sich allenthalben in Deutschland laut hören lassen werde . . .«; er beschuldigt hingegen Nicolai, daß er »Urteile über detachierte Stücke« fälle, ohne den Plan des Ganzen zu kennen, und ohne zu bedenken, daß Klopstock Ursachen gehabt haben werde, diese Töne anzuschlagen. Nicolai repliziert[3], er habe nicht geglaubt, daß Klopstock »ohne alle Ursachen sich entschlossen habe, Hymnen in den Messias zu setzen«; es frage sich aber, ob diese Gründe zwingend genug seien — was er bestreiten müsse. »Das schlimmste,« fährt er sodann fort, »ist, daß in den Hymnen selbst so viel Fanaticismus (sic!) herrscht, daß ich aufrichtig gestehen muß, daß ich zuweilen wirklich Widerwillen beim Lesen empfunden habe«. Er wisse, daß Klopstock im Leben nicht der Schwärmer sei, wie hier in diesen Hymnen, »aber was bringt ihn dazu, solche innerliche Aufwallungen zu dichten«? Wir sehen, wie seine Kritik der religiösen Gesinnung des Messias-Dichters hier schon zu einer Kritik der Dichtung Klopstocks überhaupt wird. Und wenn er auch bemerkt, daß er, je freier er jetzt mit seinem Urteil dem Freunde gegenüber gewesen sei, um so behutsamer sein werde, »wenn das ganze Werk herausgekommen sei«, und er sein Urteil öffentlich sagen sollte, und seine Äußerungen so zu entkräften sucht; wenn er auch Gerstenbergs Verteidigung Klopstocks und seinen Hinweis darauf, daß Klopstock »seinen Glückseligen Denkart und Begeisterung beilegt, wie er glaubt, daß sie ihnen natürlich sind«, seinen Hinweis darauf, daß diese religiöse Stimmung normierender Einrede sich entziehe, anscheinend nicht beantwortet hat, so hat er

[1] Vgl. Muncker, »Klopstock« S. 485.

[2] Gerstenberg an Nicolai 31. I. 67 = Z. f. d. Phil. 23, 47.

[3] Nicolai an Gerstenberg 21. III. 67 = ebenda S. 50.

doch einige Jahre später Herder gegenüber seine Antwort auf diese Gerstenbergschen Behauptungen in aller Schärfe geltend gemacht. Es sei dem Dichter zwar leicht, unsere Aufmerksamkeit von den Mängeln des Stoffes auf die Vollkommenheiten des dichterischen Ausdrucks zu richten; »was hilft aber alle Kunst Klopstocks, wenn ein philosophischer Kopf den Begriff Gottmensch für eine Contradictio in adiecto, den Begriff einer blutigen Genugtuung für dem höchsten Wesen unanständig hält? Hier kommt Vernunft beständig in Kollision mit Empfindung, wodurch diese gewiß geschwächt wird[1]!« Schon ein Jahr vor dieser Äußerung hatte er ebenfalls Herder gegenüber die Gegensätzlichkeit ihrer religiös-theologischen Gedankenwelt als Grund der Entfremdung von Klopstock angegeben: »Vielleicht sind mir viele geistliche Oden des Hrn. Klopstocks darum nicht angenehm, weil ich das theologische System, worauf sie sich gründen, nicht verdauen kann[2].« So sind ihm denn auch die biblischen Dramen Klopstocks verschlossen: »Der Tod Adams von Hrn. Klopstock ist unter uns sattsam bekannt«, beginnt eine kurze Anzeige der Gleimschen Versifizierung des Klopstockschen Dramas, die sich dahin ausspricht, daß Klopstocks Drama noch das wenige Gute in der Gleimschen Bearbeitung verliere[3]. Den schärfsten Ausdruck aber findet das Bewußtsein dieser Gegensätzlichkeit in einer brieflichen Äußerung an Höpfner aus dem Jahre 1775[4]. Höpfner hatte ihm mitgeteilt[5], daß Klopstock (dessen Simplizität im Gegensatz zu seiner schwärmerischen Dichtungsart Höpfner bei dieser Gelegenheit rühmt) ihm gegenüber bei einem Besuch seine Unzufriedenheit mit der Allgemeinen Deutschen Bibliothek bezeugt habe. Nicolai erwidert: »Herrn Klopstock verehre ich sehr, obgleich ein großer Teil seiner Schriften für meine Lektüre nicht ist. Daß er im ganzen mit der Bibliothek nicht kann zufrieden sein, begreife ich auch. Bei ihm hat das gangbare theologische System eine poetische Wahrheit, und wenn die Verbesserung der Theologie, die die Bibliothek verlangt, immer

[1] Nicolai an Herder 24. VIII. 72.
[2] Nicolai an Herder 19. XI. 71.
[3] A D Bibl. 10, 2, S. 238ff.
[4] Nicolai an Höpfner 17. VIII. 75 = K. Wagner »Briefe aus dem Freundeskreis«.
[5] Höpfner an Nicolai NN. »Empf. 12. VIII. 75.«

weiter geht, so verliert sein Messias den größten Teil seines Interesses.« Denn inzwischen hat sich für Nicolai die zweifelnde Frage, die er, wie oben erwähnt, im Anschluß an v. Mosers »Geistliche Gedichte« erhob: was die Religion von der Poesie für einen Nutzen haben könne, zu der Fragestellung verändert, die in der Rezension der Klopstockschen Gelehrtenrepublik in die Worte gekleidet ist: »Was kann die Aufklärung der Religion von dem Dichter als Dichter erwarten?[1]« Und da er der Meinung ist, daß den Dichtern »die öffentliche Glaubenslehre als Mythologie ein ganz gutes Ding sei, wobei es aber gar nicht auf Richtigkeit und Aufklärung der Begriffe ankomme«, daß sie vielmehr glaubten, der Volksglaube könne »nicht dunkel und verwirrt genug erhalten werden«, so ist es nicht verwunderlich, daß seine Antwort gegen die Dichter ausfällt, die aus religiöser Stimmung heraus, unbekümmert um die Einwände gegen die rationale Anfechtbarkeit ihres Vorwurfs gestalten.

Die religiös-theologische Gegensätzlichkeit, die mit der zunehmenden Bewußtwerdung Nicolai sich immer weiter von der Klopstockschen Dichtkunst entfernen läßt, wird nun durch ein anderes Moment der Gegensätzlichkeit, das aus dem zuletzt zitierten Urteil schon recht deutlich sprach, noch ergänzt. Der Kampf um die Mythologie, der sich durch das 18. und 19. Jahrhundert hindurchzieht, scheidet die geistigen Strömungen bald als bewegendes Moment, bald nur als akzidentelles Unterscheidungsmerkmal[2]. Nirgends ist aber die Gegensätzlichkeit in der Stellung zur Mythologie stärker als in dem Verhältnis der Aufklärung und des Sturms und Drangs. Die Genieperiode beginnt recht eigentlich mit dem Kampf um die Mythologie. Handelt es sich für die Vorläufer der Genieperiode um das Wie? der Mythologie, um den Streit zwischen griechisch-römischer, alttestamentarischer, orientalischer und altgermanisch-keltischer Mythologie, so ist für Nicolai die Mythologie überhaupt zunächst Gegenstand seiner Fragen und, wie gleich hinzugefügt werden soll, seiner Beantwortung im negativen Sinn;

[1] Allg. Dtsch. Bibl. 28, 1, 117. Ich nehme die Rezension der Gelehrtenrepublik für Nicolai in Anspruch, vgl. S. 81 Anm. 3 dieses Kapitels.

[2] Vgl. Fritz Strich, »Die Mythologie von Klopstock bis Wagner«, 2 Bde. Halle 1910, bes. I, 92.

auch hier findet seine Stellungnahme eine Parallele zu derjenigen Moses Mendelssohns[1]. Von dieser tiefwurzelnden Abneigung aus hat er diejenigen Dichtungen Klopstocks abgelehnt, in denen die mythologischen Intentionen poetischen Ausdruck erhielten: seine Bardiete und Oden. Diese Gegensätzlichkeit spricht sich, da hier kein ursprünglich positives Verhältnis besteht, fast ohne Übergangsstufen gleich mit aller Schärfe aus. Zwar in der lobpreisenden Rezension von Gerstenbergs »Gedicht eines Skalden«[2] nimmt er die Möglichkeit eines »nordischen Arioste« an, eines großen Dichters, dessen Stärke die »wilde Imagination« ist; aber er gesteht hier höchstens ein Stoffgebiet zu, und die Entmaterialisierung der Mythologie zur ‚Imagination', die Ersetzung der von bestimmter Stofflichkeit erfüllten Phantasie durch die dichterische Funktion läßt dieses Zugeständnis als rein äußerliches in seinem Wert sinken. Schon in dem Ausdruck spricht sich der geringe Wert dieses Zugeständnisses aus: »Die Imagination in diesem Gedichte ist so sonderbar als die Versart... inzwischen hat uns dieses Sonderbare an beiden eben nicht mißfallen. Es hat uns vielmehr, da wir dieses Gedicht das vierte und fünftemal durchlasen, immer mehr gefallen.« Und er faßt seine, aus diesem Satz sprechenden ersten Bedenken nochmals deutlich: »Vielleicht wenn die nordische Mythologie in Gedichten öfter gebraucht würde, würde sie bei den Lesern mehr Wirkung tun können, weil sie derselben gewohnter wären.« Indessen, wenn er das Stoffgebiet auch äußerlich zugesteht, innerlich ist er unbeteiligt; und vor allem ist ihm der Gebrauch, den Klopstock und die Bardendichtung davon machen, in höchstem Maße zuwider. Was zunächst Klopstocks Bardiete anbetrifft, so hat er sich über sie nicht nur wegen ihrer Form[3], sondern vor allem wegen des mythologischen Elementes höchst abfällig geäußert. »Ich habe Hermanns Schlacht bewundert, kann sie aber nicht lieben«, schreibt er an Lessing[4]. Eingehender und für sein wahres Empfinden

[1] Vgl. F. Braitmaiers kurze aber treffende Darstellung: Geschichte der poetischen Theorie und Kritik, II, S. 227 f.

[2] Allg. dtsch. Bibl. 5, 1, 210 ff.

[3] Außer in dem noch zu erwähnenden Brief an Uz (s. S. 78 Anm. 1) im Briefe von Gerstenberg v. 31. I. 67, Zeitschr. f. d. Phil. 23, 50, es sei ihm unmöglich »sie mehr als einmal durchzulesen«, was er auch öffentlich gestehen wolle.

[4] Nicolai an Lessing 12. II. 71 = Lachmann-Muncker 20, 15.

zutreffender hat er sich vorher gegen Uz geäußert: »Was sagen Sie von Klopstocks Hermannsschlacht? Fast möchte ich davon sagen, was jener von der Pucelle sagte: Cela est bien beau, mais cela est bien ennuyant. Ich meine es aber in einem anderen Verstande. Das Stück ist wirklich sehr schön, doch kann man es nicht zum zweiten oder dritten Male lesen, man kann nicht Teil daran nehmen. Solche Gesinnungen, wie darin herrschen, wünsche ich unseren Zeiten nicht[1]«. Daß aber die Verbindung zwischen der Verwendung altgermanischer Mythologie und einer dem gegenwärtigen Zeitempfinden widersprechenden Gesinnung nach Nicolais Meinung nicht zufällig ist, darauf deuten seine Äußerungen an Herder, die zugleich auch ganz deutlich seine endgültige Stellung zur Mythologie widergeben. »Ich halte nichts von Schönheiten«, schreibt er da[2], die sich bloß auf die Mythologie gründen, es sei nordische oder griechische. Inzwischen, da freilich die Mythologie in der Hand des Odendichters ein Werkzeug ist, das er nicht wohl entbehren kann, so wünschte ich lieber, daß er die griechische Mythologie wählte, die wir bei Lesung unserer Meister, der Alten, schon lernen, und die uns durch die bildenden Künste täglich wieder für die Augen gebracht wird.« Zudem könne er »die Nationalempfindung, die in der nordischen Mythologie liegen soll, noch nicht nachempfinden.« »Die alten Kelten, wohnten auf dem Flecke wo wir wohnen (!); aber sie waren nomadische oder gar barbarische Völker, an die (sic!) ich wahrhaftig weniger Anteil nehmen kann, als an Athen und Sparta.« Noch schärfer hatte er einige Monate vorher sich ebenfalls an Herder über das Widersinnige der Barden-Mythologie geäußert. »Ich gestehe, mir scheint er (der Bardengeschmack) eine poetische Üppigkeit zu sein. Er fordert Gesinnungen, die weder unserer Regierungsform, noch unserer Lebensart, unsern philosophischen Begriffen und unseren Empfindungen entspricht. Wir wohnen in Palästen, tragen goldene und seidene Kleider, essen gewürzte Speisen und trinken feine Weine, und unsere Poeten sollten alle ihre Beschreibungen und Gleichnisse von Eichenwäldern, von Felsen von Morgennebeln hernehmen. Wir suchen menschenfreundliche Gesinnungen fortzupflanzen, und unsere Gedichte sollten wie Hermanns Schlacht eine

[1] Nicolai an Uz 8. X. 69 NN.
[2] Nicolai an Herder 19. XI. 71.

kriegerische Tapferkeit respirieren, die selbst für unsere itzige Soldaten zu rauh ist[1]«. Wenn diese Sätze auch mehr gegen die sog. Bardendichter gerichtet sind, wenn Nicolai auch in den unmittelbar folgenden Worten Herder auffordert, sich durch diese Einreden in seinem Urteil nicht beeinflussen zu lassen: die Schärfe der Gegensätzlichkeit der Gesinnungen bleibt bestehen, und die Gegensätzlichkeit bezieht sich ebenso wie auf die Bardendichter auf Klopstock[2]. In den kritischen Äußerungen gegen seine Oden können wir diese Stellungnahme gegen die dem Zeitempfinden widerstrebende Gesinnung der altgermanischen Mythologie bemerken. Denn Einwände gegen den dichterischen Ausdruck hatte er nicht. Hatte er doch selbst im 140. Literaturbrief eine Ode getadelt, weil ihr »der kühne Flug der Muse fehlt, die ‚sich wirrt, doch nie verirret'«; warf er doch der Karschin vor[3], daß ihre Oden nur historische Erzählungen in Stanzen seien, da ihr die erhabene Imagination fehle und eine schöne, poetische Sprache allein für den Odendichter nicht ausreiche. Wenn er dennoch an Herder schreiben konnte: »Solche Oden (sc. wie die Klopstockschen) scheinen mir entweder Ungeheuer — oder Meisterstücke einer neuen Art zu sein, welche gehörig zu empfinden, ich noch entweder nicht Kenntnis noch Geschmack genug habe[4]«, so ist dieses Urteil einzig aus dem Nicolai bewußt gewordenen Gegensatz zu Klopstocks Mythologie zu verstehen; weist er selbst doch, in einem anderen Briefe an Herder[5], darauf hin, daß

[1] Nicolai an Herder 15. VI. 71.

[2] Die Tatsache dieser Beziehung erhellt besonders aus der noch unten eingehender zu betrachtenden Rezension, die Nicolai in seinem Exemplar der Klopstockschen Oden nach 1787 auf den leeren Blättern niederschrieb (vgl. Franz Muncker, Lessings persönliches und literarisches Verhältnis zu Klopstock, S. 208): »Über die abgeschmackte Mythologie des Herrn Klopstock ist wohl kaum nötig ein Wort zu verlieren.« Die Mythologie eines rohen Volkes passe nicht für die »feiner und besser gebildeten Enkel.« »Die griechisch-römische Mythologie (die doch ungleich mehr Reize für die Phantasie hat) wird uns schon im Ramler zum Ekel; wie viel mehr denn nicht die rohe ungebildete, ganz den Stempel des unkultivierten, phantasiearmen Bewohners rauher Gegenden (sc. tragende), dessen Andenken längst verloschen und nur durch die Affektation einer zu weit getriebenen Vaterlandsliebe erweckt worden ist.«

[3] Allg. Dtsch. Bibl. IV, 1, 271.

[4] Nicolai an Herder 2. III. 73.

[5] Nicolai an Herder 24. VIII. 72.

»die Neigung zum Raisonnement« ihn vielleicht »gegen die Schönheiten der Poesie, besonders der hohen Ode, weniger empfindlich« gemacht habe: mußte er da nicht um so stärker gegen die gegensätzliche Gesinnung in einer so wichtigen Frage, bei dem allgemeinen Für und Wider um die Mythologie, reagieren, zumal, wie wir sahen, diese Gegensätzlichkeit noch durch die religiös-theologische verstärkt wurde?

Das ursprüngliche positive Verhältnis des jugendlichen Nicolai zu dem Messiasdichter wurde aber noch von einer dritten Seite her erschüttert, durch eine dritte Gegensätzlichkeit, die einen Hauptbestandteil des allgemeinen Gegensatzes zwischen Aufklärung und Sturm und Drang bildete: die Auffassung von den Rechten und Freiheiten des Dichters, wie sie Klopstock in seiner Person und seinem Werk, und im einzelnen in der »Gelehrtenrepublik« vertrat, erregten Nicolais Widerspruch; es ist hauptsächlich der Widerspruch gegen den Originalgedanken, wie ihn der Sturm und Drang auffaßte. Schon in seinem Brief an Gerstenberg vom 21. III. 67 bedauert Nicolai, daß Klopstocks Dichtungen oft über seine Fassungskraft gingen, und wirft die Frage auf, ob der Dichter berechtigt sei, solche »raffinierten Empfindungen« in der Dichtung auszudrücken. Gerstenberg antwortet höchst nachdrücklich[1]: »Ein großes Genie kann und muß seinem eigenen Urteil folgen;« die Leser (und Kritiker) müßten sich fragen, ob »die Sphäre ihrer Einsicht der Sphäre des Genius gleich« sei. Trotz dieser Abwehr Gerstenbergs wiederholt Nicolai seine Ansicht einige Jahre später Herder gegenüber. »Einem Originalkopf wie Klopstock kann niemand folgen, der nicht eben so original, als er ist. Zuletzt richten unsere Autoren bloß für die Köche, und gar nicht für die Gäste an[2];« und er legt Herder bekümmert die Frage vor, »ob bei dem allgemeinen Gange aller unserer großen Köpfe, neue Wege zu suchen, um Original zu werden, es nicht endlich mit unserer allgemeinen Lectur, und selbst mit dem Ruhme unserer Originalgenies mißlich aussehen werde«. Hatte schon der jüngere Nicolai sich über manche allzukühnen Wortfügungen und Satzkonstruktionen Klopstocks geärgert, so empfand er jetzt die gegensätzliche Denkungsart unangenehm, aus der eine

[1] Gerstenberg an Nicolai 6. IV. 67.
[2] Nicolai an Herder 24. VIII. 72.

um das Verständnis des Lesers unbekümmerte, nur sich selbst verantwortliche und nur das eigene Urteil zum Maßstab nehmende Dichtungsweise wie die Klopstocksche erwuchs. Die unangenehme Empfindung gewann an Schärfe, als Klopstock seine Auffassung von der Stellung des Dichters und den Aufgaben der Kritik in der »Gelehrtenrepublik« theoretisch begründete, diesem mit Spannung erwarteten Werke, das bei den Jungen, zumal im Göttinger Freundschaftskreis, einen Sturm des Enthusiasmus hervorrief; nannte es doch Voß ein Werk, das der ganzen Nation, je nach dem Grad ihrer Anteilnahme, »Ehre oder ewig Schande machen wird[1]«; und der junge Goethe, dem es »neues Leben in die Adern gegossen«, pries es als »die Einzige Poetik aller Zeiten und Völker«[2]. Aber schon die Fundamente der Gelehrtenrepublik erregen Nicolais Widerspruch. Gegenüber der innungsmäßigen, überall verpflichtenden und eigenmächtig richtenden, intolerant ausschließenden Art der Klopstockschen Gelehrtenrepublik macht Nicolai[3] gemäß seiner schon zitierten Anschauung: »Die gelehrte Republik ist eine vollkommene Demokratie[4]«, mit Nachdruck geltend, daß die Gelehrtenrepublik eine freie Einrichtung sein müsse, deren Richter den Bürgern der Republik verantwortlich sein müßten; er will in seiner Rezension »ein Denkmal der Freiheit« errichten helfen. Nicolais Ideal ist der keinem Innungszwang unterliegende freie Schriftsteller, für dessen Ermöglichung er sein Leben lang gekämpft hat[5]; er befürchtet, der deutschen

[1] Voß an Brückner 13. VI. 73 = Briefe ed. Abraham Voß I, 140. Die abfällige Aufnahme der Gelehrtenrepublik durch die ältere Göttinger Generation (Feder, Meiners, Kästner) bezeugen die Briefe des jüngeren Boie = H. Uhde, »In Göttingen vor hundert Jahren«, Im neuen Reich, 1875, S. 283. Vgl. auch Voß an Ernestine 12. VI. 74 = Briefe I, 247.

[2] An Schoenborn 10. VII. 74 = Weimar. Ausg. Br. II, 175.

[3] Diese – nicht signierte – Rezension der »Gelehrtenrepublik« A D Bibl. 28, 102 ff. scheint von Nicolai herzurühren; Stil und Inhalt machen Nicolais Autorschaft wahrscheinlich; ein Beleg für die Richtigkeit dieser Annahme konnte nicht gefunden werden, aber auch nichts, was gegen die Richtigkeit spräche. Da Nicolais Autorschaft jedoch immerhin angezweifelt werden kann, ist auf die in der Rezension zutage tretenden Anschauungen an keiner andern Stelle dieser Arbeit zurückgegriffen worden.

[4] A D Bibliothek 10, 2, 104.

[5] So steht er auch Klopstocks Plan mit der Unterstützung Josephs II. in Wien eine Akademie zu gründen, sehr skeptisch gegenüber. Später [in »Lessings Wer-

Gelehrtennation bei der Annahme der Klopstockschen ‚Vorschläge' nicht nur äußere Abhängigkeit und Unfreiheit, sondern auch »Rotten und Tyrannei« weissagen zu müssen. Die Stellung, die Nicolai sich selbst in der Klopstockschen Gelehrtenrepublik zuweist, ist die eines »Altfranken«[1]. »Wir Altfranken verstehen freilich die Sprache der Zünfte nicht,« schreibt Nicolai an Herder[2] und bezeichnet sich damit ganz deutlich als außerhalb der »Gelehrtenrepublik« stehend. —

Noch von einem anderen Punkte aus, der zwar ganz abseits von den allgemeinen Gegensätzen zwischen Nicolai und dem Sturm und Drang liegt, indessen hier im speziellen die Entfremdung Nicolais von Klopstock beförderte, und der deshalb hier erwähnt werden möge, ist das Bewußtsein des Gegensatzes zu Klopstock verstärkt worden. Klopstock galt als Autorität auf dem Gebiete der Prosodie, zumal der antiken; nicht nur in der einzigartigen Bewältigung antiker Versmaße im »Messias« und in den Oden, sondern auch in theoretischen Abhandlungen aus diesem Gebiet war seine Kennerschaft zutage getreten und gefeiert worden. Nicolai hielt sich, in verzeihlicher Schwäche, ebenfalls für einen hervorragenden Kenner, nicht weil er irgendwelche Leistungen aufzuweisen gehabt hätte, aber weil er auf die, wie er glaubte, seltene[3]

ken« hrsgb. v. . . Fr. Nicolai, Berlin 1794, Bd. 27, S. 242 ff.] gibt er allerdings an, daß er Klopstocks Pläne nicht für realisierbar gehalten habe; jedoch blickt auch dort noch, wie hier in der Rezension, insbesondere S. 108, durch, daß er ihnen ablehnend gegenüber gestanden hat.

[1] In der Gelehrtenrepublik (Ausg. Göschen 1817 S. 64) sind Altfranken »diej. Deutschen, die nicht zu der Republik gehören«. »Die Benennung Altfranken drückt auf keine Weise Geringschätzung aus.« Die Benennung komme daher, weil die Franken nicht die Wissenschaften gepflegt hätten. Daher werden diejenigen damit gemeint, »die uns nur in Absicht auf die Wissenschaften nicht angehören«. »Wir schätzen die Altfranken: denn man kann Verdienste haben, ohne mit den Wissenschaften bekannt zu sein, aber wir verachten sie auch von ganzem Herzen, sobald sie es sich herausnehmen, deswegen, weil sie unwissend sind, mit Stolz auf uns herabsehen zu wollen. Und hier schützet sie nichts gegen uns.«

[2] Nicolai an Herder 13. VI. 74. Vgl. auch Nicolais Anmerkung zu Diez' Rezension des »Enzyklopäd. Journ.« 1774: A D Bibliothek 24, 1, 297. »Man sehe Klopstocks Gelehrtenrepublik, aus welcher alle, die die Wissenschaften im gemeinen Leben anwenden, ohne eigentlich Schriftsteller zu sein(!), Leute, die man in England . . für den schätzenswertesten Teil der Nation hält, unter der Benennung Altfranken ausgeschlossen werden.«

[3] Nicolai an Herder, 24. VIII. 72: Nicolai schreibt dort, er fürchte, seine Ab-

Verbindung von literarischer und musikalischer[1] Bildung stolz sein zu dürfen meinte. Demgemäß hat Nicolai auch die verschiedensten Ansätze zu eigenen Abhandlungen über die Zusammenhänge von Rhythmik und Musik der Alten und der Neueren, über Prosodie und Metrik gemacht. Es läßt sich freilich weder aus Göckingks Andeutungen[2] noch aus den Briefstellen, in denen diese Pläne erwähnt werden, der Sinn seiner Bemühungen ganz deutlich erkennen; und auch über die Bedeutung, die diesen Plänen innerhalb der Nicolaischen Kunstanschauung zukommt, läßt sich nichts ausmachen. Sicher ist, daß die Nicolaischen Gedanken von vornherein im Gegensatz zu Klopstocks Anschauungen entstanden sind. Schon über die 1764 als Manuskript gedruckten »Lyrischen Silbenmaße«[3] äußerte sich Nicolai in einem nicht erhaltenen Briefe, wie aus Gerstenbergs Antwort[4] ersichtlich ist, dahin, daß »das Publikum über sie die Achseln zucken« werde. In einem weiteren, ebenfalls verlorenen Briefe an Gerstenberg deutete Nicolai sodann seine Gedanken über die griechische Musik in Vergleichung mit der neueren an. Gerstenberg hebt in seinem Antwortsbriefe[5] die Unterschiede der Nicolaischen, im Zusammenhang damit entwickelten Gedanken über die alte und neue Metrik von denjenigen Klopstocks hervor, wahrscheinlich durch eine Nicolaische Andeutung über diesen Gegensatz angeregt. Danach stimme Nicolai mit Klopstock darin überein, daß die Alten unter Arsis und Thesis etwas anderes verstanden hätten, »als unsere heutigen Musikgelehrten«; Nicolai schiene sich schon über die eigentliche Bedeutung dieser Worte klar geworden zu sein, Klopstock habe in seiner »Abhandlung vom Silbenmaße[6]« »anderthalb Seiten von Fragen über gewisse zweifel-

handlung würde nicht verstanden werden; denn verstehen könnte sie nur, »wer mit dem Innern der Musik sowohl als der Poesie vertraut ist, also in Deutschland vielleicht zwanzig Personen . . .«

[1] Über seine musikalische Bildung vgl. Göckingk S. 95; ferner die objektive Nachprüfung von Georg Ellinger in seiner Einleitung zum Neudruck der Briefe über den itzigen Zustand, S. IV.

[2] Göckingk, S. 48.

[3] Vgl. Muncker, Klopstock S. 485.

[4] Gerstenberg an Nicolai, 31. I. 67 = Z. f. d. Phil. 23, 47.

[5] Gerstenberg an Nicolai, 5. XII. 67 = Z. f. d. Phil. 23, 56ff.

[6] Dazu bemerkt Gerstenberg, daß diese Abhandlung demnächst »in Hrn. Lessings

hafte Stellen in den Schriften der Alten beigefügt«. Nicolai unterscheide sich von Klopstock in den Ansichten über die alten Silbenmaße; er brauche eine andere Methode, da er Beobachtungen über das Schema eines Verses anstelle; Klopstock aber scheine durch seine Einteilung in »Wortfüße« und »Versfragmente« »auf ein viel fruchtbareres Feld geraten zu sein«. In seinem nächsten Briefe[1] bemerkt Gerstenberg jedoch, er müsse sich undeutlich ausgedrückt haben, da Nicolai vermute, Klopstock habe nicht bei den ersten Elementen des Verses angefangen. Ob er nun nur weitere Mißverständnisse fürchtete, oder ob er eine weitere Diskussion mit Nicolai über dieses Thema für unfruchtbar hielt, da das von Nicolai Vorgetragene ihn vielleicht zu dilettantisch dünkte, — er schloß jedenfalls die Unterredung mit Nicolai über dieses Thema, indem er Nicolai auf das baldige Erscheinen des Klopstockschen Aufsatzes vertröstete. Einige Jahre später äußert sich Nicolai gegen Herder über dieses Thema. Er nimmt eine Äußerung Herders[2] über die gewissermaßen innere Musik der Klopstockschen Oden auf und erklärt sich[3], da er Herders Worte »ganz dunkel findet«, dahin deutlicher, daß eine Musik der Verse in der gegenwärtigen Dichtung, im Gegensatz zu derjenigen der Alten, überflüssig sei, da »die alten griechischen rhythmischen Gebäude der Musik zu Gefallen erdacht sind und mit ihr verbunden werden sollten«; die moderne Dichtung solle nicht neue, den alten rhythmisch ähnliche Versgebäude »ausdenken«, »da teils unsere Sprache bei weitem nicht so bestimmt in der Quantität ist, und auf ganz andere Art bestimmt wird, teils da unsere Versgebäude nicht mit Musik, am wenigsten mit griechischer Musik sollen begleitet werden«. Aber auch hier war eine weitere Diskussion unmöglich[4], da Nicolai erkannte[5]: »Übrigens können meine Gedanken vom Rhythmus den Ihrigen bisher weder entsprechen noch widersprechen, denn ich gehe ganz von der Musik aus« (sc. Herder nachfühlend von der Rhythmik

periodischer Schrift« erscheinen werde, womit er das von Lessing und Bode geplante Deutsche Museum meint. Vgl. Muncker, Klopstock S. 388.

[1] Gerstenberg an Nicolai, 27. IV. 68 = Z. f. d. Phil. 23, 61.

[2] Herder an Nicolai 2. VII. 72.

[3] Nicolai an Herder 24. VIII. 72.

[4] Vgl. Nicolai an Herder 24. VIII. 72 mit Herder an Nicolai 23. XI. 72.

[5] Nicolai an Herder 2. III. 73.

der Klopstockschen Oden). Kurze Zeit darauf setzte Nicolai dem Philologen Heyne seine Ansichten und den Plan seiner Abhandlung auseinander. Heyne erwiderte zwar[1]: »Auf die Abhandlung über die Musik und Rhythmik der Alten bin ich sehr begierig«; aber auch er mochte die Äußerungen Nicolais über dieses Thema für dilettantisch halten, da er der Bemerkung, daß er vorläufig »die Sache im Ganzen« noch nicht einsehe, das Anerbieten hinzufügte, Nicolai mit Material zu versehen. Immerhin pflichtete er Nicolai in seiner Wendung gegen Klopstock bei: »Sie finden Klopstock in seinen Abhandlungen vom Silbenmaß dunkel; so ist es mir lieb, daß ich nicht allein so schwach an Fassungskraft bin.« Die Tatsache steht also fest, wenn sie auch mangels geeigneten Materials nicht näher umschrieben werden kann, daß Nicolai gegen Klopstocks theoretische Stellungnahme zur Prosodie sich ablehnend verhalten und auch, wie insbesondere aus der erwähnten Briefstelle an Herder hervorgeht, den Klopstockschen Oden die innere Notwendigkeit der rhythmischen Form abgesprochen hat. —

Die Entfremdung Nicolais von Klopstock, der Widerspruch gegen einzelne dichterische oder schriftstellerische Äußerungen, die starke Abneigung gegen den Geist seiner Dichtungen — ausgehend von der religiös-theologischen, der mythologischen und der Gegensätzlichkeit in den Anschauungen über die Stellung des Dichters — stellt die erste Stufe in dem Verhältnis Friedrich Nicolais zum Sturm und Drang dar. Es ist nun notwendig, diese Stufe genauer zu begrenzen und deshalb die Frage nach dem Charakter dieser Ablehnung zu erheben.

Der Ausdruck, den Nicolai dieser ihm zu Ende der sechziger und und zu Beginn der siebziger Jahre des Jahrhunderts bewußt gewordenen Gegensätzlichkeit lieh, war völlig bestimmt durch das Bestreben, den eigenen, abbiegenden Weg zu sichern. So schreibt er über die Klopstockschen Oden, die ihm nicht »schmecken« wollen, an Herder[2]: »Zuweilen, wenn ich solche Stücke in der Zeitung so sehr gelobt sehe, so schäme ich mich zuweilen, zuweilen glaube ich, ich muß allen Geschmack an der Poesie verloren (haben). Ich glaube, dies ist sehr leicht möglich, wenn man älter wird, und seine

[1] Heyne an Nicolai 15. II. 74 NN. Nicolais Brief ist verloren.
[2] Nicolai an Herder 19. XI. 74.

Vernunft mehr übt als seine Einbildungskraft. Aber ich merke doch, daß ich manche andere Gedichte mit Vergnügen lese, und also muß es noch an etwas anderes (sic!) liegen«; er führt sodann die schon oben dargestellten, religiös-theologischen und mythologischen Gegensätze an und fährt fort: »doch ist (dies) nur meine Meinung, womit freilich alle meine hiesige Freunde, die ich für Kenner halte, übereinstimmen; doch sage ich dies nicht laut, vestigia enim me terrent.« Kaum ein Jahr später bezeugt er in einem Brief an Herder[1] abermals sein Mißtrauen gegen den eigenen Geschmack Klopstocks Oden gegenüber und bemerkt, daß ihm diejenigen Oden am meisten gefielen, »die eine sentimentale und philosophische Wendung haben« (wie Ramlers Ode an die Könige, an den Frieden und Klopstocks »Welchen König der Gott über die Könige«[2]), er setzt jedoch gleich hinzu: »Ich begreife, daß andern, andere Gedichte mit Recht gefallen können, eben deshalb mag ich meinen besonderen Geschmack, in einer Rezension nicht als allgemein ausgeben. Ich lasse jedem Dichter seine Manier, und jedem Leser seinen Geschmack.« Es besteht kein Grund, die subjektive Wahrhaftigkeit dieser Äußerungen in Zweifel zu ziehen; aber es kann nicht geleugnet werden, daß sie in schroffem Widerspruch zu der von Nicolai geübten Praxis, dem sicheren, selbstbewußten Richten seiner Rezensionen — aus früherer, gleicher und späterer Zeit — stehen. Die Erklärung dieses Widerspruches ist darin zu suchen, daß Nicolai sich der völlig gegensätzlichen Organisation Klopstocks bewußt geworden ist und seine geniale Begabung anerkennt, daß er aber zur gleichen Zeit, in der sich diese Bewußtwerdung vollzog, auch sich selbst, wie schon oben angedeutet, eigene Aufgaben und Verwirklichungsmöglichkeiten zugewiesen hat. Sein eigenes Zeugnis weist auf diese Erklärungsmöglichkeit hin. »Ich will allenfalls lieber«, schreibt er an Herder[3], »daß ein Mann wie Klopstock, der so sehr große Talente hat, in der Bibliothek nach den Empfindungen eines Mannes, der ihn nachempfunden hat, zu sehr gelobt als nach den Grundsätzen eines andern, der ihn nicht hat nachempfinden können, allzufrüh-

[1] Nicolai an Herder 24. VIII. 72.

[2] Gemeint ist die 1750 entstandene Ode »Friedrich der Fünfte«, Werke ed. Hempel 5, 95.

[3] Nicolai an Herder, 18. III. 73.

zeitig (?) getadelt werde ... Es gibt viele Dinge in der Welt, die schätzbar sind, die ich aber nicht brauchen (!) kann und auch nichts davon verstehe. Von der Infinitesimalrechnung verstehe ich gar nichts, aber ich glaube Eulern, daß sie eine vortreffliche Wissenschaft ist; warum sollte ich Herdern nicht glauben, daß in der Klopstockischen Bardenpoesie eine Reihe vortrefflicher Empfindungen herrsche, die er nachempfinden kann. Kann ich es nicht, so bin ich immer noch besser, wenn ich gestehe, daß ich nicht nachempfinden kann, als viele die sagen, sie könnten nachempfinden, und doch nichts empfinden. Es ist, bei meiner Ehre, weder falsche Bescheidenheit, noch Satire, wenn ich sage, daß ich verschiedene Dinge nicht begreife, die andere zu begreifen versichern«. Hinzu komme, daß er ein geschäftiges Leben voll Zerstreuungen führe, und sich auf die Studien einschränken müsse, die ihm die liebsten seien. »Dies sind hauptsächlich diejenigen, die den Menschen und die Menschheit betreffen. Ein gewisser Teil der Poesie, Imagination, insofern sie die Geisteskräfte und die Gesellschaft nicht unmittelbar verbessert oder verschlimmert, liegt also außer meinem Wege; wenn ich spazieren laufe, so komme ich zuweilen auch darauf; wenn ich mich aber besinne, daß ich aus Absicht einen auch einen Weg zu wandern habe, und daß die Zeit kurz ist, so ziehe ich mich davon ab, und lasse vieles dahingestellt sein, weil ich nicht alles untersuchen kann.« Ähnlich schreibt er an Denis[1], daß er sich von der »schönen Welt der Imagination so weit entfernt« habe, daß es ihn, wie er mit Verdruß bemerkte, einige Anstrengung koste, sich wieder darein zu versetzen, und alsdann selbst finde er sich so betreten, »als ein Fremder, der zum erstenmal in eine unbekannte Gesellschaft kommt«; doch wie dies gemeiniglich die Schuld des Fremden und nicht der Gesellschaft sei, so gestehe er gern, daß die Schuld an ihm liege, wenn er einen als gut anerkannten Dichter nicht nachempfinden könne; indessen lese er alle neuen guten Gedichte wenigstens »als Patriot, nur um meinem gerechten deutschen Nationalstolze Nahrung zu geben.« Wenn man also die Ablehnung Klopstocks durch Nicolai mit einem Worte näher charakterisieren will, so muß man sie als kompromißhaft bezeichnen, als eine Fernhaltung

[1] Nicolai an Denis 28. XII. 72: Denis' Nachlaß S. 164.

solchen dichterischen Ausdrucks, dessen Geist er widersprechen muß, ohne daß er deshalb den dichterischen Ausdruck bekämpft. Er steht Klopstocks Dichtung innerlich feindlich — mit der Feindschaft des nicht Verstehenden — gegenüber, ist jedoch von anderen Aufgaben zu sehr erfüllt, entbehrt der Berührung mit diesem Fremdartigen zu sehr, um es kritisch bekämpfen zu können; so gibt er denn, nicht aus einfachen Opportunitätsgründen, sondern in der dem Kompromiß geneigten, äußerlichen (weil nur auf der Voraussetzung realen Vorhandenseins gegründeten) Toleranz, der Klopstockschen Dichtung ihre Berechtigung und sogar ihr objektives Verdienst zu.

Diese Stellungnahme ermöglichte denn auch Nicolais späteres Verhältnis zu Klopstock, auf das hier, schon weil es noch einen erläuternden Rückschluß auf die eben skizzierte Stellungnahme gestattet, noch ein Blick gestattet sein mag.

Die Rezension, die Nicolai jedenfalls nach dem Jahre 1787 in sein Exemplar der Klopstockschen Oden schrieb[1] äußert sich, unter dem unmittelbaren Eindruck der Lektüre, recht schroff gegen Klopstocks Dichtwerke überhaupt; hier zog Nicolai aus der inneren Feindschaft, die wir aus seinen um 15 Jahre zurückliegenden Äußerungen erschlossen haben, die Konsequenz auch einer äußeren scharfen Ablehnung. Es ist bemerkenswert, daß die bei der Lektüre gemachten Anmerkungen Nicolais, die seine Empfindungen festhalten, den rein lyrischen Oden gegenüber, — den Freundschafts- und Liebesoden, sowie denjenigen, die eine Naturstimmung zum Gegenstand haben — »schön«, »herrlich«, »vortrefflich« lauten; daß hingegen solche Dichtungen, die eine der oben hervorgehobenen Gegensätzlichkeiten berühren, von ihm mit den Bemerkungen »elend«, »erbärmlich«, »komisch« bedacht werden. Die zusammenhängenden Gedanken, die er auf die leeren Blätter vor dem Titelblatt schrieb, gehen bezeichnenderweise einzig auf diese Gegensätzlichkeiten ein und begründen eine schroffe Abfertigung des Dichters, dem er prophezeit, daß seine Werke das Jahrhundert nicht überleben werden. »Wer für die Nachwelt leben will, muß denken, ehe er dichtet, Philosoph sein, ehe er Poet wird. Sonst ist alles nur poetischer Flitterstaat, der nicht der Mode trotzet.« Nicolai meint

[1] Abgedruckt bei Muncker, »Lessings persönliches und literarisches Verhältnis zu Klopstock, S. 209 f. (vgl. S. 79 Anm. 2).

aber, daß Klopstock nicht denkender Dichter sei, weil er den Inhalt von Klopstocks Denken ablehnt. Ja Nicolai scheint anzunehmen, daß Klopstock Denken affektiere, wie er durch »leere Zusammenstellung schallender Worte und erhabener Leidenschaften« Begeisterung affektiere. »Man findet einzelne schöne Gedanken in diesen Oden, sie sind aber so einzeln und zerstreut, so sehr mit schwärmerischen und abgeschmackten Ideen gepaart, daß man schwerlich eine einzige, ganz gut gedachte Ode finden wird.« Von der Toleranz seines früheren Urteils ist nichts geblieben, als das Zugeständnis, daß Klopstock sehr fromm sei; aber, heißt es hier bezeichnenderweise, Frömmigkeit mache nicht den Dichter.

Diese Wandlung in Nicolais Urteil über Klopstock wird sich noch durch die Darstellung in den folgenden Kapiteln dieser Arbeit weiter aufhellen. Vorwegnehmend sei hier darauf hingewiesen, daß zwischen der positiven Ablehnung zu Beginn der siebziger Jahre und dieser abfälligen Rezension vom Ende der achtziger Jahre Nicolais Kampf mit dem Sturm und Drang liegt — ein Hinweis zugleich auf die Wichtigkeit dieses Kampfes für Nicolais Entwicklung; sie ist aber nicht der Ausdruck eines Verbitterten, sondern eines Kritikers, der sich in langer und heftiger literarischer Fehde gewöhnt hat, einzig zwischen den Polen Anerkennung und Ablehnung zu wählen, dessen ästhetisches Urteil die Widerstände im Geistigen nicht mehr als solche, sondern vielmehr als bestimmendes Prinzip annimmt. Fielen diese Widerstände fort, oder veränderte sich ihre Richtung, so war eine abermalige Wandlung seiner Stellungnahme möglich, ja sie konnte notwendig werden; so erklärt sich denn auch die Anerkennung Klopstocks durch Nicolai zu einer Zeit, wo der Kampf mit dem Sturm und Drang, wenn auch nicht vergessen, so doch durch andere Fehden in Nicolais Bewußtsein verdrängt war. So konnte es kommen, daß er in den »Vertrauten Briefen« (1799) Klopstock gegen Pandolfo = Friedrich Schlegels geringschätziges Urteil, Klopstock sei ein »grammatischer Poet«, verteidigte[1], weil Pandolfos Held — der Dichter des »Wilhelm Meister« war. Ja, er

[1] »Vertraute Briefe« S. 75; vgl. auch seine Widerlegung des Schlegelschen Satzes (Jenaische Litztg. 1796, Nr. 170), daß auf den großen Dichter die sogenannte gute Gesellschaft nachteilig wirke, u. a. durch Anführung des Gegenbeispiels Klopstock: ebenda S. 169.

nannte einige Jahre vorher, in der Darlegung früherer Pläne zu einem deutschen Wörterbuch, die er in der von ihm besorgten Ausgabe des Lessingschen Briefwechsels (1794) in einer langen Anmerkung gab[1], Klopstock einen »klassischen Schriftsteller«, dessen Sprachgebrauch, zum mindesten dessen Sprachmächtigkeit vorbildlich sein müßten[2].

Die Ablehnung Klopstocks durch Nicolai zu Ende der sechziger und beim Beginn der siebziger Jahre gewinnt an Bedeutung, wenn man sich vergegenwärtigt, daß es sich hier um keine vereinzelte Tatsache handelt; was in Dichtung oder Gesinnung Klopstock verwandt war, traf bei Nicolai auf ähnlichen Widerstand. Hier war zudem seine Stellungnahme von vornherein durch ein anderes Moment beeinflußt: Klopstock machte »Schule«, und wir vergegenwärtigten uns, was dem Urteil des Autodidakten und Antisystematikers dieser Umstand bedeutete. So möchte Nicolai — in diesem Falle sicher von Lessing beeinflußt — Klopstock von den Klopstockianern trennen[3]; er möchte Klopstock davor schützen, durch seine Nachahmer kompromittiert zu werden, und kritisiert die von Klopstock abhängigen literarischen Erscheinungen durch den Hinweis auf diese Abhängigkeit. Schon in seiner ersten Klopstockrezension[4] wünscht er, »daß diejenigen, welche den Namen unseres Dichters zum Deckmantel ihres Unsinns brauchen, auch nicht den geringsten Schein von Autorität bei ihm finden möchten«. »Klopstock führte, ohne seine Schuld, Hexameters und Unsinn bei der ganzen Nation ein,« urteilt er im 121. Literaturbrief. Der 183. Literaturbrief, der einigen — recht unbedeutenden — »Klopstockianern« gewidmet ist, zieht gegen die Poeten nach der neuesten Mode los: »Wahrhaftig, die Leutchen dichten von der-

[1] Bd. 27, S. 228 ff.

[2] Ein klassischer Schriftsteller, sagt er dort, wird »nicht leicht ein neues Wort gemacht (!) oder ein bekanntes auf eine ungewöhnliche Art gebraucht haben, ohne irgendeinen guten Grund«. Zu beachten ist, daß auch die Rezension der Klopstockschen Gelehrtenrepublik (A D Bibl. 28, 1, S. 102; s. Anm. 3 S. 81) Klopstock einen »so großen Meister der deutschen Sprache« nennt.

[3] So verteidigt Biester, wiederum von Nicolai beeinflußt, Klopstock zwar gegen Bodmers Angriffe; aber in derselben Rezension (A D Bibl. Anh. III, 3360) bemerkt er gegen K. Fr. Cramers »Klopstock« (Hamburg 1777), daß diese Lobpreisung »in schreiendem Knabenton« Klopstock nur heruntersetzen könne.

[4] Bibl. d. sch. Wiss. I, 2, 329.

gleichen sieben Sachen — wie Gräbern, Totengerippen, Nacht und dergleichen mehr — bloß, weil sie glauben, es ließe schön, weil Klopstock und Zachariae es auch getan haben; sonst sind sie keineswegs so finstere melancholische Köpfe ... Ach nein! es sind liebe süße Herrchen, die tändeln können, daß es eine Lust ist!« Wenn auch die tatsächliche Abhängigkeit an dieser Stelle recht gering sein mag[1], so ist doch die an die Beobachtung der Abhängigkeit geknüpfte Invektive recht bemerkenswert, und wird uns in derselben Art noch in seinen Ausfällen gegen die Wertherschwärmer und -Nachahmer wieder begegnen.

Die bedeutenderen literarischen Erscheinungen waren freilich nicht auf diese Formel zu bringen; konnten aber die Joh. Andr. Cramer, K. Fr. v. Moser, die Bardendichter, Fr. W. Zachariae und Gerstenberg auch nicht schlechthin als Klopstockianer gelten, so wurde doch seine Ablehnung oder, in früherer Zeit, sein inneres Unbeteiligtsein Klopstock gegenüber, zu einem Faktor, der seine Stellungnahme zu ihnen erheblich beeinflußte. Der dreifach gegensätzliche Geist der Klopstockschen Dichtung trat Nicolai in jedem der Genannten in gewissem Maße gesondert entgegen. — Nicolais abfällige Rezension von K. Fr. v. Mosers »Geistlichen Gedichten«, im 299. Literaturbrief, wurde schon oben erwähnt. Joh. Andr. Cramers Übersetzung der Psalmen beurteilte Nicolai in der Bibliothek der schönen Wissenschaften[2] im ganzen lobend, später[3] sagt er von ihr, sie werde »beständig einen Platz unter den besten deutschen Schriften erhalten«; wichtiger ist in unserem Zusammenhange, weil Nicolai hier das Abhängigkeitsverhältnis von Klopstock hervorhebt, die Besprechung, die er Cramers Oden »Luther« und »Melanchton« in der Allgemeinen Deutschen Bibliothek[4] widmet. Er tadelt hier eine »Amplifizierung desselben Gedankens bis zum leeren Wortgepränge«; die Empfindungen würden künstlich gesteigert und verlören dadurch an Kraft. Das Zuviel der Empfindung ist Nicolai gerade im Religiösen zuwider. — Was die Bardendichtung anbetrifft, so ist sein Urteil über sie gleichfalls schon oben gekenn-

[1] Die rezensierten Gedichte habe ich nicht gesehen.
[2] Bibliothek der schönen Wissenschaften und freien Künste I, 1, S. 84ff.
[3] A D Bibl. IV, 1, 272.
[4] A D Bibl. Anh. II, 2, S. 1138ff.

zeichnet worden. In einem Brief an Herder[1], in dem er über Bardendichtung ebenfalls abfällig urteilte, sendet er zwar Herder dessen Rezension von Kretschmanns Bardengesängen zurück mit dem Vorgeben, Herder habe einen (die »Klage Ringulphs«) anzuzeigen vergessen. »Wollen Sie bei dieser Gelegenheit ein paar Worte ändern,« fügt er aber hinzu, »um den P. Denis und Herrn Kretschmann etwas zu schonen[2], so wird es mir angenehm sein. Ihr Urteil ist zwar völlig wahr, aber diese beiden Herren sind von allen Leuten so laut gelobt worden, daß, wenn die Allgemeine Deutsche Bibliothek sie ex abrupto so laut tadelt, viele Leute wieder Parteilichkeit! ausrufen werden. Doch dies alles bleibt Ihnen überlassen«[3]. Man braucht nicht anzunehmen, daß die Rücksicht auf den freundschaftlichen Briefverkehr, den er seit 1769 mit Denis pflog, Grund zu dieser Rücksichtnahme war; ebensowenig scheint der von Nicolai angegebene Grund maßgebend gewesen zu sein: denn geschah nicht jede Rezension »ex abrupto«? Es zeigt sich auch hier jene Toleranz, die wir schon in seinem Verhalten Klopstock gegenüber als Kompromiß erkannten. Diese Annahme wird noch durch die Briefe Nicolais an Denis verstärkt. In seinem Briefe an Denis vom 14. XI. 69[4] preist er dessen Ossian-Übersetzung als »eines der wichtigsten neuen Werke«, das er »mit großem Vergnügen« gelesen habe; Denis' Bild stand vor dem 13. Bande der Allgemeinen Deutschen Bibliothek, doch galt diese Ehre sicher mehr dem vorzüglichen Gelehrten, als dem Dichter. Aber im übrigen galt auch Denis' Gedichten, vielleicht gerade ihnen gegenüber, sein oben mitgeteiltes Urteil über den »Bardengeschmack«, empfand er sich ihnen gegenüber als Fremdling, wie es die oben gleichfalls zitierte Stelle aus seinem Briefe an Denis vom 28. XII. 72 (vgl. Anm. 1 S. 87) umschreibt; und wo er dessen dichterische Leistungen anerkannte, geschah es in objektiv-unverbindlicher Form. »Es ist in der Tat einem Patrioten erfreu-

[1] Nicolai an Herder 25. I. 72.

[2] Um so bemerkenswerter, als Nicolai auf der Rückseite von Herders undatierten, nach O. Hoffmanns Vermutung »spätestens Mitte März« 1769 geschriebenen Brief bemerkt: »Gesang Ringulphs von dem Moses nicht viel hält.«

[3] Herder schreibt an Nicolai (Empf. 10. II. 72 = Hoffmann 1, S. 71): »Aus den Rezensionen sollen alle herbe und eckigte Stellen weg.«

[4] Denis' Nachlaß S. 159.

lich,« schreibt er da[1], »daß bei der großen Kälte, die unsere Landsleute bei Werken des Geistes zeigen, dennoch hin und wieder noch einiger Eifer und einige Neugier danach bemerkt wird,« wie nach Denis' Gedichten; oder, viele Jahre später[2], Denis habe sich durch seine Gedichte ein »monumentum aere perennius« gestiftet. Sind diese Worte nicht ein Ausdruck seines Bemühens, das allgemeine Lob da gelten zu lassen, wo das eigene Empfinden schwieg? — Auch Zachariae galt Nicolai als von Klopstock abhängig, zumal in seiner »Schöpfung der Hölle«. Hier war es ein Gegensatz in der Kunstanschauung, der Nicolai zur Ablehnung veranlaßte. In späteren Überlegungen, die Göckingk veröffentlicht hat[3], stellt Nicolai es so dar, als ob Zachariae, weil (nach Klopstocks Vorgang) die Imagination als Zeichen des Dichters verkündet worden sei, nun gemeint habe, ein Gedicht, das aus lauter Imagination bestünde, müsse besonders vortrefflich sein. So tadelte er auch schon in der Besprechung der »Schöpfung der Hölle« (im 184. und 185. Literaturbrief) Zachariaes Absicht der »reinen Imagination«, die eine Übertreibung und ein Mißverständnis der Milton-Klopstockschen Dichtung darstelle. Die — übrigens eher lobende als tadelnde — Besprechung aber, die er Zachariaes gesammelten »Poetischen Schriften« in der Allgemeinen Deutschen Bibliothek[4] widmete, war gleichfalls der Ausdruck seines Bemühens, das allgemeine Urteil an die Stelle des eigenen passiven Abseitsstehens zu setzen. »Herr Zachariae verdienet immer einen Platz unter unsern besten Dichtern,« heißt es da[5], und mit besonderem Bezug auf seine Oden und Lieder: »Keines von diesen Stücken ist im Ganzen vorzüglich schön zu nennen, obgleich sich in jedem etwas finden wird, das verrät, daß der Verfasser kein schlechter Dichter sein müsse[6].

Diese Urteilsweise Nicolais, die als charakteristisch für die erste

[1] An Denis: 20. VI. 70.
[2] Ebenda: 4. V. 1783.
[3] Göckingk S. 111.
[4] IV, 1, S. 217 ff.
[5] IV, 1, S. 224.
[6] Ebenda S. 219. Erwähnt mag noch werden, daß er, analog dem späteren Verhältnis zu Klopstock, an der schon zitierten Stelle in s. Ausgabe v. Lessings Briefen (vgl. Anm. 1 S. 90) Zachariae unter die »guten« Schriftsteller rechnet, in eine Klasse mit Gellert.

Periode von Nicolais Verhältnis zum Sturm und Drang erkannt wurde, hat sich natürlich allmählich, nach langsamer Verdrängung der in den Literaturbriefen geübten Methode des fast draufgängerischen, unbekümmerten Bejahens oder Verneinens herausgebildet; wurde oben versucht, den psychologischen Zusammenhang zwischen dieser Urteilsweise und derjenigen der kompromißhaften Ablehnung aufzuhellen, so hilft die nun folgende Darstellung des Verhältnisses von Nicolai und Gerstenberg, die zeitliche Ablösung aufzuzeigen, wie sie zugleich einen abschließenden Rückblick auf Nicolais Verhältnis zu Klopstock gestattet.

Die Literaturbriefe haben, wie uns das noch öfter begegnen wird, auch dem späteren Verhältnis Nicolais zu Gerstenberg die Richtung gegeben. »Der Verfasser der ‚Tändeleien' ist ein Genie, das viel verspricht,« erkannte Lessing im 35. Literaturbrief. Nicolai widmet den Tändeleien bei einer Neuauflage den 156. Literaturbrief. »Ich will gern gestehen,« urteilt er da, »daß ich den Herrn v. Gerstenberg und seine Tändeleien ungemein bewundere«. Er rühmt ihnen vortreffliche Gedanken, zarte Empfindungen, ungekünstelten Witz nach und erkennt diese für damalige literarische Erscheinungen seltene Verbindung bewundernd »bei einem jungen Manne, der kaum von der Universität entwöhnt ist«. Er meint schließlich, wenn Gerstenberg »mit fernerem Herausgeben langsam eilen möge, so wird ihn auch die Nachwelt den besten Schriftstellern Deutschlands beigesellen«. Die Vorbedingungen für eine freundschaftliche Privatkorrespondenz waren damit gegeben. Wie sie zustande kam, läßt sich bei der überaus geringen Anzahl der erhaltenen Briefe[1] nicht erkennen; der erste erhaltene Brief Gerstenbergs, aus Kopenhagen vom 2. August 1766 datiert, braucht schon die Anrede: »Liebster und geehrtester Freund« und entschuldigt sich über Gerstenbergs »außerordentliches Stillschweigen«, das, nach den vorgebrachten Entschuldigungen zu schließen, in der Tat eine längere Unterbrechung des freundschaftlichen Briefwechsels bedeutet haben muß. Dieser erste Brief Gerstenbergs ist nun gleich eine Absage an Nicolai, der ihn zur Teilnahme an der neugegründeten Allgemeinen Deutschen Bibliothek aufgefordert hatte. Es sei

[1] die R. M. Werner im 23. Band der Zeitschrift für deutsche Philologie mitgeteilt hat.

ihm nicht möglich, an einem Journale teilzunehmen, »in dem einige meiner geliebtesten und ruhmwürdigsten Freunde[1] so sehr zu ihrem Nachteil zur Schau gestellt werden«; in seiner weltmännischen, verbindlichen Art fügt er aber hinzu, daß seine Unzufriedenheit mit der Bibliothek vielleicht auch daher rühre, daß Nicolai nicht der einzige Verfasser derselben sei; als äußeren Grund der Ablehnung gibt er außerdem an, daß er sich mit den »Briefen über die Merkwürdigkeiten der Literatur« eine zu große Bürde aufgeladen habe, als daß er vorläufig an andere literarische Arbeiten denken könne, indessen verspricht er doch in seinem zweiten Briefe Nachrichten von »hiesigen Neuigkeiten« für die Bibliothek, was wahrscheinlich macht, daß Nicolai seine Aufforderung inzwischen wiederholt hat. Nicolai hat diese Absage denn auch nicht verübelt; der freundschaftliche Ton ihrer Korrespondenz bleibt bestehen. Gerstenberg versichert in den folgenden Briefen Nicolai seiner unveränderten Freundschaft, und schon der Ton seiner Briefe könnte diese Versicherungen als mehr denn bloße Höflichkeitsfloskeln erscheinen lassen, auch wenn nicht Gerstenberg zudem so warmherzige Anerkennungen der Verdienste Nicolais um die deutsche Literatur einfließen ließe, wie z. B. an jener Stelle, wo er sich über die epochemachende Bedeutung der Nicolaischen »Briefe über den itzigen Zustand der schönen Wissenschaften« äußerte, deren beabsichtigte Umarbeitung Nicolai ihm mitgeteilt haben muß[2]. Indessen schon im zweiten der mitgeteilten Briefe beginnt Gerstenbergs oben erwähnte Abwehr der Nicolaischen Einwendungen gegen Klopstock, und neben den Freundschaftsbezeugungen, deren Wahrhaftigkeit nicht in Zweifel gezogen werden kann, finden sich von da ab Töne leiser, sich mehr und mehr verstärkender Ironie, die erst gegen den Schluß des erhaltenen Briefwechsels, wo die Briefe ganz unliterarische Themata behandeln, verschwindet. So, wenn Gerstenberg die Anrede »mein kunstrichterlicher Korrespondent« braucht[3], oder wenn er Nicolai im

[1] Gemeint sind insbesondere Dusch und Zachariae, die er im 12. seiner »Briefe über die Merkwürdigkeiten« gegen die absprechende Kritik der Literaturbriefe in Schutz nimmt.

[2] Gerstenberg an Nicolai vom 31. I. 67 = Z. f. d. Phil. 23, 49. Er nimmt vom Erscheinen der »Briefe über den itzigen Zustand« »den ersten Zeitpunkt der freiredigen heutigen Kritik« an.

[3] Gerstenberg an Nicolai 6. IV. 67 = Z. f. d. Phil. 23, 53.

selben Briefe ironisiert, weil dieser »mit einer der ersten Posten« habe wissen wollen, welche Literaturbriefe Gerstenberg »für Muster ‚eines festen Stiles' halte: eine Aufgabe, die eine sehr tiefsinnige Untersuchung im Geschmack der A. B. (= Allg. Dtsch. Bibl.) veranlassen könnte, wenn ich weitläuftig über Dinge schwatzen möchte, die ich schon für bekannt annehme«. Oder man beachte die ironische Überlegenheit, die aus Gerstenbergs Worten spricht, mit denen er diesen Brief schließt: »Ich liebe Sie mit allen Ihren Fehlern«. — Im Urteil über Klotz, den Gerstenberg einen Tropf nennt[1], sind sich die beiden Korrespondenten hingegen wieder einig, und in der Liebe zur Musik finden sie sich vollends. Im letzten der erhaltenen Briefe (vom 6. VII. 68), sendet Gerstenberg Nicolai einen für die Allgemeine Deutsche Bibliothek bestimmten Bericht über seine »Briefe über die Merkwürdigkeiten«, aus dem das Publikum erfahren sollte, »aus welchem Gesichtspunkte sie hätten beurteilt werden sollen«; wenn Nicolai sie also rezensiere, so habe er es in seiner Gewalt, »von meinen Gründen soviel anzuführen«, als er für richtig erkenne. Die Mercksche Rezension der Briefe im 2. Stück des 22. Bandes der Allgemeinen Deutschen Bibliothek hat aber von diesem »Bericht« keinen Gebrauch gemacht.

Dieser letzte Gerstenbergsche Brief hat jedoch, wie wir mit Sicherheit annehmen können, keineswegs das Ende der Korrespondenz bedeutet. R. M. Werner deutet die Spur eines weiteren Gerstenbergschen Briefes an Nicolai an[2]; in jedem Falle ist die hier veröffentlichte Korrespondenz nur ein Bruchstück, allerdings gerade für unsere Fragestellung außerordentlich aufschlußreich. Welchen Abschluß das persönliche Verhältnis mit Gerstenberg auch gefunden haben mag: der prinzipielle Kern dieses Verhältnisses scheint in dem Vorhandenen gegeben zu sein.

Bei einem von beiden Seiten mit so seltener Offenherzigkeit geführten Briefwechsel konnte es nicht ausbleiben, daß sich die Gegensätze der Strömungen, von denen beide beeinflußt sind, offenbarten. »Wir sind nichts weniger als Rivalen«, bemerkt der Verfasser der

[1] Gerstenberg an Nicolai 27. IV. 68 = Z. f. d. Phil. 23, 61: »Herr Klotz ist ein Gul«, was R. M. Werner ebenda S. 61, Anm. 1 = engl. ‚gull' deutet.

[2] R. M. Werner Z. f. d. Phil. 23, 67. Diesen Brief konnte ich mir nicht zugänglich machen.

Schleswigschen Literaturbriefe[1] gegen den Herausgeber der Allgemeinen Deutschen Bibliothek; und Nicolai antwortet[2]: »ob wir gleich, wie Sie bemerken, nicht Rivalen sind, so können wir doch auch nicht Freunde sein, weil unsere Korrespondenz das Ansehen gewinnt, als ob wir uns tapfer zanken würden.« Indessen sei Gerstenberg im Vorteil, da er »auf eigenem Grund und Boden« streite, »wie der König von Preußen bei Leuthen auf seinem gewöhnlichen Manoevre-Platz«. Gerstenberg hatte sich dazu bekannt, in seinen »Briefen« »dem Geschmack des Publici eine andere Wendung« zu geben, während er die Allgemeine Deutsche Bibliothek nicht unzutreffend als ein Organ der »Betrachtungen« erkannt hatte, das im wesentlichen in den alten Geleisen fortfahre. Nicolai mochte wohl die Richtigkeit dieses Gegensatzes anerkennen, indessen hielt er doch den Kampfplatz für Gerstenbergs eigenen Grund und Boden und deutete damit an, daß ihn dieser Gegensatz nicht weiter beschäftige. »Ich bin seit einiger Zeit«, setzt er diesen Gedanken fort, »in der Gelehrsamkeit ein Fremdling worden[3], und von vielen Beschäftigungen zerstreuet, lese ich wenig und gerade das am wenigsten, was ich am liebsten lesen sollte und wollte«. Die Tatsache aber, daß er an diesen Satz unmittelbar die — schon oben zitierte — Verteidigung seiner Stellungnahme gegen Klopstocks »Hymnen« anschließt, offenbart, daß der von Gerstenberg hervorgehobene Gegensatz zugleich den in der Stellung zu Klopstock einschließt: die literarische Gegensätzlichkeit in engerem wie im weiteren Sinn, schriftstellerische und Kunstanschauungs-Gegensätze werden von Nicolai und Gerstenberg erkannt.

»Die besten Köpfe haben ihre Epochen« sagt Gerstenberg in bezug auf Winckelmann[4]. Im selben Brief aber erinnert er auch Nicolai an seine literarische Vergänglichkeit. Nachdem er schon im vorhergehenden Brief Nicolais Urteil über Klopstock für vereinzelt erklärt hat, da Nicolai und seine Freunde noch nicht das deutsche

[1] Gerstenberg an Nicolai 31. I. 67 = Z. f. d. Phil. 23, 49.

[2] Nicolai an Gerstenberg 21. III. 67.

[3] Der von Nicolai gewöhnlich nur ironisch gebrauchte Archaismus »worden« statt »geworden« deutet darauf hin, daß »Gelehrsamkeit« hier für »schöne Wissenschaften« steht, im Gegensatz jedenfalls zu den Studien, die »recht eigentlich den Menschen« betreffen.

[4] Gerstenberg an Nicolai, 31. I. 67, Zeitschr. f. d. Phil. 23, 49.

Publikum, ja nicht einmal alle Berliner darstellten, schreibt er jetzt über Nicolais »Rezept, zu einem Stil zu gelangen« und dessen »grave Betrachtungen über die Mißlichkeit meines Unternehmens, meinen Stil auf Kosten des Publici auszubilden«: »Lassen Sie mich Ihnen ein paar Worte ins Ohr sagen ... Wenn Sie so etwas drucken ließen, so würde mancher in dem Verdacht bestärkt werden, daß es, wie die Schweizer hier einmal aussprengten, in Berlin wirklich eine Nicolaische Schule gebe, die mit einigen Verbesserungen, nur eine Erneuerung der weiland gottschedischen sei.« Gerstenberg tritt hier also gegen die von ihm als dogmatisch-lehrhaft empfundene Urteilsweise Nicolais auf. Diesen Gegensatz in der kritischen Urteilsweise verschärft Gerstenberg in dem erwähnten »Vorbericht« zu den Schleswigschen Literaturbriefen, den er Nicolai mit dem letzten Brief übersendet. Er unterscheidet dort den »Kritiker« — den er in den früheren Briefen mit der ironischen, gegen Nicolai gerichteten Bezeichnung »Criticus« benannt hat[1], von dem »Sammler kritischer Briefe«. Und wenn dieser Unterscheidung auch aus dem Grunde für Gerstenbergs Anschauungen keine tiefere Bedeutung zukommt, weil Gerstenberg, wie auch Nicolai erkannt hatte[2] in seinen Briefen den Stil und die Urteilsweise anderer, wie z. B. Sturz nachgeahmt hatte[3], so war doch die Gegenüberstellung des verschiedenen Geistes, aus dem sich die beiden Arten des kritischen Urteilens nach Gerstenberg herleiten, eine Gegenüberstellung von Nicolais und Gerstenbergs kritischer Methode. Gerstenberg bezeichnet, in einer an Hamanns Unterscheidung sokratischer und sophistischer kritischer Methode[4] anklingenden Wendung, die seinige als »eine Folge sokratischer Bescheidenheit«, diejenige Kritik dagegen, die ihre Stimme für die allgemeine ausgebe, als eine Folge »der sophistischen Zuversicht«; ihm gilt die objektiv-normierende Kritik als ein Sophisma, da alle Kritik letzthin doch subjektiv sei. Nicolais Kritik gilt ihm aber als objektiv-normierend, und er hat schon in einem seiner vorangehenden Briefe, gelegentlich Nicolais Einwen-

[1] Gerstenberg an Nicolai, 31. I. 67, Zeitschr. f. d. Phil. 23, 47.
[2] Nicolai an Gerstenberg 21. III. 67, Zeitschr. f. d. Phil. 23, 51.
[3] Vgl. Max Koch, »H. P. Sturz«, München 1879 S. 95; vgl. R. M. Werners Einleitung zum Abdruck der Briefe Gerstenbergs an Nicolai, Zeitschr. f. d. Phil. 23, 41.
[4] »Sokratische Denkwürdigkeiten«, ed. F. Roth 2, 12.

dungen Klopstock gegenüber, Nicolai auf das Haupterfordernis des Kritikers hingewiesen, daß die »Sphäre seiner Einsicht der Sphäre des Genius« gleich sein müsse, wobei die Frage, ob diejenige des Genies »exzentrisch« sei, eine cura posterior darstelle, die er womöglich überhaupt nicht gestellt wissen will[1].

Traf dieser Hinweis Nicolai, dessen kritische Methode wir oben als psychologisierend erkannt haben, auch nicht eigentlich, so zeigt er doch mit aller Deutlichkeit Gerstenbergs gegensätzlichen Standpunkt zu dem Kritiker Nicolai.

Der eben erwähnte Hinweis Gerstenbergs führt indessen schon zu dem von beiden Korrespondierenden erkannten tieferen Gegensatz der Kunstanschauungen. Er äußerte sich auch in der an Gerstenbergs Urteil, die Karschin sei ein »Genie ohne Geschmack«[2], anknüpfenden Diskussion, in der wir allerdings von Gerstenbergs Seite einen Versuch am untauglichen Objekt sehen müssen. Gerstenberg meint, die Karschin besitze eigenen Ausdruckswillen; daß derselbe sich bei ihr nicht in wilder Imagination äußere, besage gegen seine Annahme nichts. Für Nicolai aber, dem der Originalgedanke letzthin doch etwas Äußerliches ist, gilt sie nicht als Original, weil ihr die »großen und rauhen« Züge fehlen; er exemplifiziert auf Shakespeare, der ihm — eine von Nicolai nicht bemerkte contradictio in adiecto — die Norm des Originalgenies darstellt. Ein Genie ohne Geschmack sei ein solches, das zwar das Vermögen habe, »original zu imaginieren und nach eigener Art auszuführen, große, starke aber rauhe Züge und hingegen einen gänzlichen Mangel der kleinen Zärtlichkeiten der poetischen Sprache, des Anständigen, des Neuen und dergl.«; die Karschin dagegen hätte gerade das letztere, hingegen fehle ihr das erstere: er bedenkt nicht, daß eine solche normierende Deduktion dessen, was seinem Wesen nach sich eben der Deduktion entziehen soll, einen Widerspruch in sich bedeutet und sein Zugeständnis, daß es große Dichter geben könne, die »Genie ohne Geschmack« besitzen, eigentlich wertlos macht. Aber auch an diesem Punkt ist Nicolai von vorneherein geneigt, seine gegensätzliche Meinung auf sich beruhen zu lassen; jede weitere Erörterung ab-

[1] Gerstenberg an Nicolai, 6. IV. 67, Zeitschr. f. d. Phil. 23, 55.
[2] Gerstenberg an Nicolai, 31. I. 67, ebd. S. 48.

schneidend, sagt er: »Ich merke wohl, auch über diesen Punkt (sc. wie über ihre Meinungsverschiedenheiten inbetreff Klopstocks) werden wir nicht einig, weil wir in den Prinzipiis allzusehr differieren«[1].

Dieselbe Stellungnahme kennzeichnet denn auch seine Rezensionen Gerstenbergscher Werke, und sie tritt um so mehr hervor, als eine Beeinflussung durch den Tadel, den Gerstenberg im 12. der »Briefe über die Merkwürdigkeiten« gegen die Literaturbriefe, insbesondere gegen Nicolais Zachariae- und Dusch-Rezensionen gerichtet hatte, nicht nachweisbar ist. Obwohl er, worauf schon oben hingewiesen ist, die Imagination in Gerstenbergs »Gedicht eines Skalden« so »sonderbar« findet wie die Versart[2], bedenkt er es dennoch mit jenem sachlichen Lob, das wir schon einmal als Kompromiß bezeichneten: er zählt es zu den »Originalwerken, dergleichen nur selten erscheinen«. Und wenn er eine hervorragende Stelle rühmt, die ihn ganz »mit süßer Empfindung überschüttet« habe, so entschuldigt er gewissermaßen dieses Lob mit dem Hinweis auf objektive Wertbestimmungen: »nicht als ob sie die erhabenste oder beste wäre; aber sie ist allen Lesern die verständlichste«. Und wenn er, das Ganze überschauend, zugibt, daß »diese wilde Imagination uns vielleicht einmal einen Nordischen Arioste bringen« könnte, »wenn ein großes Genie, die Schranken des Regelmäßigen verachtend, sich bloß seiner Einbildungskraft überließe«, so besagt doch der Nachsatz, daß er diesen möglichen Fall auf sich beruhen lassen will. »Aber wirklich ein großes Genie müßte es sein, sonst —«, schließt er, und überhebt sich mit einem Gedankenstrich weiterer Erörterung. — Eine kurze Anzeige der Gerstenbergschen Wochenschrift »Der Hypochondrist«[3] beruft sich auf das allgemeine Urteil: Gerstenbergs Name allein sei Bürge, »daß dieses Werk nicht in die gemeine Klasse der Wochenschriften gehöre«. Bezeichnender fast noch ist es, daß er Herders lobpreisende Rezension des »Ugolino« stillschweigend in der Allgemeinen Deutschen Bibliothek aufnahm[4], ja sogar Herder für die Sendung der Rezensionen, unter denen sich

[1] Nicolai an Gerstenberg 21. III. 67, Zeitschr. f. d. Phil. 23, 51.
[2] In der schon erwähnten Rezension: Allg. Dtsch. Bibl. V, 1, S. 210.
[3] Allg. Dtsch. Bibl. 9, 2, 296.
[4] Allg. Dtsch. Bibl. 11, 1, S. 8 ff.

diejenige des Ugolino findet, mit freudiger Anerkennung ihres Wertes dankte[2]. —

Unzweifelhaft scheint somit der Charakter dieser ersten Periode in Nicolais Verhältnis zum Sturm und Drang festzustehen: ein Widerstand, der die eigene Art sichern will, die sich bedroht fühlt durch Unverstanden-Fremdes; eine Ablehnung, die um jeden Preis Feindschaft vermeiden und die Gegensätze mit tolerantem Kompromiß ausgleichen möchte. Ein Verhältnis übrigens, das sich nur von seiner subjektiven Seite her zeichnen läßt, da schöpferisch = intuitive Leistungen auf einen reflektorischen, und in seiner Produktion sich gehemmt fühlenden Geist stießen. Ein allgemein zusammenfassendes Bekenntnis Nicolais mag diese Periode und dieses Verhältnis — beides gehört zusammen — beleuchten helfen: An Johannes Müller, dessen er sich väterlich annehmen zu müssen glaubt, schreibt Nicolai[3]: »Wenn man ein nicht ganz schaler Kopf ist, so ist es leicht, durch fremde Sprünge in Gedanken und Verbindung der Gedanken Aufmerksamkeit zu erwecken; aber wie sehr viel schwerer ist es, Moses Mendelssohns edle Einfalt im Raisonnement, Lessings philippische Stärke, Humes Nachdruck und Wielands philosophische Empfindsamkeit zu erreichen!« Er ziehe diese Schreibart »Gerstenbergs dunkeln Anspielungen, Klopstocks feierlicher unaufhaltsamer Nachdruckbeeiferung, Herders kühn zusammengesetzten, kühn abgebrochenen noch nicht genug sagenden und doch noch mehr sagen wollenden Orakelsprüchen weit vor«, — »ob mir gleich Gerstenberg, Klopstock und Herder sehr schätzenswürdige Leute sind«. Hier ist auf einem Nicolai so wichtigen Gebiet wie dem des Stils ein allgemeiner Gegensatz mit großer Schärfe hervorgehoben; aber auch hier noch zeigt sich jene Anerkennung des gegnerischen Lagers, die wir als rein äußerlich erkannten[3]. Sie mußte einer entschiedenen Ab-

[1] Nicolai an Herder 11. IV. 66. Interessant wäre es, die Rolle zu kennen, die sowohl Nicolai wie Gerstenberg in der Bodmerschen, in dessen Nachlaß befindlichen Parodie: »Das Parterre in der Tragödie Ugolino« spielten; vgl. Jak. Baechthold, Gesch. d. dtsch. Literatur in der Schweiz, S. 203 der Anmerkungen. Ich konnte sie leider nicht heranziehen.

[2] Nicolai an Joh. v. Müller, 2. VII. 73 = Briefe an Joh. v. Müller ... herausgeg. von M. Constant, Schaffhausen 1839 ff. Bd. 4 (1840) S. 68.

[3] Noch 1777, in einer weiter unten zu behandelnden Rezension, die von Enthu-

lehnung Platz machen, wenn, wie es in den folgenden Jahren geschah, Nicolais geistige Richtung durch die Gegenpartei abgelehnt wurde; der latente von Nicolai gern verdeckte Gegensatz wurde von den Jungen eröffnet, und Nicolai war damit vor die unabweisbare Aufgabe des Kampfes gegen den Sturm und Drang gestellt.

siasmus und Schwärmerei handelt (Allg. Dtsch. Bibl. 30, 2, 366) hat Nicolai »in der Klassifikation der Genies« Klopstock den Platz »über so viel tausend sich so nennende Philosophen« zugewiesen.

ZWEITES KAPITEL

»Wollte Gott, ich dürfte an die deutsche Bibliothek gar nicht mehr denken! Ich bin von neuerer Literatur so voll, daß ich, wie jeder, der den Magen zu voll hat, nicht verdauen kann. Ich habe schon oft aufhören wollen; wissen Sie, was mich zurück hält? Die theologischen Artikel. Sie haben eine so merkwürdige Revolution in deutschen Köpfen verursacht, daß man sie nicht muß sinken lassen« — schreibt Nicolai am 8. III. 71 an Lessing[1]. In demselben Brief, in dem er diese bedeutsame Wandlung feststellt, teilt er dem Freunde den Plan seines Romans »Sebaldus Nothanker« mit. Aus dem Kern einer Satire gegen Klotz und seine Anhänger[2] war ihm der Plan zu einem Romane erwachsen, der, gemäß seiner Erkenntnis: »diejenigen, die die Erde bebauen, beschreiben sie nicht«, ein »Werk der Darstellung[3]« in dem Sinne werden sollte, daß die Darstellung eines Seins ein Soll aussprach. Es war für Nicolai, wie schon oben darzustellen versucht wurde, die Zeit, da das reine Interesse an der Poesie einer wissenschaftlichen Einstellung Platz machte, die ihren Ausdruck in Studien fand, »die den Menschen näher betreffen«; da er die Poesie für eine »bloß erlaubte Ergötzung« hielt, die dem übergeordneten Wirken für die Menschheit sich einzugliedern habe. Seine Bemühungen um die Nationalliteratur wurden, wenn auch nicht verdrängt, so doch aufgesogen von einem weitschichtigeren Komplex, der ihn, den Anhänger des Popeschen Satzes »das eigentliche Studium der Menschheit ist der Mensch«, zu kulturhistorischen, theologischen, physiognomischen, volkswirtschaftlichen, politischen Studien führte. Wohl fand im »Sebaldus Nothanker«, dessen erster Band in der Ostermesse 1773 erschien — die beiden folgenden kamen 1775 und 76 heraus — hauptsächlich das theologische Interesse einen — mehr extensiven als intensiven — Ausdruck; doch zeigt dieser Roman den ganzen Umfang seiner neuen und bald beherrschenden Interessenssphäre. Richard Schwinger hat in seiner trefflichen Untersuchung über den Sebaldus Nothanker diesen Roman mit Recht

[1] An Lessing 8. III. 71.
[2] An Lessing 13. VIII. 73.
[3] Göckingk S. 125.

als den Ausdruck einer neuen Periode in Nicolais Entwicklung angesehen; doch hat er, — wohl mit Rücksicht auf seine Hauptaufgabe, die Würdigung des Nothanker als eines Zeitromans, — die Stellung, die dem Sebaldus in der Entwicklung Nicolais zukommt, nicht genügend gekennzeichnet, indem er einmal einzig die Stellung des Romans zu der vorangegangenen Periode Nicolais, nicht aber zu der folgenden Entwicklung hervorhob, andererseits die Tendenzen der beiden Perioden hinsichtlich Nicolais Verhaltens zur schönen Literatur rein äußerlich als positive und negative, oder doch beiden verschiedenen Polen zustrebende, erkannte. Was den ersteren Mangel anbetrifft, so wird die Bedeutung des Nothanker und seiner Wirkungen für Nicolais Entwicklung im weiteren Verlauf dieser Arbeit gekennzeichnet werden. Hier sei nur darauf hingewiesen, daß der Geist des Sebaldus nicht nur in der Form und der Tendenz der beiden späteren Romane Nicolais, in der »Geschichte eines dicken Mannes« und im »Sempronius Gundibert« nachwirkt, sondern daß er überhaupt die ganze Polemik gegen den Kantianismus befruchtet hat, so daß diese schon hier, im Sebaldus Nothanker, ihre Wurzeln findet. Die Verse, die sich in Nicolais Nachlaß fanden[1], und die den Geist des Nothanker sehr glücklich — wenn auch nicht in einer vom ästhetischen Standpunkt sehr glücklichen Ausdrucksform — zu umschreiben scheinen, geben letzthin auch, entsprechend umgewandelt, den Geist seiner Polemik gegen den Kantianismus, gegen die mißbräuchliche Systematisierung der »unveränderlichen Philosophie« wieder:

»Theologie ist oft nur Ton,
Den dreht man, bald zum Zeitvertreibe,
Und bald ums Brod, auf seiner Töpferscheibe,
Wie und wozu ein jeder will.
Und freilich hält der Ton auch jedem Stümper still,
Doch unveränderlich bleibt die Religion.« —

Die Richtigstellung der Schwingerschen Auffassung aber, die mit dem »Sebaldus Nothanker« eine negative Stellungnahme Nicolais zur Poesie ansetzt, ist implicite schon in den Ausführungen des ersten Teiles dieser Darstellung versucht, wo die Einstellung Nicolais auf

[1] Göckingk S. 165.

»den Menschen und die Menschheit« zeitlich und sachlich beleuchtet wurde. Es handelte sich dabei, wie wir erkannten, um einen Umsetzungsprozeß, der die schöne Literatur jenem obersten Interesse unterzuordnen suchte; es handelte sich für Nicolai nicht um eine Verneinung der Poesie, sondern nur darum, sie einer tieferen Schicht zuzuführen, sie umfassender zu begründen.

Diese festgegründete Anschauungsweise hat im »Sebaldus Nothanker« einen freilich ganz ungenügenden ästhetischen Ausdruck gefunden. Das mannigfache begeisterte Lob, das dem Sebaldus als Kunstwerk entgegentönte, und das uns weit unbegreiflicher ist, als die Ablehnung des Sebaldus aus religiösen oder Weltanschauungsgründen, mußte in Nicolai den Eindruck erwecken, der Sebaldus habe der Zeit aus der Seele gesprochen. Nennt ihn doch Gebler den »ersten Nationalroman«[1], spricht doch Schubart von ihm als dem »besten deutschen Roman«[2]. Die überaus zahlreichen, begeisterten Zustimmungen von literarischer Seite wie aus dem großen Publikum, die wenigstens eingehende Auseinandersetzung mit dem Nothanker an den Stellen, von denen widersprochen wurde, hat Richard Schwinger[3] mit wünschenswertester Vollständigkeit zusammengetragen. Ein Ergebnis aus diesem mannigfachen Echo, besonders die Rückwirkung desselben auf Nicolai hat er jedoch nicht dargestellt. Gerade hierauf kommt es uns aber bei unserer Aufgabe an; denn diese Rückwirkung auf Nicolai hat naturgemäß seine Stellung in dem an den Nothanker sich anschließenden Streit mit Hamann, Jung Stilling und Fr. H. Jacobi beeinflußt, der eine wichtige Phase in seinem Verhältnis zum Sturm und Drang darstellt.

Die unbedingt lobende, mitunter enthusiastisch begeisterte, briefliche Zustimmung von Thümmel, Eschenburg, Ebeling, Riedel (der bei dieser Gelegenheit — Brief vom 22. IX. 73 — Anknüpfung an Nicolai sucht), Zimmermann (der den Sebaldus Wielands Agathon gleichstellt), Iselin, Denis, Gebler, Springer in Erfurt (der den Ro-

[1] Gebler an Nicolai 15. VII. 75 = Werner S. 66.

[2] Schubart: Deutsche Chronik 1774. S. 142. (R. Schwinger S. 154.) Erst bei Gelegenheit von »Werthers Freuden« hat Schubart dieses Lob zurückgezogen und ins Gegenteil verkehrt.

[3] Richard Schwinger S. 161 ff., S. 195 ff.

man über Wielands Goldenen Spiegel stellt), v. Bretschneider (in dessen Roman Familiengeschichte und Abenteuer des Junker Ferdinand v. Thon sich Nothankers Einfluß sehr stark erweist), und Justus Möser hat Nicolai mit freudigem Dank quittiert; wir dürfen annehmen, daß er auch die lobende Zustimmung in Zeitschriften und Zeitungen, soweit sie Nicolai bekannt wurde, ebenfalls dankend annahm. Besonders wertvoll mußte ihm natürlich schon wegen des folgendes Streites mit F. H. Jacobi, aber auch in seinem späteren Streit mit Wieland selbst, die lobende Rezension des Teutschen Mercurs von Wieland (Juni 1773 S. 231 f.) sein, der den Sebaldus ein »in seiner Art ganz neues und originales Buch« nennt, für das er »dem Genius des Geschmacks und des Menschenverstands« »herzlich dankt«. Eine Reihe von Einwänden, die in brieflichen Äußerungen an Nicolai laut wurden, hat er zu widerlegen gesucht, wie z. B. Lessings Einwand[1] gegen das Motiv der »Seelenverkäuferei« im dritten Teil des Sebaldus mit Hinweis auf die reale Wahrscheinlichkeit des Motivs[2]. Moses Mendelssohn[3] zieht seine ästhetischen Einwände gegen die erste Hälfte des zweiten Bandes mit Rücksicht auf die Vollkommenheit der zweiten Hälfte zurück, (ebenso einen Einwand[4] gegen eine fast irreligiös klingende Wendung in dem ihm zur Durchsicht übergebenen Manuskript des 3. Teils, die er jedoch lediglich als ungeschickten Ausdruck ansieht), und versieht sie mit einem »Imprimatur«. Nicolai sah also auf dieser Seite, die ihm noch immer die maßgebendste war, leicht zu widerlegende, im wesentlichen rein ästhetische Einwände; mit dem Geist des Romans identifizierten sich seiner Meinung nach Lessing und Moses unbedingt; Lessings Stirnrunzeln, das wir hinter dessen Worten: »ich schreibe Ihnen bei meiner nächsten Erwachung alles das weitläufig, was ich bei verschiedenen Stellen gedacht habe; und ich denke, ich habe mancherlei gedacht«[5] zu sehen glauben, hat Nicolai, wie aus seinem Antwortsbrief vom 13. VIII. hervorgeht, nicht bemerkt. Er hat nur die Zustimmung Lessings herausgehört, die ihm um so lieber war,

[1] Lessing an Nicolai 16. VI. 76.
[2] Nicolai an Lessing 29. VI. 76.
[3] 3. X. 74 = Moses Ms. Ges. Schriften V, S. 529.
[4] 20. II. 75 = Moses Ms. Ges. Schriften V, S. 532.
[5] Lessing an Nicolai 18. VII. 73.

als er Lessings Urteil gefürchtet hatte; und so schreibt er dort den für seine eigene Stellung zum Sebaldus Nothanker äußerst bezeichnenden Satz nieder: »Fast sollte ich glauben, daß mir etwas darin (sc. im Nothanker) gelungen wäre, weil es einigen Leuten gefällt, von denen ich sehr befürchtete, daß es ihnen nicht schmecken würde. Sie waren darunter — die Ursachen würden zum Teil für Sie ein Kompliment sein, und das wollen wir einander nicht machen.« Zu diesen »Leuten«, über deren Urteil Nicolai zweifelhaft gewesen war, gehörte vor allem Herder. Soll dessen Urteil[1] über den Sebaldus auch erst im folgenden Abschnitt gewürdigt werden, so mag doch hier schon darauf hingewiesen werden, daß es in Nicolais Ohren als unbedingtes Lob klang; die von Herder angekündigte ausführlichere Beurteilung des Nothanker hat er vergebens erwartet; kaum ein Jahr später[2] wies Herder »Nothnagels Sandwüsten« kalt und höhnisch ab. — Sicher gehörte auch Merck zu denjenigen, deren Urteil über den Sebaldus Nicolai zunächst zweifelhaft war. Auch Mercks brieflches Urteil hat ihn angenehm enttäuscht, und Nicolai vermerkt auch hier offenherzig[3]: »So wenig ich literarischen Ruhm suche, so werde ich doch oft verdrießlich, wenn ich, indem mir das Lob des großen Haufens vor den Ohren gellet, mir vorstelle, daß vielleicht Kenner die Köpfe schütteln.« Und nun konnte er glauben, nicht nur die literarischen »Kenner«, sondern auch die theologischen auf seiner Seite zu haben. Semler, Resewitz, Schroeckh, Lüdke, J. A. Hermes, Pistorius, Walch, Theologen, die Nicolai äußerst hochschätzte, und die — bis auf Semler — die Hauptstütze der theologischen Artikel der A D Bibliothek waren, an denen überhaupt, wie wir oben aus Nicolais Äußerung an Lessing gesehen haben, Nicolais Interesse für die Fortführung der A D Bibliothek hing, versicherten ihn nach dem Erscheinen des ersten Bandes ihrer wärmsten Anteilnahme an Sebaldus' weiteren Schicksalen. Und das, obwohl ein vorurteilsfreier Mann, wie Iselin, befürchten zu müssen glaubte, daß die Geistlichkeit, der im Sebaldus übel mitgespielt sei, da der beste Geistliche des Romans, Sebaldus selbst, ein Narr sei, den Roman heftig bekämpfen werde! Seinem Rat nach

[1] Herder an Nicolai 19. VI. 73.
[2] Herder an Nicolai 29. VII. 74.
[3] N. an Merck (Wagner I, S. 73f.) 8. X. 76.

dem Erscheinen des ersten Bandes, »die Orthodoxen gehen zu lassen« und sie nicht weiter an den Pranger zu stellen, glaubte Nicolai nicht folgen zu können und nicht folgen zu brauchen. Und wie Iselin gegenüber, so lehnte Nicolai auch gegen Merck, der ihn vor den »Herren des geistlichen Ordens« gewarnt hatte, alle Mahnungen zur Rücksichtnahme und Schonung überlegen ab[1]. Wir dürfen annehmen, daß auch die Streitschriften gegen den Nothanker von orthodox theologischer Seite[2] Nicolai nur insoweit berührt haben, als sie ihn eher in der Fortsetzung des begonnenen Werkes bestärkten.

So fühlte sich denn Nicolai nach dem Erscheinen des Nothanker in sehr sicherer Position. Die Bescheidenheit eines sicheren Bewußtseins spricht aus seinem schon erwähnten Brief an Herder vom 25. VI. 73, nicht, wie K. Aner meint, das Geständnis der Unterordnung unter Herder. In dieser sicheren Position, in der er ästhetische Einwände durch ästhetische Gegeneinwände oder durch den Hinweis auf die vorherrschende Tendenz des Romans widerlegen, Widerspruch gegen die Tendenz als tief unter ihm stehend unbeachtet lassen zu können glaubte, traf ihn Hamanns »An die Hexe zu Kadmonbor«, Jung Stillings »Schleuder eines Hirtenknaben«, wurde Friedrich Heinrich Jacobis Abneigung gegen Nicolai zur offenen Feindschaft. Hatten wir im vorangehenden Kapitel eine Diposition Nicolais festgestellt, die das Neue, von ihm Unverstandene bisweilen bedauernd und im Bewußtsein der Schwäche, bisweilen im Hinblick auf seine abweichende, ihm andere Aufgaben zuweisende Wesensart ohne zu verneinen abwies, so traf ihn hier, wo das Bewußtsein seiner ihm eigentümlichen Aufgaben sich verobjektiviert und dadurch an Festigkeit gewonnen hatte, ein ihm unverständlicher, aber äußerst heftiger Widerspruch von der Gegenseite, der eine tiefe Kluft zwischen ihr und Nicolai zu schaffen schien. Die Zuordnung Hamanns, Jung Stillings und Fritz Jacobis

[1] Nicolai an Merck 8. X. 76.

[2] Schwinger S. 224f. Hierzu ist die Denunziation des ins Holländische übersetzten »Sebaldus Nothanker« in der Neederland. Bibl. nachzutragen, die eine Aufforderung enthielt, das Buch, in dem die »Prediger so höllisch gelästert werden«, in Holland zu verbieten. Afsprung teilte Nicolai einen Auszug aus dieser »Rezension« 18. III. 76 NN mit.

zu der Geniebewegung konnte ihm, wie wir sehen werden, nicht zweifelhaft sein. Es ist daher die Frage, wie dieser Widerspruch in seiner damaligen Lage auf sein subjektives Verhältnis zum Sturm und Drang eingewirkt hat, und wie dieses das objektive beeinflußt hat. Die Verschiedenheit des Angriffs muß dabei in Betracht gezogen werden. Der Widerspruch Hamanns hat natürlich nicht nur durch seine eigenartige, echt Hamannische Form, sondern auch durch die Tatsache eines vorangegangenen jahrelangen freundschaftlichen Briefwechsels erheblich anders auf Nicolai gewirkt, als derjenige Jung Stillings. Es ist daher notwendig, den Widerstand der drei gesondert zu behandeln, und in jedem Falle, insbesondere aber bei Hamann, das persönliche literarische Verhältnis in der Zeit vor dem Streit zur Beurteilung heranzuziehen.

NICOLAI UND HAMANN

»Eine zusammenfassende und eingehende Darstellung von Hamanns Verhältnis zu Nicolai . . . würde nur in monographischer Form möglich sein,« urteilt Rudolph Unger[1]. Doch scheint Nicolais Verhältnis zu Hamann mit leichterer Mühe aus dem Knäuel von Schriften und Gegenschriften, von liebenswürdig-launiger Polemik und tiefwurzelnder Abneigung, von Freundschaftsbezeugungen und gleichzeitigen boshaften Sticheleien herausgehoben werden zu können. Die von Unger betonte Schwierigkeit mindert sich für unsere Zwecke auch insofern, als wohl Hamann, nicht aber Nicolai eine Zeit lang Verstecken spielte. —

Das frühe Verhältnis Nicolais zu Hamann kann nicht anders als im Zusammenhang desjenigen von Mendelssohn zu Hamann betrachtet werden. Wie Abbts Briefe an Moses oder Nicolai immer an beide gerichtet sind, so auch Hamanns Briefe[2]; Moses ist für Hamann oft der Mittler zu Nicolai, Nicolai spricht durch den Mund Mendelssohns zu Hamann.

Moses Mendelssohn, den Hamann seit seiner Ende Oktober 1756 erfolgten persönlichen Bekanntschaft gleich »mit entscheidendem

[1] R. Unger, »Hamann und die Aufklärung« S. 452.

[2] So liegt z. B. im Nachlaß Nicolais Hamanns Brief an Moses vom 6. XI. 64.

Geschmack« geliebt hatte[1], hat wohl Nicolai zunächst auf Hamanns von ihm sofort erkannte Begabung aufmerksam gemacht. Hamann hat Nicolais Bekanntschaft bei dem regen Interesse, das er Lessing, Moses und den 1759 begonnenen Literaturbriefen entgegenbrachte, sicher gesucht; wenn wir seiner später gegebenen Versicherung[2] glauben dürfen, hat er an Nicolai schon lange, bevor er zu ihm persönliche Beziehungen angeknüpft hatte, unter dem »vertrauten Titel« »Geliebtester Freund« gedacht. Die literarischen Beziehungen Hamanns zu Nicolai beginnen, worauf Rudolph Unger zuerst hingewiesen hat[3], mit einer Parodie der »Zueignung an Madame Publicum« von Nicolais »Briefen über den itzigen Zustand« in Hamanns Einleitung zu seinen »Sokratischen Denkwürdigkeiten«. — Mit der Mendelssohnschen Rezension der »Sokrat. Denkwürdigkeiten« im 113. Literaturbrief beginnt das Hin und Her von Kritiken und Metakritiken. Mendelssohns lobende Hervorhebung seines »ungemeinen Witzes«, seine Vergleichung der Hamannschen mit der Winckelmannschen Schreibart, sein so ausführliches Eingehen auf ein an Umfang so geringes Schriftchen hinderte Hamann

[1] Hamanns Schriften, ed. F. Roth III, 127.

[2] 21. XI. 69 an Nicolai = O. Hoffmann, Vierteljahrschrift für Literaturgeschichte 1, 123.

[3] Die Einleitung »An das Publikum oder Niemand den Kundbaren« scheint späterhin wiederum von Moses-Nicolai parodiert zu sein. Zu seinem Brief an Lessing vom 26. IV. 73 (= Lachmann-Muncker 20, 251) mit dem Anfange: »Ob Sie gleich ein tauber und stummer Götze sind, der nicht antwortet,« bemerkte Nicolai in seiner Ausgabe von Lessings Schriften 1794, Bd. 27, S. 348, Moses habe die zweibändige Ausgabe seiner philosophischen Schriften mit einer Zueignungsschrift an Lessing versehen, die nur diesem einen Exemplar beigefügt wurde (abgedruckt ist sie: Karl Lessings »Leben« seines Bruders, I, 233). In dieser Zueignungsschrift sagte Moses u. a. »die Schriftsteller, die das Publikum anbeten, beklagen sich, es sei eine taube Gottheit«. »Ich lege meine Blätter zu Füßen eines Götzen, der den Eigensinn hat, harthörig zu sein. Ich habe gerufen und er antwortet nicht« usw. »darauf«, bemerkt Nicolai a. a. O., »zielt Obiges«. Nicolai weist dort Lichtwers Fabel »Die seltsamen Menschen« als Vorbild dieser Mosesschen Zueignungsschrift nach, doch scheint ihn sein Gedächtnis getäuscht zu haben; vielmehr geht diese Zueignungsschrift, und also auch Nicolais Briefanfang, auf Hamanns Vorrede »An das Publikum« zurück: ein Beispiel, wie stark diese Hamannsche Schrift in Moses und Nicolai haftete, und wie seine beziehungsreiche Sprache von beiden fast im Sinne heutiger »Geflügelter Worte« gebraucht wurde.

nicht, so sehr er auch die ihm angetane Ehre würdigte, zu erkennen, daß Mendelssohns Lob seicht sein müsse[1], da der Rezensent dem wesentlichsten Kern der Denkwürdigkeiten nicht nahegekommen sei. In der Tat müssen wir zugestehen, daß Mendelssohns Kritik, wenn auch nicht seicht, so doch unzureichend war. Wohl erkennt Moses, überall behutsam nachfühlend, das »Feine, Edle« des Spottes gegen die überzeitlichen Sophisten, erkennt er, daß Hamann über Sokrates »auf eine sokratische Weise« habe schreiben wollen; wohl bemüht er sich da, wo »der gemeine Leser nichts als Schimmel sehen möchte«, »ein mikroskopisch Wäldchen zu entdecken«, ja er kommt hier dem Autor zu Hilfe und sagt, daß selbst ein so gemeiner Leser wie er das mikroskopische Wäldchen habe entdecken können. Was seine Kritik indessen unzulänglich macht, ist die Verkennung des subjektiven Anteils des Autors an der Schrift. Moses übersieht, daß es sich für Hamann einzig um die Herausstellung persönlichsten Geistes am objektiven Beispiel handelt; und so wünscht Mendelssohn am Schluß seiner Kritik von dem typischsten Fragmentisten der deutschen Literatur, daß er »sein Miniaturgemälde ins Große bringen wolle, damit die edlen Züge desto deutlicher werden, die er itzt hat kaum anzeigen können«. Dieser Schlußsatz, für sich betrachtet, erscheint freilich seicht; im Zusammenhang der Mendelssohnschen Kritik ist er jedoch der objektive Schlußstein einer subjektiv gehaltenen Anpreisung; macht man Mendelssohn die Verkennung der letzten Wurzel der Denkwürdigkeiten zum Vorwurf, so muß man ebenso betonen, daß Hamann diesen Standpunkt der Mendelssohnschen Kritik letzthin verkannt hat. Nur so ist es auch zu erklären, daß er die Rezension der Literaturbriefe als »Antidot«[2] zu derjenigen der »Hamburgischen Nachrichten«[3] empfunden, und Lober und Tadler in dem »aristophanischen Drama« »die Wolken« abgefertigt hat[4], dessen prinzipiell wesentlichster Teil, der Nachweis, daß das von den Rationalisten

[1] Vgl. Hamann an Lindner 7. II. 61 = Roth 3, 50.

[2] Ebenda.

[3] Hamburg. Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrsamkeit 1760, Stück 57.

[4] Ob Moses diese Metakritik nicht vorausgeahnt hat? Vgl. den Anfang des 113. Literaturbriefes: »Einen Schriftsteller tadeln ist eine Beleidigung. Sollte nicht einen anderen loben, weit größere Beleidigung sein? Ich müßte die Schriftstellereitelkeit wenig kennen« usw.

als krankhaft Angesehene in Wahrheit der »afflatus divinus« des Genies sei, freilich nicht gegen Moses, sondern gegen den Rezensenten der Hamburgischen Nachrichten gerichtet war, und das deshalb hier nicht weiter berührt werden soll. Wie viel Moses und Nicolai von dieser selbst für Hamannsche Schreibart — besonders in der dritten »Handlung« — ungemein verwickelten Satire verstanden haben, bleibe dahingestellt; Moses hat sie jedenfalls als des Verfassers der Denkwürdigkeiten nicht würdig erachtet[1], was Hamann, wie R. Unger meint[2], nicht wenig gekränkt hat; denn es handelt sich bei den »Wolken« wie bei allen Hamannschen Metakritiken nicht um die Nörgelei verletzter Eitelkeit, wie Kayserling annimmt[3]; Hamann polemisiert — in diesem speziellen Falle, wie wir sahen, ohne Grund — dagegen, daß es »heutzutage entbehrlich ist, eine Abhandlung zu verstehen, die man auslegen und richten soll«, und zeigt vielmehr, daß seine schriftstellerische Ehrlichkeit solche Polemik notwendig mache. Freilich scheint diese Polemik nicht besonders tief und eingehend; tiefer und prinzipieller hat Hamann in den kleinen Schriftchen »Schriftsteller und Kunstrichter« und »Leser und Kunstrichter«[4] »die Aspekten des deutschen Horizontes mit den Grundsätzen Ihrer Kritik«, wie er an Mendelssohn schreibt[5], verglichen, und in einer dem Leser allerdings außerordentliche Schwierigkeiten darbietenden Verknüpfung von platonisch gefärbten Staatsideen[6]

[1] »Von den Wolken haben wir aus Nachsicht gegen den schätzbaren Verfasser der Denkwürdigkeiten niemals ein Urteil gefällt«, schreibt er 2. III. 62 an Hamann (Roth 3, 131).

[2] Unger S. 357.

[3] M. Kayserling, »Moses Mendelssohn, sein Leben und seine Werke« Leipzig 1862, S. 173. Viel bedeutsamer ist die Interpretation, die Unger diesen beständigen Auseinandersetzungen Hamanns mit seinen Kritikern gibt: »Ihm, dem eigenwilligen, genialisch sonderartigen und insofern höchst unzeitgemäßen Schriftsteller mußte in hohem Grade daran gelegen sein, scharfsichtige und verständnisvolle Kritiker zu finden, welche als Dolmetscher seine ‚wenigen gewogenen Goldworte' in ‚Scheidemünzen' für das Publikum umzusetzen fähig und willig wären.« »Aber wieviel fehlte daran, daß ihm solche Gunst ... von dem zünftigen Kunstrichtertum widerfahren wäre.« (S. 357.)

[4] Über den Zusammenhang dieser Schriften mit Hamanns Polemik gegen die Literaturbriefe, vgl. R. Unger 366 ff.

[5] An Mendelssohn 11. II. 62 = Roth 3, 128.

[6] Vgl. über diese Elemente der zitierten Schrift R. Unger, S. 360.

mit denen einer ebenso utopischen Gelehrtenrepublik Ideal und Wirklichkeit des Kunstrichtertums scharf gegenübergestellt. »Leser und Autor«, beginnt die erste der beiden Schriften[1], »sind der Herr oder vielmehr der Staat, dem ein Kunstrichter zu dienen sich anheischig macht«. Diese Dienerrolle darf der Kunstrichter nicht verleugnen; nie darf er sich den Schaffenden gleichberechtigt, noch weniger gebietend entgegenstellen[2]; der Kunstrichter unterliege demselben Gesetze, wie alle Schreibenden: »Daß man nicht wie ein Cato oder Varro von der Viehzucht schreiben kann, wenn man nicht selbst e grege ein Ehrenmitglied und ein Kuhhirte gewesen ist[3].« Wenn dennoch zahlreiche Kunstrichter täglich ihre Urteile über die mannigfaltigsten Gebiete abgäben, so ist solche »Fertigkeit«, wie Hamann ironisch sagt[4], eben »ein unerkanntes Wunderwerk unseres Jahrhunderts«. Wer der »unüberwindlichen Versuchung« nicht widerstehen könne, »die Einsicht eines jeden Schriftstellers und die Einsicht eines jeden Lesers durch die Überlegenheit seiner eigenen zu übertreffen und auszustechen, den macht die Stärke seines Ruhmes gänzlich zum Kunstrichter untüchtig« — diese Sätze bildeten die praktische Ergänzung seiner einleitenden Forderung: »Zu der Würde eines Kunstrichters gehören entweder zwo Schultern, die Ajax in der Iliade zum Wächter darstellen, oder ein Mantel, den man auf beiden Achseln zu wechseln weiß. Die heroischen Zeiten sind an Riesen, und die philosophischen an Betrügern fruchtbar[5].« Für Betrüger hielt nun Hamann Moses und Nicolai nicht, noch viel weniger aber für Riesen. Moses-Nicolai verstanden jedoch diese Distinctionen nicht, oder vermochten wenigstens nicht ihre Beziehung auf die Objekte zu deuten. So schreibt Moses im 254. Literaturbrief gelegentlich der Besprechung der »Kreuzzüge«, auf die wir weiter unten zu sprechen kommen werden, von diesen beiden Schriften[6]: »Wir lasen diese Blätter, ver-

[1] Roth 2, 381.
[2] R. Ungers Interpretation von »Leser und Kunstrichter«, vgl. S. 361.
[3] Roth 2, 385.
[4] Roth 2, 384.
[5] Roth 2, 381.
[6] Hamann gibt in seiner — unten weiterhin erwähnten — Metakritik dieses 254. Literaturbriefes (Roth 2, 498) in seiner Anmerkung »H« zu dieser von ihm zitierten Mendelssohnschen Äußerung an, daß diese beiden Schriften

standen wenig davon, schüttelten die Köpfe, und schwiegen. Hier und da erblickte man einen trefflichen Gedanken, der aber wie der Blitz, nach Shakespeares Beschreibung, noch ehe ein Freund zum anderen sagen kann, siehe! schon verschwunden war.«

Das Schweigen der Literaturbriefsteller unterbrach Hamann schon kurze Zeit nach dem Erscheinen der Mosesschen Kritik seiner Denkwürdigkeiten. Wieder war es eine Rezension von Mendelssohn, die Hamann zu einer Entgegnungsschrift veranlaßte, einer Polemik, die hier, obwohl sie schon bei Unger[1] eine eingehende und tiefgründige Darstellung erfahren hat, doch um so weniger übergangen werden darf, als sie an einer anderen Stelle dieser Untersuchung zum Verständnis der polemischen Auseinandersetzung Nicolais mit Goethes Werther herangezogen werden soll; zudem wurde die Bedeutung dieser Polemik für das weitere Verhältnis der Berliner zu Hamann bei Unger, seinem Plane entsprechend, naturgemäß nicht berührt, und dann weicht hier im einzelnen meine Auffassung von derjenigen Ungers ab. — Im Juni 1761 hatte Moses Mendelssohn (im 166/70. Literaturbrief) eine Besprechung der »Nouvelle Héloise« Jean Jacques Rousseaus veröffentlicht. Der Verehrer des Philosophen Rousseau war von dem Dichter wider Erwarten enttäuscht worden. An der Erfindung des Romans tadelte er den »geringen Vorrat von Begebenheiten«, der willkürlich »weit ausgedehnt« sei, und dessen »Lücken mit langen moralischen Predigten und verliebten Spitzfindigkeiten« ausgefüllt seien; die Charaktere findet er, mit Ausnahme Wolmars, schwach und unnatürlich. Schroff lehnt er Rousseaus »Affektensprache« ab, die er »spitzfindig, affektiert und voller Schwulst« nennt. Rousseau scheine über die Natur der Leidenschaften »wohl raisonniert, sie selbst aber niemals gefühlt zu haben«. Daher fiele es ihm schwer, die echte Sprache der Leidenschaften zu reden; was der Dichter aber nicht kenne, könne er auch nicht gestalten, wenn er auch »durch Ausrufungen und Hyperbolen« sich in einen Zustand ihm unbekannter Empfindungen zu zwingen versuche. Und so wenig der Dichter durch die reine Imagination den Mangel objektiver Gegenständlichkeit des Darzustellenden ver-

außer den »Wolken« (und den »Essais à la Mosaique«) von Moses hier gemeint seien.

[1] R. Unger, S. 340 ff.

decken kann, so wenig gilt die Begründung oder Entschuldigung des Dargestellten mit dem Hinweis auf das Vorbild in der Natur. Dieses Ausweichen vor dem Naturalismus haben wir oben als wohlbegründete Äußerung der Nicolai-Mendelssohnschen Kunstanschauung kennen gelernt. »In der Natur kann vieles sein, was in der Nachahmung unnatürlich ist. Ehe die Natur den Virtuosen zur Richtschnur dienen kann, muß sie sich erst selbst den Regeln der ästhetischen Wahrscheinlichkeit unterwerfen«, heißt es hier in einem Irrationalis, denn die Natur wird sich eben nie diesen Regeln unterwerfen. Diese Anschauung, die die dichterische Freiheit zwar nicht um ihrer selbst willen statuiert, wohl aber als konstituierendes Element des Kunstwerkes setzt, wird in den folgenden Sätzen, die keineswegs übergangen werden dürfen, verstärkt. Leidenschaften, sagt Moses darin etwa, sind nicht a priori genau bestimmbar und bewertbar, sondern sie »nehmen die Natur des Bodens an, aus welchem sie hervorwachsen«, und »verändern nach der verschiedenen Beschaffenheit der Charaktere ihre Farben«; dieselbe »Gemütsbewegung«, könne diesen geschwätzig, jenen niedergeschlagen machen, diesen sanft, jenen ungestüm sich äußern lassen. St. Preux sei nun ein Mensch, der alle seine Empfindungen äußerst stark akzentuiere; dementsprechend werden auch seine Affektäußerungen in der Sprache äußerst stark betont sein: »er wird also von seiner Leidenschaft mit einer Begeisterung reden, die der Schwärmerey nahe kömmt«. »Allein seine Begeisterung ist ansteckend, sie reißt die Einbildungskraft des geringsten Lesers mit sich fort, und erhebt sie auf den Gesichtspunkt, von welchem er selbst den Gegenstand seiner Leidenschaft zu betrachten gewohnt ist. — Es kömmt also bloß darauf an: Ist die verliebte Sprache des Sankt Preux von dieser Beschaffenheit[1]; so habe ich mit Unrecht getadelt.« Sodann untersucht er, oder vielmehr führt Beispiele an, um zu erläutern, daß St. Preux' Affektensprache den Leser eben nicht zu jenem Gesichtspunkt führt, daß diese Affektensprache also nicht Ausdruck eines wahrhaft so empfindenden St. Preux, nicht echten dichterischen Feuers sein kann. Das Urteil Mendelssohns ist hier rein ästhetische Begründung eines Geschmacksurteils, nicht normierende

[1] Sc. daß sie den Leser zu dem Punkt fortreißt, von dem St. Preux seine Leidenschaft betrachtet.

Einschränkung der dichterischen Freiheit; und wenn er etwa zu dieser Begründung den »abenteuerlichen« Aufenthalt des St. Preux im winterlichen Gebirge, die »frostige Unnatur« seiner Briefe heranzieht, wenn er (im 170. Literaturbrief) tadelt, daß Julie sich nicht als eine Sterbende zeige: so ist sein Tadel nicht gegen den dichterischen Vorwurf als solchen gerichtet, sondern gegen die Inkongruenz von Rousseaus Gestaltungswillen und dem im Roman Gestalteten. Es muß hervorgehoben werden, daß seine Kritik, wenn man sie einer von Hamann nicht beeinflußten Beurteilung unterzieht, nirgends auf rationalistischen Dünkel, nirgends auf den unbekümmert normierenden, selbstherrlich bestimmenden, die Freiheit des Dichters vergewaltigenden Ton gestimmt ist; wohl ist seine Kritik in dem Sinne »befangen«, daß sie die notwendige Äußerung seiner realistischen Kunstanschauung ist: aber ist Hamanns Entgegnung nicht ebenso, ja stärker in der seinigen »befangen«? Ja, verteidigt Moses die Rechte des Dichters nicht eher, als daß er sie einzuschränken sucht? Rousseau ist ihm zu sehr Philosoph, zu wenig Dichter: liegt in dieser seiner Feststellung — ob sie nun zutreffend ist oder nicht, — nicht die höchste Forderung an die Gestaltungskraft des Dichters, und also eine hohe Wertung der schöpferischen Kräfte im Dichter?

Sicher lassen sich gegen diese Mendelssohnsche Kritik einige wesentliche Einwände erheben, wenn auch gerade nicht der Einwand eines tadelsüchtigen, weil auf die fruchtbare Grundstimmung des Romans nicht eingehenden, nörgelnden Kritisierens; sicherlich sind auch die Einwände, die Hamann in seiner Entgegnungsschrift »Abälardi Virbii Beylage zum zehnten Teile der Briefe die neueste Literatur betreffend«[1] erhebt, subjektiv richtig, und wie Unger dargetan hat, im Rahmen seiner ästhetischen Anschauungen von hervorragender Bedeutung. Es muß jedoch betont werden, daß Hamann hier so wenig wie bei der Mosesschen Rezension der Denkwürdigkeiten Mendelssohn Standpunkt völlig verstanden und

[1] So der ursprüngliche Titel mit dem Zusatz: »Gedruckt am 24. des Herbstmonats 1761« und mit dem Motto »Citoyen, tâtons votre pouls«: R. Unger, II, S. 703, Anm. 66. In den »Kreuzzügen« (Roth, II, S. 185) als »Abalardi Virbii Chimärische Einfälle« usw. Ich zitiere die Stellen hier nach den Literaturbriefen (Originalausg.).

esoterisch kritisiert hat[1]. Gewiß ist Hamanns Metrakritik eine wichtige Kundgebung seines ästhetischen und psychologisch-ethischen Irrationalismus; indessen im Zusammenhang mit der Mendelssohnschen Kritik betrachtet, eine rein äußerliche Entgegenstellung seiner abweichenden Anschauungen; das theoretische Raisonnement, das er hier verwandte, vertieft weder, noch widerlegt es die Mendelssohnschen Anschauungen, sondern setzt ihnen ganz heterogene entgegen. Es kann hier nicht unsere Aufgabe sein, die Berechtigung Hamanns zu den seinigen zu erweisen oder zu widerlegen; es kommt hier einzig darauf an, aufzuzeigen, daß beide Anschauungen eben heterogen sind, und daß Hamann an Mendelssohn vorbeiredete, wobei die »Schuld« eher an Hamann als an Mendelssohn lag; denn wie Hamanns Urteile, nach R. Ungers Wort[2] »wesentlich durch den Gegensatz zu den Urteilen des Berliner Kunstrichters bestimmt« sind, so ist der Sinn seines Schriftchens im wesentlichen die Negation der Mendelssohnschen Standpunkte — eine Negation allerdings auf höchst positiver Grundlage. So stark war die Tendenz zu solcher Negation, daß Hamann Moses' Standpunkte — sicher unabsichtlich — verzerrte und mißdeutete. So wenn Hamann ihm seinen Subjektivismus vorwarf[3], der sicherlich weniger stark war als der Hamannsche, und dessen Ergebnisse bei Moses, wie wir gesehen haben, durch ästhetische Begründung befestigt waren; wenn er gegen Moses seine von Diderot (!)[4] überkommenen Hinweis auf den

[1] R. Unger, S. 348, betont, daß Hamann sich in seiner Antikritik einer bei ihm sonst ungewöhnlichen Form bedient habe, und daß er den Gegner »mit dessen eigenen Waffen«, »mit theoretischem Raisonnement« angegriffen habe. Diese Feststellung ist natürlich kein Widerspruch gegen meine Behauptung, daß er den Sinn dieses theoretischen Raisonnements falsch erfaßt hat. Übrigens ist es wohl nicht nötig zu betonen, daß mit dieser Behauptung Hamann nicht der Vorwurf einer Verfälschung der M.schen Kritik gemacht werden soll, und daß die von Hamann in seiner Antikritik vorgetragenen ästhetischen Anschauungen als solche dadurch in keiner Weise berührt werden.

[2] R. Unger, S. 347.

[3] »Ihrer eigenen Sicherheit wegen vermeiden Sie also lieber jeden gar zu allgemeinen Schluß von Ihren Empfindungen auf den Werth eines Buches . . .« Literaturbrief S. 196/97.

[4] Über den Einfluß von Diderots dramaturgischen Theorien auf den Abälardus Virbius vgl. R. Unger S. 348 u. 350 (letzte Zeile). Diderots ästhetische Theorien hatte schon der junge Nicolai als »seichtes Geschwätz« abgelehnt.

Unterschied zwischen dem Romanhaften und Dramatischen geltend machen zu müssen glaubte, wobei dem Romanhaften das Wunderbare und Unwahrscheinliche als charakteristische Eigentümlichkeit zukäme, was gegenüber der Mendelssohnschen Auffassung sogar eine Einschränkung bedeutet, da Mendelssohn, wie wir gesehen haben, dem Dichter das Recht zur Darstellung des Wunderbaren und Real-Unwahrscheinlichen nicht bestritten, sondern nur Rousseaus dichterische Unzulänglichkeit im vorliegenden Fall bemängelt hatte. Wenn Hamann also weiterhin Mendelssohn den Begriff der ästhetischen Wahrscheinlichkeit überhaupt vorwirft und denselben als einen Ausfluß des »aufgeklärtesten Jahrhunderts« darstellt, dem »ein demütiger Beobachter der Natur und Gesellschaft mit tiefsinniger Bündigkeit und Unerschrockenheit« seinen Wahlspruch: »Incredibile, sed verum!«[1] entgegenstellen muß, so ist diese Verkündigung seines Irrationalismus jedenfalls nur psychologisch durch die Mendelssohnsche Kritik hervorgerufen, als Entgegnung trifft sie diese jedoch keineswegs. Hamanns Polemik gegen einzelne ästhetische Standpunkte Mendelssohns verfehlt ebenso ihr Ziel: so wenn Hamann einen Widerspruch konstruieren möchte zwischen Moses' allgemeiner Schätzung der Spekulation und dessen Tadel, daß Rousseaus Kenntnis des menschlichen Herzens nur »spekulativisch« sei[2] —: Moses hatte ja ausdrücklich und psychologisch aus guten Gründen den Dichter und den Philosophen für die Beurteilung getrennt. Und ebenso wenig trifft Mendelssohn der Hamannsche Einwand: »Und warum sollte man sich schämen durch Ausrufungen und Hyperbolen ein Glück zu erhalten, das sich durch Erklärungen und Schlüsse weder ergrübeln, noch genießen läßt?«[3] Mendelssohn hatte ja gerade bedauert, daß ihm die Rousseauschen »Ausrufungen und Hyperbolen« jenes Glück nicht verschafften! So konnten Moses-Nicolai mit gutem Gewissen

[1] Alles: Literaturbrief, S. 199.

[2] So möchte ich, abweichend von R. Unger, diesen Hamannschen Einwurf fassen. Unger meint (S. 351), Hamann habe den »Widerspruch, daß Moses den Verfasser zu sehr, seinen Helden aber zu wenig spekulativisch findet«, treffen wollen; vgl. aber S. 201 bei Hamann: »Man sollte also fast meinen, daß Ihrem eigenen Urteil zum Trotz, der spekulativische Charakter eines Weltweisen Sie gegen den Roman der neuen Heloise gefälliger gemacht haben würde.«

[3] Literaturbrief S. 203.

den »Abälardus Virbius« den Lesern der Mendelssohnschen Kritik vorstellen; so konnte dem Kritiker eine Beantwortung der Hamannschen Antikritik sehr leicht fallen: er brauchte nur nachzuweisen, daß Hamanns Einwürfe seine Kritik nicht trafen, denn auf die völlig gegenpolige Welt- und Kunstanschauung, wie sie im Abälardus Virbius zutage trat, ging er nicht ein, wahrscheinlich, weil er sie, wie auch Unger meint[1], nicht als solche erfaßt hat. Zunächst paralysiert er Hamanns ironischen Hinweis auf seine Verehrung des Philosophen Rousseau mit dem Bemerken, daß, wie der alte Abälard, so auch Rousseau »Gallorum Sokrates« sei, eben ein französischer Philosoph[2]. Sodann geht er auf die einzelnen ästhetischen Einwürfe Hamanns ein. Hamanns Frage: »Sollte es nicht wenigstens einen charakteristischen Unterschied zwischen dem Romanhaften und Dramatischen geben« pariert er mit einem leichten: »Warum nicht?«[3] Es kann ihm nicht zweifelhaft sein, daß ein Unterschied besteht, so wenig Wert er auch darauf zu legen braucht: denn er hat ja das Recht des Dichters, Unwahrscheinliches und Wunderbares zu gestalten, in seiner Kritik nicht angetastet. Wenn aber Hamann meint, Rousseau habe vielleicht »die wahre Natur des Romanhaften tiefer eingesehen« als sein Beurteiler, so entgegnet Mendelssohn, daß die »wahre Natur des Romanhaften ein Galimathias« sei und setzt hinzu: »Besser, die romanhafte Natur des Wahren . . .«; der geglaubten ästhetischen Gefühlsdogmatik setzt er seinen skeptischen Wahrheitsbegriff entgegen, jedenfalls bestreitet er die dogmatische Festlegung einer gattungsmäßigen Theorie und will vom Dichter einzig die beispielsweise romanhafte, jedenfalls dichterische Erfassung der Wirklichkeit. Ist Rousseau »Esprit créateur« genug, »diese romanhafte Natur aus dem Nichts hervorzurufen«, und wenn (an Hamann gewandt) »Sie sich getrauen, das erschaffene Chaos auf Ihre Schultern zu nehmen, so will ich anbeten und schweigen[4]«. Noch deutlicher kennzeichnen seine Stellungnahme, die nur Rous-

[1] Unger, S. 359.

[2] Auf Mendelssohns Antipathie gegen das französische Geistesleben, insbesondere die Philosophie hat Ludwig Goldstein hingewiesen. Vgl. auch, um nur ein Beispiel aus dieser Zeit hervorzuheben, s. Brief an Abbt vom 22. II. 62 = Abbts Werke 3, insbes. S. 50/51.

[3] Literaturbrief S. 213.

[4] Literaturbriefe S. 214.

seaus unzulänglicher dichterischer Gestaltungskraft gegolten hatte, die folgenden Sätze: »Wenn der ästhetische Zauberer mir seine Wunder zeigen will, so muß sein erstes Wunder sein, meinen Glauben zu fangen, und ihm die Augen auszustechen um nach Belieben seinen Spott mit ihm treiben zu können. Als Kunstrichter habe ich ein Recht den starken Geist zu spielen. Er muß entweder meine Empfindungen bezaubern, oder ich bin ungläubig[1].« Daß er die Unwahrscheinlichkeit nicht an sich bemängelt, sondern nur die mangelnde Gestaltungskraft, die das Unwahrscheinliche dichterisch fruchtbar macht, zeigt am klarsten sein Satz: »Wer unglaubliche Dinge vorbringt (sagt der irrgläubige Prophet Mahomet), muß Wunder tun, um sie zu bestätigen[2].« Ein solches Wunder, eine Überwältigung seiner Ungläubigkeit, verlangt er vom Dichter: ist das der rationalistische Dünkel? Und konnte Moses, wenn er die völlig gegenpolige Weltanschauung, wie sie aus dem Abälardus Virbius sprach, nicht als solche erfaßte, überhaupt etwas Klareres und tiefer Begründetes sagen?

Mit Recht hielt daher Nicolai, der die Einleitung zum 192. Literaturbrief besorgte, in dem Abälardus Virbius und Fulberti Culmii Antwort erschienen, die Replik Hamanns durch Mendelssohns Duplik hinsichtlich der ästhetischen Kritik der Neuen Héloise, wie überhaupt der Literaturbriefe für widerlegt; daß er jedoch Replik und Duplik für ein sich ergänzendes Ganze hielt, ist nur zu verstehen, wenn man bedenkt, daß Nicolai ebensowenig wie Moses die unter der launigen Form des Abälardus Virbius sich verbergende entgegengesetzte Weltanschauung erfaßt hat. Dann allerdings mußte ihnen Hamann als ein geistreicher Schriftsteller erscheinen, der aus Widerspruchsgeist die Literaturbriefe zu bemängeln suchte, ohne ihre Auffassungen widerlegen zu können oder zu wollen. Dieser Eindruck, daß Hamann in seiner Replik nur eine Ergänzung der Mendelssohnschen Kritik habe geben wollen, mußte in Nicolai und Moses noch erheblich durch Hamanns Brief[3] bestärkt werden, in

[1] Ebd. Vgl. Lessings entsprechende Stellungnahme im elften Stück der Hamburg. Dramaturgie.

[2] Literaturbriefe S. 214.

[3] Hamann an Mendelssohn 11. II. 62 = Roth 3, 123ff. (auch Th. Abbts Verm. Werke [1771] 3, 74).

dem dieser für die übersandten »zwei ersten Bogen des 12. Teiles« dankte und Moses versicherte: »Sie haben Recht, mein lieber Moses, daß Sie mich für Ihren Freund ansehen und der Ahndung des Herzens mehr als dem Blendwerk des Witzes trauen, aber die Menschlichkeit meiner Seele macht mir meine Grillen so lieb, daß ich oft der Versuchung unterliege, diesen Grillen meine nächsten Bluts- und Mutsfreunde im Apoll aufzuopfern[1].« Auf Moses' Aufforderung zu einer Palinodie[2] erwidert er[3], daß er das Stillschweigen für ratsam halte, wenn »das Lächeln des Publici über die wechselsweisen Torheiten des Fulbert und Abälard nicht in einen Scandal ausarten« soll[4]. Auf das »Kleeblatt hellenistischer Briefe« und die »Rhapsodie in kabbalistischer Prosa« hindeutend[5], gibt er sich den Anschein, als ob er ganz wider Willen »abermal Schimmel« geliefert habe, was natürlich ironisch gemeint war, jedoch von Mendellssohn vielleicht ernsthaft aufgefaßt wurde; zum mindesten hat Mendelssohn, wenn er auch Hamanns Versicherung, er meide das Licht aus Feigheit und Furcht vor sich selbst, den Lesern und den Kunstrichtern, nicht wörtlich ausgelegt haben wird, doch mehr die absichtliche Eigenwilligkeit, als die notwendige Äußerung eines vollkommenen in sich zentrierten Organismus herausgehört. Die Lehre, die er, wie Nicolai hervorhebt[6], Hamann durch die absichtliche — wenn auch nicht vollendet geglückte — Nachahmung seiner Schreibart hatte erteilen wollen, und die direkten Ermahnungen Fulberti Culmii an Hamann, sein »Gebet« nicht »in kurzen geheimnisvollen Seufzern« auszustoßen, sondern seine Brust »lieber zu einem längeren Othem« zu »gewöhnen«[7], würdigere Gegenstände

[1] Roth 3, 124.

[2] In Mendelssohns verlorengegangenem Briefe, mit dem er den 12. Teil d. Litbr. übersendet hat.

[3] Roth 3, 125.

[4] In ähnlichem Sinne, Hamann bestätigend: Moses an Abbt 22. II. 62 = Abbts Werke 3 S. 49,50.

[5] Roth 3, 126. Die beiden Schriften kamen Mendelssohn wohl erst in den »Kreuzzügen eines Philologen« zu Gesicht.

[6] Litbr. Nr. 192 (Einl.), S. 192/3. Vgl. auch Moses in seiner Duplik (Litbr. S. 219): »Da Sie wie aus den Wolken (satirische Anspielung auf Hamanns »Wolken«) zu mir herab geredet, so müßte ich mir aus meinem Staube eine ähnliche Wolke aufblasen, um Ihnen zu antworten.«

[7] Litbr. Nr. 192, S. 219

der Natur nachzuahmen, als den »Schimmel«, aus seiner »Maschine« hervorzutreten und sich »in menschlicher Bildung« zu zeigen[1] — alle diese Ermahnungen sah Moses also eigensinnig in den Wind geschlagen. Ja noch mehr: Hamann teilt ihm mit, daß er, durch ein anonymes »Billet-doux«, das er den Literaturbriefstellern zuschreiben zu müssen glaubte[2], gereizt, »in einer müßigen Stunde die Aspekten des deutschen Horizontes mit den Grundsätzen Ihrer Kritik« verglichen habe, erklärt die »Strenge gegen Andere«, wie sie die Kritiker der Literaturbriefe zum Schaden der deutschen Literatur anwendeten, — die, ein schwaches Reis, mehr der Gießkanne bedürfe, als der Jäthacke —, als Ergebnis ihrer Nachsicht gegen sich selbst und will ein »blaues Auge« wagen, »um einen homerischen Schlummer nicht einwurzeln zu lassen, der Ihnen selbst . . ., der Ehre des deutschen Namens und der Unsterblichkeit der neuesten Literatur nachteilig sein könnte«[3]. Auch hier hörte Mendelssohn nicht wirklichen Unwillen gegen seine Stellung als Kritiker, sondern Eigenwillen heraus[4]; daß er diese Invektive überhaupt bemerkt hat, kann nach den ersten Sätzen seines Antwortbriefes an Hamann[5] nicht zweifelhaft sein. »Moi, votre ami? Rayez cela de vos papiers,« ruft er Hamann mit den Worten des Molièreschen Misanthropen entgegen. Aber »die angeborene Gramschaft« hält er wohl für eine Koketterie, für eine geistreiche Betonung der schriftstellerischen Eigenart Hamanns; nun habe er sie kennen gelernt, habe er Hamann »das Feldgeschrei abgelockt«, jetzt müsse Hamann sich gefangen geben und Dienste nehmen. Hamann antwortet auf diesen

[1] Litbr. Nr. 192, S. 219.

[2] Roth 3, 127. Vgl. Abbt an Moses 28. IV. 62 = Abbts Verm. Werke (1771) 3, 92: »Ich möchte wohl wissen, wer das Billet doux an ihn geschrieben. Er scheint darüber aufgebracht zu sein.« Hamanns Vermutung war falsch, zeigt aber sein Mißtrauen gegen die Berliner.

[3] Vgl. für die Aufnahme, die Fulberti Culmii Antwort bei Hamann fand, seinen Brief an Lindner v. 11. II. 62 (also dem gleichen Tage seines Briefes an Mendelssohn!). »Fulbert hätte seine Sachen besser machen können«; er fängt an zu zergliedern, kommt aber nicht weit, und »nachdem man meine Fragen vorbeigegangen, d. i. beantwortet hat, so kommt die Reihe an Fulbert. . zu fragen« usw. (Roth 3, S. 121.) Im ganzen sei er »gut genug durchgekommen«.

[4] Vgl. Moses' Brief an Abbt v. 22. II. 62 = Abbts Werke 3, 48 ff.

[5] Roth 3, 129 und Abbts Werke 3, 80. (2. III. 62.)

Werbebrief Mendelssohns[1] mit dem einzigen Satz: »Kein Freigeborener nimmt Dienste in einer Rotte von Unbekannten, die das Tageslicht scheuen . . .« Im übrigen wiederholt er seine Vorwürfe gegen das kritische Verfahren der Literaturbriefsteller mit größerem Trotz und weist die Angriffe Fulberti Culmii gegen seine schriftstellerischen Eigenarten heftig zurück; wer ihn beurteilen wolle, müsse ihn g a n z hören: er habe aber »diese Woche« einen »Strich unter seine Juvenilia gezogen« und »sehne sich von der Bühne nach seiner Zelle«. Mendelssohns »Moi, votre ami?« hat er eingangs mit dem prophetischen: »Wenn das Weizenkorn unserer Freundschaft nicht in die Erde fällt und erstirbt, so bleibt es allein; wo es aber erstirbt, so bringt es viel Früchte« beantwortet, und damit den von Mendelssohn halb ironisch gemeinten Trennungsstrich scharf nachgezogen. Wie ganz anders aber ist sein Brief an Nicolai[2] gehalten, dem er kurze Zeit darauf gewissermaßen offiziell antwortet. Es kann kein Zweifel sein, daß er die Bekanntschaft des Verlegers gesucht hat; zwar motiviert er diese Anküpfung mit äußerst feinem Witz; aber wie seine Anrede: »Sie sind doch der Verleger der Briefe, die neueste Literatur betreffend, und zugleich ein Mann, der die kleinen Angelegenheiten des Autorstandes näher kennt, als durch den bloßen Verlag fremder Werke,« die doppelte Deutung auf die Autorschaft des Verlegers Nicolai und die Bemühungen des Verlegers um fremde Autorschaft zuläßt, so ist auch der Hamannsche Witz nur die Verhüllung seines Annäherungsversuches, nirgends eine Ironisierung Nicolais, wie auch die Höflichkeitsfloskeln hier einen durchaus individuellen Ton verraten und wahrhaft und ernst gemeint sind. Freilich lehnt er ab, »Dienste zu nehmen«; aber wenn auch seine Entschuldigung mit den »gegenwärtigen Umständen« nur ein Vorwand des im Tiefsten alles Rezensionswesen Hassenden ist, so schien diese Entschuldigung doch wenigstens aufrichtig, um so mehr, als Hamann mit dem Gegenvorschlag hervortrat, wenn schon nicht »handelnde Person«, so doch wenigstens »Ohrenbläser«

[1] Weshalb O. Hoffmann (Vierteljahrschrift f. Litgesch. I, 117) einen »a n o n y m e n Werbebrief« annimmt, ist mir nicht erklärlich. Sollte er jenes »Billet doux« so aufgefaßt haben? Oder hat er sich durch die Anfangsworte des Hamannschen Antwortbriefes an Nicolai (s. folgende Anmerkung) täuschen lassen?

[2] 21. III. 62. Roth 3, 140. (In Abbts Werken: 27. III. 62, Abbt III, 87.)

der »Acteurs« an den Literaturbriefen zu sein, und gelehrte Nachrichten aus Preußen nach seinem Belieben zu senden; eine glatte Absage mit dem offenen Bekenntnis, allem Rezensionswesen abgeneigt zu sein, wie sie Georg Chr. Lichtenberg später der A D Bibliothek gab, haben die Literaturbriefe von Hamann weder in diesem, noch in dem zweiten, auf Nicolais wiederholtes Werben[1] erfolgenden Brief Hamanns an Nicolai[2] erhalten; zwar scheint Hamann in den Eingangssätzen einen prinzipiellen Gegensatz aufzustellen[3], aber er verstärkt doch in diesem Brief die vorgebrachte Entschuldigung am Schlusse, in dem er als die Umstände, die ihm eine Mitarbeit an den Literaturbriefen fast unmöglich machen, seine »Gemütslage« bezeichnet; »schon viele Wochen« habe er »in einer halben Vernichtung seiner selbst« gelebt, die ihn über jede Kleinigkeit »so unruhig und verlegen« werden ließe, als wenn vor ihm »ein rotes Meer« wäre. Seine Mitarbeit an den Literaturbriefen war dementsprechend ebenfalls eine Halbheit; nur ein einziges Mal hat er, »ein wenig ruhiger« lebend, »die Erstlinge seines Vaterlandes« an Nicolai übersandt[4]; »sollte alles Maculatur in den Augen der Kunstrichter sein,« schreibt er, »so ist wenigstens meiner Pflicht und meinem Willen (!) ein Genüge geschehen«. Im übrigen ist dieser Brief, von einer nicht sehr tief gehenden, und zudem schief gefaßten Bemerkung über Kritik[5], einer Fortsetzung der schon früher gemachten Anmerkungen abgesehen, durch nichts von den übrigen Korrespondenzbriefen der späteren Mitarbeiter der Allgemeinen Deutschen Bibliothek, oder demjenigen Abbts an

[1] In einem verloren gegangenen Brief Nicolais vom 1. VII. 62, wie aus dem Anfange von Hamanns Antwortbriefe hervorgeht.

[2] Ham. an Nic. 3. VIII. 62 = Roth 3, 172.

[3] Roth 3, 172: »Ihre Vergleichung mit einer Demokratie hat mir viel Licht über die Beschaffenheit des Werks (fehlt: gegeben), aber desto schwerer wird es mir, den Plan und die Absichten zu verstehen.«

[4] Brief Hamanns v. 21. XII. 62 = O. Hoffmann, Vierteljahrschrift f. Litgesch. I, 120.

[5] Gelegentlich der Abbtschen (= B signiert) Kritik der »Schulhandlungen« von J. Lindner (zu Riga 1762, Königsberg) in den Literaturbriefen 131 und 32. Hamann tadelt hier das gewissermaßen induktive, von den »bloßen Symptomen des verdorbenen Geschmacks« ausgehende kritische Verfahren, das den Kunstrichterscharfsinn zwar in helleres Licht setzt, ohne daß es jedoch den Kern der Sache näher führte, oder — wenigstens das kritische Urteil des Kunstrichters zu schulen vermöchte.

Moses M., unterschieden. Dieser Brief ist von Nicolai, nach Hoffmanns sicher zutreffender Vermutung, nicht beantwortet worden[1].

Nicolais Schweigen ist der Ausdruck einer Stimmungsänderung der Berliner gegen Hamann, die mit der Ablehnung der Mitarbeit, besonders durch den Brief Hamanns an Mendelssohn (s. S. 121) beginnt, und durch die »Kreuzzüge« wesentlich verstärkt wird. Der Verfasser der Denkwürdigkeiten war als neue, originale Erscheinung willkommen geheißen: Abälardus Virbius prangte als »heiteres Intermezzo« in den Literaturbriefen und gab, wie Abbt an Mendelssohn schreibt[2], »den Briefen der Litteratur wieder neue Munterkeit, welches besonders beim Anfang eines Teils (sc. des zwölften) gut ist, um zu zeigen, daß wir noch nicht erschöpft sind«[3]. Als Anreger, durch seinen Widerspruchsgeist und seinen Witz die schon stockenden Literaturbriefe belebender Briefsteller sollte Hamann willkommen sein; nicht als eigentlicher Mitarbeiter, wie es Abbt äußerst naiv gegen Mendelssohn ausdrückt: »Ihr Einfall, daß er Dienste nehmen soll, ist vortrefflich. Und kann noch besser werden, wenn wir folgendes beobachten. In einem Briefe von H** liegen Ideen zu wenigstens zehn Briefen. Wenn er also nun alle Vierteljahre einen schickt, so können wir ihn zerlegen, und mit gehöriger Ökonomie zehnmal traktieren[4].« Aber schon im selben Briefe erwägt Abbt, ob die von Moses Mendelssohn zutreffender und genauer als in der Rezension der »Sokrat. Denkwürdigkeiten« (113. Litbr.) jetzt in Fulberti Culmii Antwort charakterisierte Schreibart[5] Hamanns nicht Ergebnis einer eigenartigen, um nicht zu sagen anomalen geistigen Struktur sei: »Wenn ich gewiß wäre, daß sich die Verbindung der Ideen durch die Anatomie entdecken ließe; so möchte ich H** Gehirn noch lieber sehen, als Maupertuis (das) eines Lappländers.[6] Und in einem echt Hamannischen Ver-

[1] Die von Hoffmann angeführten Briefstellen (Roth 3, 185 u. 87) beziehen sich auf dieselbe Sendung, etwa September 1762; sie enthielt u. a. den 15. Teil der Litbr., worin sich die Rezension der »Kreuzzüge« befand; es ist wohl anzunehmen, daß die begleitenden Bücher ein Geschenk an den Verf. d. Abälard. Virbius darstellen sollten.
[2] Abbt, Werke 3, 46, 9. II. 62.
[3] Vgl. Moses an Abbt: 22. II. 62. Abbts Werke 3, 48 u. 49.
[4] Abbt an Moses: 28. IV. 62.
[5] Litbr. 192, S. 218 ff.
[6] Abbts Werke 3, 95.

gleich[1] fährt er fort, er hätte »Lust es (sc. Hamanns Gehirn) mit dem Archipelagus zu vergleichen, wo alles Nachbar ist, aber nur durch Schiffe zusammen kommen kann«. Der Schritt von diesem Vergleich bis zur Wertung Hamanns auf Grund dieses Vergleiches ist leider nicht genau festzustellen, da Mendelssohns Brief an Abbt, in dem er über den Eindruck berichtet, den die inzwischen erschienenen »Kreuzzüge des Philologen« auf ihn gemacht haben, verloren gegangen ist[2]. Nach dem jetzt vorliegenden Material ist es Abbt, der zuerst auf Grund der erkannten eigenartigen Organisation des Hamannschen Geistes ein Werturteil abgibt, zunächst freilich mehr allgemein und rückblickend, als, wie Moses tat, vorwärtsschauend. Die Kreuzzüge seien »eine offenbare Nachahmung vom Young. Stil, Gedanken, Übergang auf andere Materien«. Hamann habe sich jedoch geschämt, nur nachzuahmen, und sei »durch seine feurige Einbildungskraft unterstützt, auf seinen seltsamen Stil geraten, davon unstreitig seine Rhapsodie das non plus ultra ist«. Bezeichnend fährt er fort: »Ein Glück ist, daß er keine Nachahmer finden kann, sonst möchte Gott uns gnädig sein. Manchmal habe ich dabei gedacht: wenn Jacob Böhme[3] studiert hätte[4]!«

[1] Vgl. Vorrede »An die Zween« in den »Sokrat. Denkwürdigkeiten« Roth II, 12: »Ein Zusammenfluß von Ideen und Empfindungen . . . machte desselben Sätze vielleicht zu einer Menge kleiner Inseln, zu deren Gemeinschaft Brücken und Fähren der Methode fehlten.«

[2] Abbt (in dem Brief an Moses vom 21. VII. 1762: Abbts Werke 3, 114) schreibt: »Die Kreuzzüge eines Philologen habe ich gelesen. Hierüber meine Mutmaßung!« usw. Im vorhergehenden Brief Mendelssohns vom 4. VII. 62 (a. a. O. S. 102ff.) sind die Kreuzzüge nicht erwähnt, unzweifelhaft hat aber, nach der Art der Bezugnahme Abbts auf die Kreuzzüge, Moses diese vorher ihm gegenüber erwähnt und wahrscheinlich in einem früheren Briefe, da in der kurzen Zeit vom Eintreffen dieses Briefes bis zum 21. desselben Monats Abbt die Kreuzzüge sich kaum verschafft und gelesen haben konnte. Zum vorangegangenen Brief Abbts vom 23. VI. 62 bemerkte Fr. Nicolai als Herausgeber der Werke (Anm. zu S. 98 ebenda): »Der Brief Abbts (vielmehr Mendelssohns), worauf sich Hr. Abbt bezieht, ist . . . verloren gegangen.« Vermutlich hat Moses in diesem verloren gegangenen Brief Abbt auf die »Kreuzzüge« hingewiesen, und mit einem vorläufigen Urteil, eine Rezension derselben in den Literaturbriefen in Aussicht gestellt, wie aus Abbts Antwort hervorgeht.

[3] Jacob Böhme auch von Nicolai oft als Gipfel der Dunkelheit und Verstiegenheit zitiert; s. unten die Rezension der Herderschen »Ältesten Urkunde«.

[4] Alles in Abbts Brief an Moses: 21. VII. 62 = Abbts Werke 3, 114.

Mendelssohns Rezension der »Kreuzzüge« erschien im 254. Literaturbrief. Sie beginnt mit einer Auseinandersetzung über die »Tugenden eines Prosaskribenten«, als deren vornehmste er »Leichtigkeit und nachdrückliche Kürze« erkennt; die Gefahr sei — ein Seitenblick auf Thomas Abbts Stil — die Übertreibung der nachdrücklichen Kürze zur spruch- und beziehungsreichen Dunkelheit; nach der andern Seite bestehe die Gefahr der Weitschweifigkeit. »Das Mittel« zwischen beiden sei das Ergebnis eines disziplinierten Geschmacks. Das Genie könne nach seiner ganzen Wesensart dieses Mittel nicht finden; es kenne nur seine eigenen Kräfte und nehme diese und nur diese zum Maßstab. »Daher scheinen die großen Genies bald für Engel, bald für Kinder zu schreiben.« Der geläuterte Geschmack führe auch das Genie an dieser Klippe vorbei, die ohne seine Hilfe dem Schriftsteller um so gefährlicher wird, »je mehr Genie er hat, so wie uns ein edles Roß weiter vom Wege abführen kann, als ein gemeines Zugpferd«. Sei aber vollends die Triebkraft des Genies nicht eine natürliche, sondern nur »die Begierde, sich einen eigenen Weg zu bahnen, um ein Original zu sein«, so sei sie die schlimmste Verführerin. Sodann exempfliziert Moses auf Hamann.

Man hat es so dargestellt[1], als ob Moses hier den Geniegedanken zu bekämpfen gesucht habe; das scheint jedoch nicht zutreffend zu sein, vor allem nicht in der Weise — und hierauf kommt es an dieser Stelle an — wie Hamann sie in seiner Metakritik dargestellt hat. Moses trifft vielmehr hier nur die Distinktion zwischen dem Genie als natürlicher ursprünglicher Anlage, und dem gebildeten, disziplinierten Geschmack, ohne jedoch einen logischen Gegensatz der beiden zu formieren, sondern er nimmt nur psychologisch verschiedene Stufen an[2]; es wurde schon oben darauf hingewiesen, daß Moses-Nicolai den Geniegedanken lediglich zu einer psychologischen Erkenntnis umgebogen haben, während er bei Hamann-Herder und dem Sturm und Drang durch die vitale, kosmologische und religiöse Ausdeutung, nicht als analytisches, sondern als syn-

[1] Auch R. Unger, S. 296/7 vertritt diese Anschauung.

[2] Ich vermag der Auffassung R. Ungers (S. 300), daß das »πρῶτον ψεῦδος« der Mosesschen Ausführungen »die Schiefheit des Gegensatzes von Geschmack und Genie« sei, nicht beizupflichten.

thetisches Element fruchtbar wurde. Eine solche psychologische Analyse liegt nun hier vor. Hamann wird nicht zum Objekt oder gar zum Beispiel theoretischer Erwägungen gebraucht, sondern diese werden angestellt, um die Erkenntnis seiner Eigenart psychologisch zu fundieren; nur die Mosessche Art der Darstellung, — die er mit Nicolai teilt —, einen Standpunkt zu explizieren, anstatt auf die Gewinnung eines solchen hinzuarbeiten, macht scheinbar Hamann zum Objekt vorgefaßter Betrachtung; in Wahrheit soll die Gefahr, die Hamann sich selbst und der deutschen Literatur bedeutet, durch Gegenüberstellung seines besseren Selbst mit dem in den Kreuzzügen vorliegenden Ausdruck seiner schriftstellerischen Persönlichkeit verdeutlicht werden, und zum Zwecke dieser Verdeutlichung stellt Moses jene allgemeine Distinction voran. Auch hier muß man also, wenn Hamann in seiner Metakritik Moses wiederum rationalistische Überhebung vorwirft, erkennen, daß Hamann die Mosessche Kritik unzutreffend, obwohl auch hier subjektiv richtig und höchst bedeutungsvoll, interpretiert hat.

Die eigentliche Rezension Mendelssohns muß freilich als unbedeutend erkannt werden, jedoch frei von Überhebung und Engsichtigkeit. Moses tadelt hier weniger Hamanns eigentümliche schriftstellerische Formen, als daß er sie bedauert. Im übrigen erkennt er an, daß »der Verf. bei allen seinen Fehlern Genie verrate«, und daß ihm nichts als Erziehung seines Geschmacks fehle. Hamann könne sich erziehen; so lange er das aber verschmähe, behalte sein Antipode (der Rezensent der »Hamburger Nachrichten«, der »deutlich wie ein Kräuterweib wäsche«) der sich nicht bessern könne, »die schönste Gelegenheit zu triumphieren«. Mit Hamann gemeinsam also möchte er die dumme, anmaßende Beschränktheit bekämpfen: die »Wolken« haben ihn nicht darüber belehrt, daß Hamann nicht auf das Maß des Geistes, sondern auf den Geist selbst sieht, und intellektuell Hoch- und Tiefstehende in gleicher Weise bekämpft, sofern sie Vertreter der gegensätzlichen Weltanschauung sind. Hamann äußert über den Ton der Mendelssohnschen Kritik zwar zunächst seine Zufriedenheit; »sie ist mit vielem Nachdruck und Fleiß und Kunst aufgesetzt, daß ich vollkommen mit dem Rezensenten zufrieden sein kann«, schreibt er an Lindner[1]. Aber un-

[1] 5. III. 63 = Roth 3, 187.

mittelbar darauf ist schon der Plan zu einer Metakritik gereift; jedoch will er derselben den Boden ebnen und beantwortet die Mendelssohnsche Kritik zunächst an Nicolai, als den spiritus rector der Literaturbriefe, offensichtlich in der Absicht, den Verkehr mit dem einflußreichen Verleger nicht einschlafen zu lassen, wie er den Ton des Briefes auch etwas gewaltsam recht vertraulich stimmt. »Erst muß man ins Ohr reden, und hernach das Dach zur Kanzel machen«, rechtfertigt er dieses Verfahren Lindner gegenüber[1]. Der Brief an Nicolai[2] hebt demgemäß schon einiges aus seiner in der Metakritik geäußerten Stellungnahme hervor. »Die Wahrheit ist die Wagschale der Freundschaft, und das Schwert bahnt den Weg zur Freiheit des Friedens;« schreibt er; er belastet die Wagschale in diesem Briefe jedoch noch nicht sehr stark. Er sei auf eine Unterdrückung oder Ausschließung seiner Grillenfängereien auf einem aristokratischen Grund und Boden schon gefaßt gewesen; um so angenehmer sei er enttäuscht, daß er »mit so viel Glimpf« beurteilt worden — so beginnt er diplomatisch; ja er verstärkt das Verhältnis zu den Literaturbriefstellern noch erheblich: indem er von ihrer Beurteilung des Philologen sagt, »daß die Verfasser der Briefe den Vater der Geister nachahmen, der einen jeglichen Sohn stäupt, den er aufnimmt«. Jedoch deutet er schon auf die Absicht seiner »Palinodie« hin, und mit festem Mut setzt er Moses' Unterscheidung der echt genialen Triebkraft und der blinden, eiteln Originalitätssucht das Bekenntnis entgegen: »Wenn mich die Eitelkeit ein Muster zu werden anfechten sollte: so würde ich der erste sein, darüber zu lachen. Von der Schuldigkeit, ein Original zu sein, soll mich nichts abschrecken. Ein Original schreckt Nachahmer ab und bringt Muster hervor.« Aus diesem wuchtig-überlegenen Ton aber fällt Hamann rasch in ironisches Witzeln und komisch übertriebene, bekümmerte Klage und verflüchtigt so die Wirkung jenes großartigen Satzes. Erst gegen den Schluß erhebt er sich wieder zu prinzipieller Schärfe: »Spinnen und ihrem Bewunderer Spinoza ist die geometrische Bauart natürlich. Können wir alle Systematiker sein? Und wo bleiben die Seidenwürmer, diese Lieblinge unseres Salomo?«

[1] 29. III. 63: Roth 3, 190.

[2] 4. III. 63 = H. Weber, »Neue Hamanniana», München 1904, S. 51 ff. Die Absendung dieses Briefes ist erheblich verzögert: Roth 3, 189 f.

Aber auch hier zersetzt witziger Spott wieder die Wirkung seiner, wenn auch nicht objektiv zutreffenden, so doch subjektiv höchst bedeutungsvollen Polemik. — Die unter dem Titel »Hamburgische Nachrichten, Göttingische Anzeige, Berlinische Beurteilung der Kreuzzüge des Philologen Mitau 1763[1]« erschienene Metakritik Hamanns leidet, was die Berliner Beurteilung anbetrifft, an demselben Mangel; auch hier werden prinzipiell wichtige Gegensätze durch witziges Licht- und Schattenspiel verdeckt[2]; und auch von dieser Antikritik Hamanns läßt sich dasselbe sagen, wie von den »Wolken« und dem »Abälardus Virbius«, daß sie die Mosesschen Gesichtspunkte mißdeutet und verkennt. Es wurde schon berührt, daß die psychologische Abstufung, die Moses statuiert, von Hamann als logische Gegensätzlichkeit aufgefaßt wird; hier sei noch darauf hingewiesen, daß sein Versuch, Moses einen Widerspruch zwischen der subjektiven Grundlage des »Geschmacks« und seiner prätendierten Allgemeingültigkeit nachzuweisen, mißglückt, da Moses eben nirgends Allgemeingültigkeit des Geschmacksurteils, sondern höchstens Allgemeingültigkeit der Begründung desselben fordert. Ganz klar erweist hier aber dies methodische Verfahren Hamanns die Unzulänglichkeit seiner Polemik als solcher; das Glossieren einzelner Mendelssohnscher Sätze — wenngleich auch im Abdruck die Kontinuität des Textes der Mendelssohnschen Rezension bis dahin gewahrt wird, wo »Text und Noten zusammenfließen« — beweist, daß es Hamann nicht um Widerlegung, sondern um möglichst schroffe Aufstellung seiner abweichenden Standpunkte zu tun war. In einem Brief an Lindner[3] bezeugt Hamann seine Absicht, diese Standpunkte umfassender und tiefer »in einem Sendschreiben an den Verleger der Literaturbriefe« zu begründen; freilich hat er diesen Plan bald fallen lassen. Es war aber jedenfalls sein Wunsch, die Beziehungen zu Nicolai fester zu knüpfen; es lag in seiner Natur, den am festesten an sich zu ziehen, der ihm zunächst instinktmäßig, wie später offenbar, als der Bekämpfenswerteste erschien. Tatsächlich beobachten wir während der folgenden Jahre eine weit eifrigere Korrespondenz

[1] Roth 2, 451 ff. Von Hamann »Mitausches Intermezzo« genannt: Roth 3, 195.
[2] Damit soll die »Rekonstruktion« der Hamannschen »Gedankentrümmer«, die R. Unger S. 297 ff. gibt, natürlich nicht angetastet werden.
[3] Brief Hamanns an Lindner vom 14. V. 63 = Roth 3, 195.

mit Nicolai als mit Moses[1], während doch Abbt und Herder, um nur diese beiden zu nennen, nach kurzer Zeit häufiger und inniger mit Mendelssohn als mit Nicolai verkehrten[2]. Allerdings endete der kurze persönliche Verkehr mit Nicolai, den Hamann im September[3] 1764 auf seiner Rückreise von Frankfurt a. M. nach Berlin kennen lernte, mit einer Unstimmigkeit; Hamann berichtet an Lindner[4], daß er Nicolai »entweder beleidigt wider Willen, oder gleiches mit gleichem vergolten« habe. »Dieser Verleger«, fährt er jedoch fort, »ist aber ein Mann von vielen Fähigkeiten, von geschwinden Einfällen, und Moses gibt seiner Ehrlichkeit und den Gesinnungen seines Herzens ein sehr gutes Zeugnis«. Jedenfalls hat die persönliche Bekanntschaft nicht dazu beigetragen, die Bande zwischen Hamann und den Berlinern fester zu knüpfen; eher kann man sogar eine gewisse Lockerung ihrer Beziehungen feststellen, eine leichte Entfremdung, die sich nicht nur aus dem Stocken des Briefwechsels, sondern auch aus anderen äußeren Umständen erschließen läßt, wie z. B. dem, daß Nicolai, der in den Anfängen der Allgemeinen Deutschen Bibliothek nach allen Himmelsrichtungen Bittbriefe um Mitarbeit auch an ihm Unbekannte sandte, Hamann überging. Aus dieser Zeit haben wir zudem einige Äußerungen Nicolais an Herder[5], in denen Nicolai sein Bedauern äußert, daß Herder, »der so gut schreiben kann«, »sich zu Hamannischem Cant und spitzfindigen Anspielungen herablasse« — was übrigens Herder sofort Hamann mitteilte[6], — einen Vorwurf, den Nicolai auf Herders — verlorengegangene — Rechtfertigung nochmals dahin mit allgemei-

[1] Den sechs uns erhaltenen Briefen Hamanns an Moses entsprechen 13 Briefe Hamanns an Nicolai.

[2] Bei Abbt erkennt dies Nicolai selbst an; vgl. den Schluß seiner Vorrede zu Abbts Werken, Bd. 3 (unpaginiert), 1771.

[3] O. Hoffmann (S. 118) gibt »Oktober« an; vom 3. Oktober 64 ist aber schon Hamanns Brief aus Königsberg datiert, den er sogar erst einige Tage nach seiner Rückkehr (über Stettin) geschrieben hat; demnach wird er Mitte September in Berlin gewesen sein, da er noch am 27. August aus Frankfurt a. M. an seinen Vater schreibt (Roth 3, 298), von wo er über Leipzig (kurzer Aufenthalt dort) nach Berlin fuhr.

[4] Vom 3. X. 64 = Roth, 3, 301.

[5] An Herder 19. XI. 66.

[6] Hoffmann, »Herders Briefwechsel mit Hamann«, S. 34. Brief »Anfang Januar 1767«.

nerer Fassung begründet: »Die Verführung zu Allusionen ist dem Witze des Schriftstellers freilich nur gar zu angenehm, aber der Leser, der diese Anspielungen entweder nur halb erklären kann, oder falsch deutet, leidet darunter. Wie weit die Liebe zu den Anspielungen führen kann, davon ist Hamann ein betrübtes Beispiel[1]«. Freilich wissen wir, wie tief Hamanns Stil in seiner Gesamtorganisation begründet ist, nicht nur, weil die Unordnung, um sein eigenes Wort[2] zu gebrauchen, der »allgemeine Grundfehler« seiner »Gemütsart« war, sondern weil der Zustand der schriftstellerischen Produktion für ihn einen Paroxysmus darstellt, den er oft mit den Geburtswehen vergleicht,und weil allem seinem Schaffen ein wahrer »furor uterinus« vorangeht[3]; dem Zeitgenossen freilich konnte das entgehen, und er mußte um so weniger Fähigkeit haben, diesen Stil nachzuempfinden, wenn er so fest wie Nicolai auf einem nicht minder umfassend begründeten Stilprinzip, dem des »lucidus ordo« stand. In den »Briefen über den itzigen Zustand« zwar hatte der junge Nicolai die ordentliche, gelehrte Schreibart verworfen, fast ein Recht auf Unordnung proklamiert und gewünscht, daß seine Briefe wirken möchten »velut amnis, imbres quem super notas aluere ripas«, und dieses ursprünglichere »Ideal« — es scheint sich dort aber vielmehr um eine vereinzelte, und im Trotz gegen die feierliche Pedanterie der Gottschedianer übersteigerte, mutwillige Äußerung zu handeln — das sich erst langsam nach dem entgegengesetzten Pol richtete, mag ein Grund sein, weshalb Nicolais Ablehnung des Hamannschen Stiles erst so spät erfolgte. Schon in den sechziger Jahren ist der Wandel in Nicolais Stilbegriff jedenfalls vollzogen; jetzt verdeutlicht er sein stilistisches Ideal vielmehr immer wieder an dem Bilde eines ruhigen klaren Flusses, und wendet es auch gerade gegen Hamann. Freilich werden wir uns hüten müssen, jene scharfen, tief

[1] Nicolai an Herder 30. XII. 66.

[2] Roth 1, 173.

[3] Vgl. Nicolais Bemerkung zu seinem Plane eines Trauerspiels (Göckingk S. 50): »Erfindung ist Empfängnis und folglich wollüstig, ausführen und schreiben ist Geburt und kostet manchen harten Stand«. Diese scheinbare ähnliche Äußerung — der freilich der psychologische Bezug der Hamannschen fehlt — konnte in Wahrheit ein Moment der kritischen Ablehnung von Hamanns schriftstellerischer Produktion werden, wie es gegen Lavater-Herder dann tatsächlich gebraucht wurde (Nicolai an Lavater über Herder: 24. IV. 74 NN).

ins Wesen der Stilbildung führenden Worte des alten Goethe (Dichtung und Wahrheit XII) über den Stil Hamanns, wenn sie auch scheinbar in Nicolais Sinne sind, mit dieser Nicolaischen Ablehnung zu identifizieren. Goethe weist dort, gegenüber der Hamannschen Maxime, die alles Vereinzelte für verwerflich erklärt und nur demjenigen Wert zuerkennt, was aus dem großen Confluxus aller Kräfte entspringt, auf die »große Schwierigkeit« hin, daß das Wort, wenn es »nicht gerade poetisch« ist, »sich ablösen, sich vereinzeln muß, um etwas zu bedeuten«, und daß »der Mensch, indem er spricht, für den Augenblick einseitig werden muß«; »es gibt keine Mitteilung, keine Lehre ohne Sonderung«. Auch Nicolai hat solche Auffassung von der »Mitteilung durch das Wort«, als nur durch Sonderung, durch Distinktion möglich, gelegentlich eindrucksvoll bekundet; wir werden dieser Auffassung in seiner gegen Lavater-Herder gerichteten Stilpolemik noch begegnen. Aber diese Tiefe des Goetheschen Hinweises — eine Tiefe, zu deren Ausmessung freilich die ganze Polarität der Kunstanschauung des jungen und des alten Goethe gehört — hat er natürlich nicht erreicht und nicht erreichen können, da ihm schon das eigentlich Treibende zu solchem Ansatz, die Fähigkeit eines Bildners der Sprache, mangelte. Doch mag unser Hinweis auf diese kritische Besinnung Goethes gegen Hamann — diese gewichtige und nicht vereinzelte Goethesche Kundgebung — hier dazu dienen, jenem Stilideal Nicolais, das seine Vorbilder in Hume, Lessing, Wieland suchte, eine weit tiefere Perspektive zu geben, als sie Nicolai selbst je zu zeichnen vermocht hätte. Und gegen diesen Hintergrund gewinnen allerdings die unzulänglichen Nicolaischen Bemühungen erheblich an Bedeutung; ein tieferer Grund zu seiner immer deutlicher werdenden Ablehnung des Hamannschen Stiles, als es Unverständnis oder überhebliches, schulmeisterliches Dogmatisieren wäre, erscheint nun unverkennbar.

Freilich kamen diese Gegensätze erst fünf Jahre später zum Austrag. Es tritt eine Entfremdung ein, die zwar durch gelegentlichen Briefwechsel in freundschaftlichen Formen unterbrochen wird, jedoch das Verhältnis weder fortgestaltet noch abbricht; die Gegensätze zeigen sich hier nur in sehr verhüllter Form[1]. Zwei Hamannsche

[1] Beachtenswert sind Hamanns abfällige Äußerungen gegen die Allg. Dtsch.

Briefe und die Zusendung der Hamannschen Schrift »Des Ritters von Rosencreuz Letzte Willensmeinung« (Roth 4, 21 ff.) scheint Nicolai nicht beantwortet zu haben. Um so überraschter mußte er sein, als Hamann ihm bald darauf ein richtiges Verlagsangebot macht: es betraf die »Philologischen Einfälle und Zweifel« (Roth 4, 37 ff.) – die Herders preisgekrönter Schrift »Über den Ursprung der Sprache« galten – und die kleine Denkschrift »Au Salomon

---

Bibl. aus dieser Zeit: Roth 3, 388; 7, 77. — Ein verlorener Brief Nicolais vom August 1769 versuchte wohl Hamanns Anhängerschaft für eine drohende Fehde mit Klotz zu gewinnen. Aus Hamanns Antwortbrief vom 21. XI. 69 = Vierteljahrschrift I, 123 und besonders dem vorher bei Roth-Wiener 8, 1, 174 als Bruchstück aus einem Brief an einen Unbekannten nicht genau abgedruckten Fragment ergibt sich nichts Genaues (ebensowenig ergab nochmalige Vergleichung des Originaltextes Bestimmteres) über die fragliche Beziehung auf die »Klotzischen Händel«. Hamann war in Klotz' Deutscher Bibliothek 1768, I, 51, 162, 164 f., 173 angegriffen worden (was Nicolai wohl bekannt war), hielt aber nichts für überflüssiger, als einen Streit gegen diesen Mann, der sich von selbst erledigte; wie er es auch Lessing (Unger S. 345) und Herder (Roth 3, 376; 3, 399 f.) verdenkt, daß sie sich an solchen »Froschmäusekriegen« beteiligen; mit einer gewissen Schadenfreude weist er darauf hin, daß ihn sein »blindes Gefühl« diesem »lateinischen Gottsched« gegenüber besser geleitet habe, als die kundigen Berliner (Roth 3, 376). — Im selben Brief hat Nicolai sich bei Hamann nach Herders Aufenthalt erkundigt; Hamann weiß seit jenem »Valetbriefe« nichts von ihm (Viertelj. I, 124). Ein dritter Punkt des Nicolaischen Briefes betraf – was O. Hoffmann übersehen hat – die Bitte des Herausgebers von Abbts Freundschaftl. Korrespondenz, Hamanns Briefe abdrucken zu dürfen (wie sich aus Hamanns Sätzen »was die Sache selbst betrifft« ergibt); bemerkenswert mußte dann für Nicolai Hamanns Geständnis sein, daß er sich an nichts mehr erinnern könne; Abbts freundschaftl. Korresp. erschien danach im 3. Teil s. Verm. Werke 1771 »mit Genehmhaltung des Herrn H**« (ebenda S. 71, Anm.). — Über Nicolais Abfertigung Klotzens in der Allg. Dtsch. Bibl. belustigte sich Hamann (an Herder: Roth 3, 399), daß Nicolai »so kläglich frostig und ehrlich tue«, aber es scheint, als ob er an der Allg. Dtsch. Bibl. wieder mehr Interesse genommen hat, seit er von Herders Mitarbeiterschaft weiß (H. an Herder 6. X. 72 = Roth 5, 17). — Nicolai beantwortete Hamanns Brief vom 21. IX. 69 mit der Übersendung des zweiten Teils der Antiquarischen Briefe Lessings, wofür Hamann 27. I. 70, Viertelj. I, 124, dankte. An diesem Brief mochte für Nicolai nur bemerkenswert sein, daß Hamann Moses empfahl, auf die Lavatersche Herausforderung nicht zu antworten. Ein weiterer Brief Hamanns vom 12. IX. 70 enthielt die Empfehlung eines ärztlichen Freundes, die in ähnlicher Form auch an Mendelssohn ging (Roth 5, 3 f.). Nicolai beantwortet beide anscheinend erst mit der Übersendung von Abbts Korrespondenz, wofür Hamann 22. IX. 71 = Dorow I, 121, dankt.

de Prusse«. (Roth-Wiener 8, 1, 191ff.) Über Hamanns Rosenkreuz hatte Nicolai sich Herder gegenüber in einem Tone geäußert, der deutlich zeigt, daß er nur aus Höflichkeit gegen Herder und in Erinnerung an das heitere Intermezzo des Abälardus Virbius äußerlich zweifelt, wo er im Grunde nur Ablehnung und Spott, vielleicht auch Mitleid für Hamann übrig hat. Er habe sich, schreibt Nicolai an Herder[1], mit Moses gestritten, ob Hamann in der »Letzten Willensmeinung« Herder nur habe erläutern, oder widerlegen wollen; Moses glaube, Hamann habe den Ursprung der Sprache nicht aus göttlicher Emanation erklären wollen, er, Nicolai, dagegen sei der Meinung, Hamanns Absicht laufe einzig darauf hinaus, den göttlichen Ursprung der Sprache zu erweisen; bezeichnend fährt er fort: »Es kann sein, daß ich unrecht habe, denn nach Hr. M. (= Herrn Moses) Erklärung, wußte er sehr sinnreich zu erklären, wie die Accise-Regie ... nebst den Mastupratoren und Sodomitern in diese Abhandlung über die Sprache kommen, welches ich wahrhaftig gar nicht erklären kann. Entscheiden Sie, welcher unter uns Recht hat, und sagen Sie uns auch, warum der seelig ist, der drei oder vier Jahre warten soll, bis sich die Meinung dieses letzten Willens aufschließt; denn das haben wir beide nicht verstanden.« Herder entscheidet zugunsten beider: Hamann habe eigentlich göttlichen Ursprung der Sprache behaupten wollen, »ihn in der Tat aber menschlich behauptet«[2]; über die anderen Zweifel Nicolais gleitet er mit nichtssagenden Worten hinweg, sei es nun, daß er die von Nicolai angedeuteten Stellen wirklich ebenfalls nicht verstand, oder daß er — was wahrscheinlicher ist — es für verlorene Mühe hielt, Nicolais Verständnis zu Hilfe zu kommen; der Erfolg war, daß Nicolai einen ihm zur Weiterbeförderung an Herder übersandten, mit dem Vermerk »citissime« versehenen Brief Hamanns nicht gerade sehr eilig besorgte, da er durch Hamanns Schriften gewöhnt worden sei, »in seinen Worten immer einen ganz andern Verstand zu suchen, als den die simplen Worte besagen«[3]. Nun aber bietet ihm Hamann, durch Nicolais Schweigen anscheinend nicht berührt, die »Philologischen Einfälle und Zweifel« und »Au

[1] An Herder 24. VI. 72.
[2] Herder an Nicolai 2. VII. 72.
[3] An Herder 12. XI. 72.

Salomon de Prusse« zum Verlage an. Daß Nicolai das erstere Schriftchen nicht verlegen konnte, das gegen Herder, unter dessen Namensnennung, gerichtet schien, ist erklärlich; haben wir doch auch feststellen zu können geglaubt, daß Nicolai glauben mußte, Abälardus Virbius habe Fulbertum Culmium weder widerlegen können, noch im Ernst recht widerlegen wollen. Die Ablehnung des an Friedrich d. Gr. gerichteten Schriftchens aber ist erklärlich, wenn wir uns an das oben (s. S. 42ff.) dargestellte Streben Nicolais erinnern, die deutsche Literatur mit allen Mitteln gegenüber dem französischen Einfluß zu befördern. Nicolai fürchtet aber, wie wir aus seinem Brief an Herder vom 2. III. 73 entnehmen können, daß Hamanns Schriftchen nicht nur Herder, für dessen Wahl in die Preußische Akademie sich Hamann einsetzt, beim Könige schaden, sondern daß es die ganze deutsche Literatur vor Friedrich dem Großen diskreditieren werde; er befürchtet ferner, daß Hamann sich selbst schaden werde, da der König Hamann »des Tollhauses würdig« halten würde — eine Befürchtung, die Nicolais eigentliches Urteil über Hamann recht deutlich widerspiegelt. Hamanns »patriotische Philippica«, wie Nicolai sich ausdrückt, erscheint ihm mit Hinblick auf ihre sicher zu erwartende Wirkung also als unpatriotisch, und er bittet Herder, wenn dieser Einfluß auf Hamann habe, denselben aufzuwenden und Hamann zu überreden, daß er das Schriftchen »im Pulte ruhen« lasse.

Nicolais wahres Urteil über diese Hamannschen Schriften geht aber am deutlichsten aus dem Umstande hervor, daß er das Angebot Hamanns fast ein Jahr lang unbeantwortet ließ; nicht nur der Buchhändler Nicolai, dem Hamann »im Ernst« »drei Bogen . . . für dreißig Friedrichd'or verkaufen wollte«[1], auch der Literat Nicolai glaubte wohl, sich jede Antwort ersparen zu können. Da aber sandte ihm Hamann, der, wie er sich selbst ironisierend, schreibt, seine Ungeduld[2], »ein öffentlicher Autor in Großquart zu werden«[3] nicht bemeistern konnte, das »Selbstgespräch eines Autors«. In Ausführungen, die er in seinem Exemplar des »Selbstgespräches«

[1] Nicolai an Herder 2. III. 73. Im folgenden »Selbstgespräch eines Autors« fordert Hamann sogar 50 Friedrichd'ors.

[2] Vgl. Hamann an Herder 13. I. 73 = Roth 5, 22.

[3] Roth 4, 75.

in späterer Zeit auf zwei Blättern angefügt hat, schreibt Nicolai über das »Selbstgespräch«: »Ich zweifle, daß ich damals alles verstanden habe;« wie alle Schriften Hamanns, so hätte auch diese für jeden Satz »einen Kommentar nötig«; den tatsächlichen Zweck des Schriftchens hat er freilich, wie diese Erläuterungen und seine Antwort »An den Magum im Norden« bezeugen, wohl verstanden. Er besteht in einer nochmaligen dringlichen Aufforderung Hamanns, sich seiner beiden Werke anzunehmen, deren erstere ein »Embryon von Encyklopädie« ist, eine Arbeit, der er »neun, wo nicht zwölf Jahre« seines Lebens gewidmet hat. In der Maske eines »Chinesers«, der als Mandarin nach Peking zurückzukehren »auf dem Sprunge« ist, bietet er Nicolai diese beiden Handschriften »nach sibyllinischer Steigerung im Buchhandel« für nunmehr 50 Friedrichsd'or an; schon das »orphische Ei« der ersten Abhandlung sei »selbst unter Brüdern eines Weltteils« soviel wert; es sei »nach dem strengsten Gesetz der Sparsamkeit geschrieben«. Nochmals erläutert er die Absicht der beiden Schriften und setzt in der Vorfreude der öffentlichen Autorschaft den Titel mit großen Lettern in den Text des »Selbstgesprächs«. Die Antwort bittet er »An den Magum im Norden zu richten«, — erwartet jedoch, daß diese Antwort eine »Assignation« ist. —

Nicolai war, wie er in seinen Erläuterungen schreibt, in großer Verlegenheit, wie er »die Antwort einrichten solle«; »denn er (Hamann) war ein hypochondrischer und seltsam empfindlicher Mann«. Ein kleiner Unglücksfall, der Nicolai einige Wochen ans Ruhebett fesselte, verschaffte ihm Muße und — Laune zur Antwort. Der Aufforderung Hamanns gemäß richtete er sie »An den Magum im Norden. Haussässig am alten Graben Nr. 758. Sonst auch zu erfragen im Kanterschen Buchladen«[1]. »Von der Schnecke, die über den Weg kriecht,« beginnt er, »verlangt man nicht, daß sie tanze, und von einem Manne wie ich, ‚occupato et ad litteras scribendas, ut nosti pigerrimum', erwartet niemand, daß er mit der ersten Post

[1] Als Manuskript in 25 Exemplaren 1773 gedruckt. Hinz in Mitau veranstaltete allerdings einen Nachdruck und fügte Nicolais Antwort dem »Selbstgespräch« bei (Nicolais Erläuterungen). Da das Schriftzeichen sehr selten ist, wurde hier etwas ausführlicher darauf eingegangen, um so mehr, als R. Schwinger S. 216f. es nur mit wenigen Worten berührt.

antworte.« — Indessen gibt Nicolai noch eine andere Entschuldigung für sein langes Schweigen; Hamann, sagt er, hätte noch lange auf Antwort warten können, wenn ihm (Nicolai) nicht zu vorzeitiger Stunde das alchymistische Experiment gelungen wäre — nämlich, wie sich aus den Schlußsätzen ergibt, die Beendigung des ersten Bandes des »Sebaldus Nothanker«; in Wahrheit liebe er Hamann herzlich und sehe, »wie Lucrezens Liebhaber« auch seine Fehler »bloß von der schönen Seite« an. Freilich sei Hamann in seinen Autornöten damit nicht geholfen; er wisse diese wohl zu würdigen, müsse aber, im Gegensatz zu Hamann[1], daran festhalten, daß Kritik und Politik absolute Gegensätze seien, so wenig vereinbar wie Plus und Minus, Gutes und Böses, »anschauende Kenntnis mit Wundern und Zeichen«; »von dieser Seite ist's also verlorene Mühe,« Nicolai überreden zu wollen. Ob Hamann aber glaube, daß es möglich sei, »einen Brouillon in hohem Geschmack, nur 3 Bogen stark, woran man 9 bis 12 Jahre gearbeitet hat, mit Gold aufzuwiegen?« Ebenso ironisch weist Nicolai darauf hin, daß Hamann im Begriff sei, sich in schlechte Gesellschaft zu begeben, da die Hamburger Nachrichten die A D Bibliothek »eine Legion von Teufeln« genannt hätten. Hamannsche Metaphern aufgreifend formt er das Bild: eine Gesellschaft (sc. die Autoren des Nicolaischen Verlages), die »nach einer feisten Schweinsleiche . . mit beiden Händen greift, hingegen winzige Nachtigallen und orphische Eier im Winkel liegen läßt«, könne Hamann unmöglich gefallen. Was sei aber Hamann in einer so glänzenden Gesellschaft? Ein »Philaleth« — und man habe Beispiele in der Geschichte, daß es gerade Philalethen sehr schlimm ergangen sei, besonders wenn sie arme Stümper waren, die weder auf der Börse (sc. des Buchhändlers) noch in der Antichambre (sc. des Königs) sonderlich viel gelten«. Hier findet er Gelegenheit, Hamann auf das nicht ganz Ungefährliche seiner Denkschrift »Au Salomon de Prusse« hinzuweisen; vielleicht würde »jenes Weib zu Thekoa«, wenn es nicht »einen Generalfeldmarschall zum Croupier« gehabt, sondern »aus eigenem Triebe für den schönen Absalom«[2] gesprochen hätte, statt einer Reise nach Pekim unvermutet eine Reise »mit verhülltem Kopf und mit Manschetten an

[1] Auf Roth IV, S. 82 bezüglich.

[2] Darunter verstand Hamann, nach Nicolais Erläuterungen, Herder.

den Händen« nach — Spandau oder Stettin angetreten haben. Auch Nicolai wisse sehr wohl, daß »unsere besten Streiter im Heere der deutschen Musenmänner nicht einmal recht öffentlich ihre Spieße und Pfeile führen durften, allein, was hülfe es, »daß wir beide dies wissen und beklagen«? So müsse, wie der deutsche Plato[1] »seidene Zeuge webt«, wie »unser Sophokles[2] alte Manuskripte flickt«, wie unser Terenz »Steuern eintreibt«[3], auch der schöne Absolom in die Fremde ziehen[4]: »alle diese Sachen werden Sie und ich nicht ändern«. »Wollen Sie sich aber nicht warnen lassen, so ziehe ich mich zurück und löse den Knoten mit einem Hiebe.« Freilich wolle er edel sein und Hamann sogar königlich belohnen: wie Augustus einem Poeten für dessen Dichtungen eigene Verse geschenkt habe, wolle auch er, Nicolai, Hamann nicht mit Friedrichsd'ors, sondern mit einem eigenen Opus aufwarten. Und noch einen speziellen Wunsch Hamanns wolle er damit erfüllen: Die Auflösung der Frage, warum Schriftsteller den Verleger bald als überirdisches Wesen, bald als Amanuensis[5] betrachten. — Zweierlei Hinweise also gibt Nicolai auf das, was er speziell Hamann gegenüber im »Nothanker« bemerkbar machen will: die Selbstdarstellung im Buchhändler Hieronymus und die Betonung seines Ideenkreises, wie er im »Nothanker« zum Ausdruck gelangt; sein persönliches Lebensgefühl, die Auffassung von einem tätigen, dienenden Leben — wie wir sie oben darzustellen suchten — im Gegensatz zu Hamanns — von Nicolai geglaubter — grillenhafter Abseitigkeit einerseits; sodann aber die objektive Verfestigung seiner Anschauungen über Welt und Leben, Theologie und Geschichte, Glauben und Wissen, Liebe und Haß, wie sie der Roman darstellt, alles im Gegensatz zu Hamanns im tiefsten Grunde irrationaler Anschauungsweise. Eine Herausforderung Hamanns lag Nicolai fern — so sehr wir auch in diesem

[1] Gemeint ist Moses Mendelssohn, der die Fabrik seines Schwiegervaters betrieb.
[2] Lessings Tätigkeit in Wolfenbüttel gemeint.
[3] Chr. F. Weiße, der Kreissteuereinnehmer in Leipzig war.
[4] Herder befand sich damals auf der Reise durch Frankreich.
[5] In den Erläuterungen bezieht sich Nicolai auf Hamanns Shaftesbury-Zitat im »Selbstgespräch« (Roth IV, 76, Anm. 4), wonach der Verleger nur der »Amanuensis« des Autors ist; er verweist auf s. Sebaldus Nothanker I, 112 (gemeint ist das Gespräch Seb. Nothankers mit dem Buchhändler Hieronymus, der Nicolais Ideen entwickelte).

Verfahren eine solche sehen; mit der Sicherheit und Bewußtheit eines, der in jeder Beziehung, in geistiger wie in vitaler und sozialer Hinsicht, festen Grund unter den Füßen fühlt, mit der Überlegenheit des Freien gegenüber dem vermeintlich Unfreien und Unsicheren, tritt Nicolai hier auf; und die übermütige Laune, mit der sein Schriftchen abgefaßt ist, sollte nur den Menschen Hamann für das entschädigen, was dem Schriftsteller und Denker von Nicolai abgesprochen wurde.

Die Übersendung des Nothanker an Hamann verzögerte sich ein wenig. Der Ungeduldige, der erst das angekündigte Xenion abwarten muß, ehe er urteilt, dankt inzwischen Nicolai[1] für die einstweilige Antwort und mahnt zur pünktlichen Übersendung des »sauber gedruckten, mit Kupferstichen gezierten Buches«; »ob fugam vacui« fügt er dort freilich einige Anmerkungen hinzu, die Nicolais Unfähigkeit treffen sollen, den Hamannschen Stil nachzuahmen, einen Stil, der eben mit der Persönlichkeit des Schreibenden innig verwachsen ist. Am 26. April[2] sendet ihm Nicolai den »Sebaldus Nothanker« mit einer Zuschrift, in der, wie aus Hamanns gleich zu erwähnendem Antwortbriefe hervorgeht[3], Nicolai ihr Verhältnis an der Fabel vom Fuchs und vom Storch verdeutlichte. Und Hamann dankt in einem langen Briefe vom 7. Juni 1773[4] für das »angenehme Andenken Ihrer Freundschaft«. Schon in diesem Briefe ironisiert Hamann aber den Nicolaischen Roman, wenn man seine Worte zu deuten weiß, aufs schärfste. Er spöttelt über die mangelnde dichterische Gestaltungskraft Nicolais, indem er auf die plumpe Naturtreue hinweist, mit der sich der Roman auf »geschriebene Urkunden« stütze — gemeint ist, neben der Anknüpfung an Thümmels »Wilhelmine«, vor allem die stark realistische Färbung des Milieus, die stetige Verweisung auf wirklich vorhandene Personen und insbesondere die Zitate aus der theologischen Literatur; und er gibt Nicolai-Mendelssohn den Rousseau gegenüber geäußerten Vorwurf, daß der Dichter der Neuen Héloise ihren Glauben an seine Darstellung nicht erzwungen habe, zurück: er sei

[1] Hamann an Nicolai 27. III. 73 = Hoffmann, Vierteljahrschrift I, 127ff.
[2] So nach Hamanns Antwortbrief v. 7. VI. 73.
[3] H. Weber, Neue Hamanniana, S. 56.
[4] Jetzt in vollständiger Fassung bei Weber, a. a. O. S. 54ff.

»stock und ‚Damm' ungläubig« gegenüber diesen geschriebenen Urkunden; auch eine noch so realistische Motivierung vermag die dichterische Gestaltungskraft nicht zu ersetzen. Es ist also Hohn, wenn er sagt, daß »der poetische Erfindungsgeist des Herausgebers« »bei der flüssigen Simplizität des historischen und rezitativischen Stils nur desto stärker in die Augen schimmert«. — Ebenso ironisch weist er auf die triviale Psychologie hin, mit der Sebaldus selbst uns nahe gebracht werden soll, nämlich, daß Nicolai sich zur Verlebendigung dieses »so durchtriebenen Crusianers und Bengelisten« in äußerer Nachahmung Sternes des »Steckenpferdes« bedient — nämlich der Liebhaberei des Magister Sebaldus für die Apokalypse. Die Weitschweifigkeit des Romans glossiert Hamann mit dem scheinbar ganz nebensächlich einfließenden Hinweis, daß er seine »Handschrift« (die »Philologischen Einfälle und Zweifel«), sobald er Lust dazu habe, »in vier Klein-Oktavbänden[1] auf dem neuesten Fuß auszumünzen imstande« sei. Das aber unterscheide seine Autorschaft von derjenigen Nicolais, daß er »trotz Cession und Entäußerung« dennoch stets »Eigentümer« seiner Werke bleibe.

Diese Standpunkte, die Hamann ungeschminkter, mit größerer persönlicher Schärfe in gleichzeitigen Äußerungen an Herder[2] vertrat, sind denn auch vornehmlich in seiner Entgegnungsschrift »An die Hexe zu Kadmonbor. Geschrieben in der jungen Fastnacht Berlin 1773«[3] zum Ausdruck gebracht.

Hamann will mit seiner Satire vor allem den Geist treffen, der sich »das heilige Amt der Schlüssel ... über alle deutschen Schriftsteller« anmaßt, der die »orphischen Eier wie Skorpionen und Basilisken« unter seinen Fersen zertritt. Die persönliche Liebenswürdigkeit Nicolais ist ihm letzthin gleichgültig, da sich der Literator ihm versagt hat, ja, noch mehr, da er ihn mit einer »Assignation« von »Floccinaucipilinihilidoren«[4] abgespeist hat. Hamann haßt das von

[1] dem Format des Nicolaischen Romans.
[2] Hamann an Herder 21. VIII. 73 = Roth V, 42/3.
[3] Roth IV, 169ff.
[4] Eine Zusammensetzung der Synonyma floccus, naucum, pilus, nihil zur Kennzeichnung der Nichtigkeit des Nothanker (so nach Roth-Wiener 8, 1, S. 233 und Schwinger S. 222, Anm. 5).

Nicolai vertretene »Synedrium der neuen und deutschen Literatur«. Er weist darauf hin, daß der — von ihm empfundene — Dogmatismus der Aufklärung eng verwandt ist mit dem Dogmatismus der Orthodoxie, weshalb Nothanker sich zu Unrecht über den Gewaltspruch des Konsistoriums beklage: die »Meinungen, die hier im Chorhemd gehen, haben dort Sebaldus um sein Priesterkleid gebracht«; wie der orthodoxe Dogmatiker, so lehrt auch der neologische Aufklärer den Glauben »aus frostigen Wörterbüchern«, die »im rechten Ernst nichts als Sammlungen der lustigsten Wortspiele« sind. Er verabscheut den loyalen Anstrich, den sich dieser in Wahrheit intolerante Geist gibt, der sich bemüht, mit dem verabscheuten und beiseite gestoßenen »irrenden Konfucianer« in dessen Sprache zu sprechen. Recht deutlich weist er darauf hin, daß Nicolai damit nur sich selbst zu Gefallen sein wolle, darum läßt er in seinem Schriftchen die briefliche Unterredung Nicolais mit der Hexe sich plötzlich in ein »Selbstgespräch« verwandeln. Die ganze Fabel des Schriftchens aber deutet darauf hin, daß Hamann Nicolai nicht jene Selbstsicherheit glaubt, von der Nicolai dem äußeren Anschein nach erfüllt ist: Nicolai steht vielmehr nach Hamanns Darstellung Hamann so gegenüber, wie ein redlicher Mann einer alten Hexe, mit der er sich freilich durch »Ludovici-Kaufmanns-Lexiko« nicht verständigen kann; ja er muß plötzlich entdecken, daß er es mit einer »doppelgesichtigen Alecto« zu tun hat, »zusammen geantlitzet mit einem junonischen Kalbsauge und einem triefenden Kautzäugelein«. Und nun, wo er »faule Fische riecht«, verflucht der Händler, der sich in Goldmacherhoffnungen mit der »weisen Frau« eingelassen hat, die »vermaledeyte Hexe« recht derb und entflieht sich bekreuzigend. Nicolai ist in der schwarzen Kunst, — womit Hamann seine Denk- und Schreibweise ironisch versinnbildlicht — eben doch nur ein Laie, so sehr er sich auch brüstet, sie zu verstehen und zu handhaben. Deshalb weist er auch immer Nicolai auf dessen eigenes Gebiet, das er ihm gewiß nicht streitig machen wolle, und dessen Beherrschung Nicolai ja im Sebaldus Nothanker so vielseitig und glänzend erwiesen habe. Hamann wiederholt hier jene Anwürfe gegen den Roman vom ästhetischen Gesichtspunkt, der ja für Hamann zugleich immer den allgemein weltanschaulichen erraten läßt, die wir oben aus seinem Brief an Herder herausgehört haben. Er

macht sich lustig über dieses »Meisterstück einer pragmatischen[1] Geschichte«; Nicolais »statistische Absicht«, Nothankers »Historiograph« zu sein, werde ihm bald einen Platz neben dem deutschen Strabo (Büsching) anweisen. Gern gibt er zu, daß »die stattlichsten Säulen unserer salomonischen Halle in den Sebaldischen Legenden mehr Erbauung und Seelenweide finden werden, als im ganzen Buche Ruth« — denn diese Säulen dünken ihm schadhaft wie der ganze Bau des Jahrhunderts. —

Nicolai hatte es leicht zu antworten: während Hamann in bezug auf die »Hexe« klagt, es sei »kein Amanuensis in ganz Norden, der dies glühende Eisen anfassen will«[2] hat Nicolai für seine Duplik die »Allgemeine Deutsche Bibliothek« zu seiner Verfügung. So erschien im 24. Bande derselben (S. 287ff.) eine unzweifelhaft von Nicolai[3] herrührende Sammelrezension Hamannscher Schriften — und hier gewinnt Nicolais Ablehnung der Hamannschen Art prinzipielle Bedeutung, denn zwischen der Schrift: »An den Magum im Norden« und dieser Rezension liegt seine Verfeindung mit Jung Stilling und Fr. H. Jacobi, der Bruch mit Herder, die ersten Differenzen mit Lavater. Der äußere und innere Zusammenhang Hamanns mit ihnen mußte Nicolai bekannt sein. Christian Heinrich Schmid

[1] Als Antwort auf Mendelssohns Tadel gegen Rousseau, daß er mehr spekulativische als pragmatische Menschenkenntnis habe, s. o.

[2] An Herder 21. VIII. 73 = Roth 5, 43.

[3] Die Rezension ist mit Dh. Hd. unterzeichnet; weder Parthey, noch die in Nicolais Nachlaß befindlichen Zeichenbücher erklären dieses Signum oder seine Teile. Hamann selbst hat für diese Rezension Nicolais Autorschaft angenommen. (Vgl. Roth 4, 292f. Die Stelle aus Hamanns Brief an Herder vom 14. VII. 75 = Roth 5, 159 oben kann nicht dahin geltend gemacht werden, daß Hamann zwei Verfasser für diese Rezension angenommen hat; es handelt sich hier wohl um eine scherzhafte Anknüpfung Hamanns an das zusammengesetzte Signum. R Unger und R. Schwinger nehmen gleichfalls Nicolais Autorschaft an. Der Stil der Rezension ist für Nicolai durchaus charakteristisch: einzelne bildhafte Ausdrücke sind auch sonst mehrfach bei Nicolai zu belegen. Vgl. auch Herder an Hamann 25. VIII. 75: »Den langen Nickel, Hd. und Dh. halte ich alles für unum idemque.« Da aber das zusammengesetzte Signum nie ohne Grund gebraucht wird, muß man annehmen, daß Nicolai eine von einem anderen Mitarbeiter gelieferte Rezension stark überarbeitet hat, zumal die rein theologischen Erörterungen schwerlich auf Nicolai allein zurückgehen; dieses Gerüst stammt wahrscheinlich von Eberhard, der, nach seinem im Anhang dieser Untersuchung wiedergegebenen Brief auch die Hamann-Rezension in A D Bibl. 25, 1, 306 verfaßt hat.

hatte inzwischen im Teutschen Mercur (November 1774) in seinen »Kritischen Nachrichten vom Zustande des Deutschen Parnasses« die »Sekte« dargestellt und organisiert, deren »Chef« Hamann sei: neben Hamann sei Herder das Haupt: Klopstock nähere sich den Hamannianern, ihm folgten die Stollbergs und Claudius; Goethe stehe danach mit Hamann-Herder in engster Verbindung, Lenz sei Goethes Trabant, Gerstenberg und Hippel seien dem Kreise ebenfalls nahe. Die Bekanntschaft Nicolais mit diesem Aufsatz kann nicht geradezu nachgewiesen werden. Sicher aber hat Merck, der auf seiner Rückreise von Petersburg und Königsberg Nicolai in Berlin aufgesucht hat, diesen in ähnlicher Weise, speziell über Hamans Stellung zu Herder und die Abhängigkeit der Jungen von Hamann unterrichtet; ja Hamann vermutet sogar, daß dieser »Belletrist, Virtuos und Scherenschleifer«[1] »im Finstern Infamiam ... in Berlin (und Darmstadt) gesäet«[2], ihn, wie bei dem »treuherzigen Laienbruder« in Darmstadt (bei C. F. v. Moser), so in Berlin bei Nicolai diskreditiert habe. Die scharfe Tonart der Nicolaischen Rezension, die prinzipielle Wendung seiner Ablehnung Hamanns im letzten Teil der Rezension, wie schließlich die psychologische Fundierung derselben in den Eingangssätzen sind sicher auf solche Einflüsse zurückzuführen, denen Nicolai Hamann gegenüber seit der Ablehnung seines Nothanker recht zugänglich war.

Die Rezension gilt fünf Hamannschen Schriftchen: der »Beilage zu den Denkwürdigkeiten des seligen Sokrates«[3], dem »Selbstgespräch eines Autors«, der »Neuen Apologie des Buchstabens H«[4], der »Hexe zu Kadmonbor« und der »Lettre perdue d'un Sauvage du Nord«[5]; auch die Nicolaische Entgegnung »An den Magum im Norden« ist mit einbezogen. — Nicolai beginnt mit einer psychologischen Feststellung. Wer die Dinge um sich mit gewöhnlichen Augen ansehe, betrachte viele Vorfälle und die Veränderung der Dinge meist gar nicht für merkwürdig; »wer aber beständig seinen eigenen Weg sucht und dabei in sich selbst und seine Betrachtungen so eingewickelt ist, daß er niemals um sich herum siehet und hö-

[1] Hamann an Herder 3. IV. 74, Roth V, 62.
[2] Hamann an Herder Ende Mai 1774 = O. Hoffmann, Herders Briefe an Hamann S. 247 f.
[3] Roth 4, 97 ff. [4] Roth 4, 115 ff. [5] Roth 4, 149 ff.

ret, ... der starrt gemeiniglich die Gegenstände ... wild an« und glaube, »sie wären durch eine Art Wunder so zusammengestellt«; sogleich falle er in seine »Lieblingssünde, die Spekulation« und schließe: »post hoc, penes hoc, ergo propter hoc«. So sei es auch Hamann, »einem der berühmtesten Spekulanten unserer Zeit« oft gegangen, zumal hier in der »Beilage« und in der »Apologie«; die Tatsachen, daß Eberhard »alle Heiden seelig wissen wolle« und daß Damm »in seinen Betrachtungen über die Religion selten den Buchstaben H. schriebe«, verknüpfe er ohne weiteres »nach dem (!) Lege continui«. Was die von Hamann hier behauptete enge Verbindung zwischen Orthographie und Orthodoxie betreffe, so wolle er, Nicolai, lieber trennen: die »Aufklärung der Orthographie« könne »aufhören«, nicht aber die »Aufklärung der Religion«. Hier, in der »Aufklärung der Dogmatik durch die Vernunft« seien keine »babylonischen Verwirrungen« durch die Aufklärung zu befürchten, wie sie auch durch die Reformation, trotz der Weissagungen der damaligen Orthodoxen, nicht herbeigeführt worden seien. Seinem Standpunkt »die Geschichte trägt der Aufklärung die Fackel vor« auch hier getreu, weist Nicolai darauf hin, daß die dogmatischen Grundsätze, wenn sie auch zur Zeit ihrer Annahme notwendig gewesen sein mögen, doch unter veränderten Verhältnissen keinen Anspruch auf Gültigkeit erheben könnten. Nach der scherzhaften Erörterung der Wichtigkeit, die unter gewissen Umständen der Buchstabe H. haben könne, wendet Nicolai sich sodann wieder einer prinzipiellen Frage zu: ob eine Religion ohne willkürliche Grundsätze — wie Hamann behauptet hatte[1] — wirklich ebenso beschaffen sei, wie ein »Backofen von Eis«, oder wie Nicolai dafür lieber sagen möchte, »als eine Kälte, mit der man wärmen wollte«. Wenn Religion für die Seele das sei, was für den Körper eine Magenstärkung bedeute, so sei Hamanns Standpunkt nur einer von drei möglichen Standpunkten; wie man nun eine Magenwärmung, Magenerhitzung oder Magenkühlung als Stärkungsmittel anwenden könne, so sei nicht ausgemacht, daß das Hamannsche Mittel, »fein warme dogmatische Suppen ... recht reichlich zu genießen«, das einzig heilkräftige sei. Vielmehr bedienten andere sich anderer Mittel: aber »seit einiger Zeit steht eine Gattung feuriger Jünglinge auf, die

[1] Roth 4, 131 ob.

Suppen, so wie alles, was nicht stark ist, äußerst verachten«; »um ihrem Magen die Kraft zu geben, die vielen harten Speisen, die sie verschlucken, zu verdauen, bedienen sie sich hitziger Getränke«; »sie trinken unablässig Punsch, Bischoff und Kardinal, nebst glühenden Weinen und allen Branntweinen ... gewürzt ... mit dunkeln Gefühlen, inbrünstigen Empfindungen, Weissagungen und Aussichten, ja mit Kabbala und Unsinn«[1]. Ihnen gegenüber habe es aber auch immer »vernünftige Leute« gegeben, »welche das kalte Wasser getrunken haben, kalt, wie es aus der Mutter Erde kommt«, und Tissot, der berühmte Mediziner, urteile, daß dies die auf die Dauer zuträglichste Magenstärkung sei, zuträglicher auch, als die »feinen, warmen Suppen«. Damit glaubt er Hamanns Satz widerlegt zu haben, wie er ja jede Behauptung für widerlegt hält, wenn er die möglichen abweichenden Standpunkte geltend gemacht hat. — Nach einer kurzen Erwähnung des »Selbstgesprächs« und seiner Antwort »An den Magum« ironisiert Nicolai die »Lettre perdue« mit glücklicher Laune, insbesondere da, wo er Hamanns Geheimnistuerei wegen der mystischen Ziffern seiner Hypothekenschuld spöttisch abtut; doch darf der hierbei fallenden Bemerkung, daß Hamann den Sebaldus Nothanker nur deshalb so scheel ansehe, weil er gewisse Züge mit Hamann gemein habe, nicht weiterreichende Bedeutung[2] beigelegt werden. — Von der »Hexe zu Kadmonbor« sagt Nicolai, er könne ihren Inhalt nicht näher bestimmen, da er sich auf Geisterbeschwörungen nicht verstehe; im übrigen müsse er es den Lesern überlassen, zu urteilen, ob in diesem Schriftchen »convicium oder urbanitas anzutreffen sei, oder keines von beiden«; deutlich weist er mit diesen Worten — freilich die Absicht des Hamannschen Mottos mißverstehend — darauf hin, daß er sich in der »Hexe zu Kadmonbor« nicht als Mensch getroffen fühlt.

Der eigentlichen Rezension aber folgen Ausführungen, die unzweifelhaft machen, daß Nicolai sich nunmehr über Hamanns Stellung klar war, und demgemäß über die Stellung, die er selbst zu

[1] Deutliche Hinweise auf Herder, Goethe, Lavater (»Aussichten in die Ewigkeit«) und Hamanns »Rhapsodie in Kabbalistischer Prosa«.

[2] etwa in dem Sinne, daß Hamann das Vorbild für den Sebaldus abgegeben habe; es handelt sich hier vielmehr um einen nachträglichen Scherz Nicolais.

Hamann einzunehmen hatte. Die »Anmerkungen über undeutliche und unverständliche Schreibart«, die er hier macht, sollen »nicht Hrn. Hamann allein angehen, sondern manche andere Schriftsteller, die uns seit einiger Zeit im Übermute ihres Mutes mit Schriften beschenken, bei denen der Leser nicht selten ausrufen muß:

‚Wahrhaftig, das ist schön!
Der Teufel selbst kann's nicht verstehn!'«

Er verdeutlicht sein Ideal der Darstellungs- und Schreibweise an einem Bilde; »ein Buch, das nützliche Wahrheiten, wo nicht neue Erfindungen deutlich vorträgt, gleicht einer Sänfte, in der uns verständige Träger nach einem bestimmten Orte tragen«; »aber ein Buch ... das vorsätzlich unverständlich ist ... und wenn es noch so voll von den stärksten Flügen der Imagination wäre, ist ebenso beschaffen, wie eine Sänfte ohne Boden, mit der euch berauschte Träger durch dick und dünn, über Stock und Stein schleppen«. Darum dächten verständige Männer über solche Bücher so wie jener Bauer über die Sänfte: daß das Vergnügen die Mühen und Beschwerlichkeiten nicht wert wäre. —

Die höchst nachdrückliche Verwahrung, die Hamann in zum Teil recht beleidigender Form gegen diese Rezension einlegte[1], insbesondere gegen die Identifizierung mit der von Nicolai gekennzeichneten Sekte, aber auch gegen die Identifizierung seiner Person mit Orthodoxen wie Goeze und Damm, der Hinweis auf die enge Verwandtschaft zwischen Orthodoxie und »gesunder Vernunft«[2] haben Nicolai in seinem Urteil nicht wankend gemacht. Er hat das Schriftchen nur von der humoristischen Seite aufgenommen, wozu ihm allerdings die bemerkenswerte Grobheit desselben eine Handhabe bot, ohne auf die darin zutagetretenden, für Hamanns Persönlichkeit wieder äußerst wichtigen Anschauungen irgendwie einzugehen[3]. Den Briefwechsel mit Hamann hat er freilich fortgesetzt, aber augenscheinlich weil ihm diese, von Nicolai mehr und mehr so aufgefaßte humoristische Korrespondenz rein ästhetisches Vergnügen

[1] »Zweifel und Einfälle über eine vermischte Nachricht der Allg. Dtsch. Bibliothek« = Roth 4, 289ff.
[2] Roth 4, 325.
[3] Vgl. s. Brief an Hamann vom 11. X. 77 = Vierteljahrschrift I, 132ff.

bereitete[1]; er wurde darin um so weniger gestört, als die folgenden Briefe Hamanns[2] sich mehr an der Oberfläche hielten, und immer wunderlichere Züge Hamanns[3] berichteten. Die Ablehnung des Schriftstellers Hamann blieb bestehen. Nicolai hat mehrere Jahre später, wahrscheinlich durch Hamanns — gegen Mendelssohns »Jerusalem« gerichtete — Schrift »Golgatha und Scheblimini«[4] und durch den »Fliegenden Brief an Niemand den Kundbaren«[5], mit dem Hamann sich gegen die äußerst abfällige Rezension von »Golgatha und Scheblimini« in der Allgemeinen Deutschen Bibliothek[6] zu wehren suchte, in seiner Ablehnung noch bestärkt, seiner endgültigen Stellungnahme zu Hamann in scharfen Worten Ausdruck verliehen; wir dürfen den Sinn dieser Sätze, die Göckingk mitgeteilt hat[7], obwohl sie erst in den achtziger Jahren des Jahrhunderts niedergeschrieben sein können, doch schon für die vorangehenden Jahre, für die Zeit seit der »Hexe zu Kadmonbor«, in Anspruch nehmen. In diesen Sätzen erscheint Hamann als der von Nicolai so heftig bekämpfte Typus des Provinzialschriftstellers[8], der sich

[1] Ähnlich empfand Hamann etwa gegenüber Nicolais »Feynem kleynem Almanach«, den er »mit unschuldiger Freude« liest, und der ihm »das Gegengift eines schwermütigen Abends« ist (an Nicolai 24. XII. 76 = Dorow I, 123).

[2] Vom 18. VIII. 76 = Vierteljahrschrift S. 130; 24. XII. 76 = Dorow 1, 123 und 4. V. 83 = Vierteljahrschrift S. 134 sind uns erhalten.

[3] So sendet er im Brief vom 18. VIII. 76 Nicolai einen Katalog seiner Bibliothek, dessen Anfertigung er als eine wahre Herkulesarbeit hinstellt; in demselben Brief bekennt er, daß er nicht imstande sei, Ordnung in seinen Angelegenheiten zu halten, obwohl ihm Unordnung recht verhaßt sei; oder er bekennt, er hätte bisweilen Lust, seine 3 Kinder dem Dessauer Philanthropin »zu Experimenten zu vermachen« und ähnliches mehr.

[4] Roth 7, 17ff.

[5] Roth 7, 71ff.

[6] Allg. Dtsch. Bibliothek 63, 1, 33ff. Die Rezension ist nicht signiert; Hamann vermutete mit Recht, wie R. Unger (S. 454) meint — Eberhard als Verfasser; indessen ist es nicht ausgeschlossen, daß Nicolai die Eberhardsche Rezension aufgestutzt hat, da sie sich auf die Polemik Hamanns mit den Literaturbriefen bezieht, über die Eberhard doch wohl nicht genügend unterrichtet war; an den mit dieser Hamann-Rezension verbundenen Anzeigen der Predigten Fr. Zöllners und J. H. Schulz hatte Nicolai jedoch sicher keinen Anteil.

[7] Göckingk S. 129/30.

[8] Vgl. dazu Hamanns Brief an Nicolai vom 4. III. 63 (Weber S. 51) über die »Kreuzzüge«: »Der Titel dieser ungezogenen Sammlung ist ein Provinzialscherz« usw.

um die großen allgemeinen Aufgaben nicht kümmert[1], und dem die Schriftstellerei nur zur Selbstbefriedigung dient, der die Autorschaft im Gegensatz zu Nicolais auch hier sozialisierender Denkweise für eine private und nur private Angelegenheit hält. Als der sichtbarste Ausdruck einer solchen Auffassung erschien Nicolai die mangelnde Einstellung der Hamannschen Schriften auf den unvorbereiteten Leser, ein Mangel, der sich in der allgemeinen Form, wie im einzelnen stilistischen Ausdruck zeigt. Ganz kalt urteilt Nicolai hier über »die falsche Originalität« ab, über »die Laune voll Dunkelheit einiger herrlichen Köpfe, z. B. des Verfassers der Kreuz- und Querzüge« (sic!)[2]; »dieses sonst schätzbare Buch kann kein Mensch durchlesen, der seine Zeit liebt;« Hamann habe »mehr als einen guten Schriftsteller verdorben«. — Die Wandlung in der Beurteilung Hamanns, von der freudigen Begrüßung des Abälardus Virbius in den Literaturbriefen bis zu diesem kaltherzigen allgemeinen Absprechen, zeigt sich auch in der Rezension von Hamanns »Golgatha und Scheblimini« in der Allgemeinen Deutschen Bibliothek. Die Literaturbriefsteller, heißt es da, hätten Nachsicht geübt; sie hätten angenommen, daß Hamann scherze und wisse, wo Scherz hingehöre. Allmählich aber sei Hamann statt »launig und kaustisch« nur »grillenhaft und beleidigend« geworden; nun, da er seine Grillen auch in »subtile« Dinge mische, müsse man sich energisch von ihm abwenden. »Mit einem solchen Gegner sich einzulassen, würde ebenso gefährlich als vergeblich sein.« So wenig diese Feststellung auch Hamann objektiv zu charakterisieren vermag — stellte sich Hamanns »Entwicklung« in Nicolais Bewußtsein nicht so dar? Den Mittelpunkt dieser Wandlung aber, den Punkt, an dem Nicolais eigenes Wesen von Hamann in Frage gestellt und abgelehnt wurde, notwendig auch die erste Ablehnung Hamanns durch Nicolai in sich einschließend, bezeichnet, wir wir sahen, die gegen den »Sebaldus Nothanker« gerichtete Satire »An die Hexe zu Kadmonbor«.

[1] Vgl. Hamanns Äußerung in s. Brief an Nic. vom 21. III. 62 = Roth 3, 141, er lebe »als ein Fremdling« im Gebiet der zeitgenöss. Literatur.

[2] Diese Verwandlung d. Züge »i. Zeichen d. Kreuzes« (Minor, Hamann S. 33) in »Kreuz- u. Querzüge« beruht auf einem Gedächtnisirrtum Nic. und ist wohl kein absichtlicher Spott; der Irrtum Nicolais ist jedoch recht bezeichnend. Die Deutung auf Hippels »Kreuz- u. Querzüge des Ritters A bis Z« ist schon wegen der unmittelbar folgenden Namensnennung Hamanns ausgeschlossen.

JUNG STILLING

Der Ablehnung des Sebaldus Nothanker durch Hamann im Jahre 1774 folgte nach dem Erscheinen des zweiten Bandes des Nicolaischen Romans Heinrich Jung Stillings »Schleuder eines Hirtenknaben gegen den hohnsprechenden Philister den Verfasser des Sebaldus Nothanker« im Jahre 1775 — gerade noch rechtzeitig genug, um Nicolai auch in seiner Ablehnung Hamanns zu bestärken. Jung Stillings Zugehörigkeit zur »Hamann-Partei« hatte Chr. H. Schmid in dem erwähnten Mercuraufsatz hervorgehoben; zudem wurde Nicolai über Jung Stillings Zusammenhang mit den Jungen, insbesondere mit Goethe, durch Bretschneider und einen Krefelder Korrespondenten, Engelbert vom Bruck, unterrichtet. Bretschneider setzte Nicolai auseinander, »wie das zusammenhängt, daß der Hirtenknabe Jung ein Freund Goethes sein kann«[1] und beide versichern ihn sogar, daß Goethe Jung Stilling zur Herausgabe der »Schleuder« ermuntert habe[2].

Richard Schwinger ist auf diese wie die folgenden Schriften Jung Stillings[3], sowie auf die Entgegnungsschriften aus dem Nicolaischen Kreise[4] bereits ausführlich eingegangen[5]; sie mögen daher hier nur kurz berührt werden.

Jung Stilling geht davon aus, daß Nicolai sich der »aufgeweckten Schreibart« des Romans nur bedient habe, weil er vorausgesehen habe, daß sein »trockener dogmatischer Stil« bei den deutschen Jünglingen keinen Beifall finden werde. Demgemäß hält er sich auch nicht lange mit einer ästhetischen Kritik des Romans auf, sondern tut ihn von diesem Gesichtspunkte aus kurzerhand als »Lehrjungen-

[1] Bretschneider an Nicolai, 16. X. 75 NN.

[2] Bretschneider an Nicolai: 18. IX. und 25. IX. (NN) und E. v. Bruck 15. XI. 75 (ebd.). Auch R. Schwinger (S. 238) verzeichnet diese Tatsache. — Nicolai gibt diese Nachricht übrigens an Merck weiter (28. XII. 75 = Wagner, Briefe an Merck, S. 80).

[3] »Die große Panacee wider die Krankheit des Religionszweifels«, Frankfurt 1776 und die »Theodicee des Hirtenknaben als Berichtigung und Verteidigung desselben«, Frankfurt 1776.

[4] Insbesondere Engelbert vom Brucks »Anmerkungen über die Schleuder eines Hirtenknaben dem verständigen Publikum zur Einsicht mitgeteilt« (1776) und »Abbitte an das einsichtsvolle Publikum wegen der Anmerkungen über die Schleuder eines Hirtenknaben« usw. (1776).

[5] R. Schwinger, S. 233 ff.

arbeit« ab. Denn der vornehmste Gegenstand seiner Kritik ist die religiöse Grundlage des Romans, den er als Vorzeichen des Antichrist betrachtet. Insbesondere tritt Stilling gegen die Verhöhnung des Pietismus auf, wie er sie im Nothanker sah: Deismus kann er Nicolai freilich nicht geradezu nachsagen, aber gerade das Schwanken zwischen echtem, d. h. pietistischem Christentum und deistischer Aufklärerei wirft er Nicolai vor; wie Lavater gleichzeitig Goethe vor das Dilemma stellt: »Entweder Christ — oder Atheist!«, so fordert Stilling: »Wir müssen entweder Christen ... oder Deisten sein; diejenigen, welche zwischen beiden den Mantel nach dem Winde hängen, sind Nothankers« (S. 67). Dieses Schwanken recht eigentlich erscheint ihm als der Ausdruck einer im Grunde irreligiösen Natur, wie der Nothanker ihm deshalb religionsfeindlich erscheint, weil er gegen den offenbarten Glauben lau mache. Vor dem höchsten Tribunal aber gibt es eine solche Halbheit nicht; und darum wird Nicolai, wenn er dereinst vor Gottes Richterstuhl gefordert wird, wo »keine Berliner Schule, kein schöngeisterisches Tribunal« mehr ist, das gestrenge Urteil hören müssen: »Weiche von mir, Du gehörst in mein Reich nicht!« — Im einzelnen polemisiert er sodann mit ätzender Schärfe gegen einige Wendungen des Nothanker, die ihm geeignet scheinen, das Ansehen der Geistlichen zu schädigen, und verdeutlicht in einer zusammenfassenden, an symbolisierender Bibelhermeneutik genährten Parabel[1] den zersetzenden Geist des Romans. Diese Einzelpolemik konnte ihn freilich, wie er selbst befürchtet[2], in eine Reihe mit den »Dumm-Orthodoxen« stellen; daher sieht er sich genötigt, in der »Panacee« (s. o. S. 150, Anm. 3) seine religiösen Überzeugungen, und in der »Theodicee« im speziellen die gegen seine Nothanker-Abwehr vorgebrachten Beschuldigungen nochmals zu erweisen. Bemerkenswert mußte für Nicolai in der letzteren Schrift die von der Erkenntnis, daß er sich recht gefährliche Feinde zugezogen habe[3], veranlaßte förmliche Abbitte[4] wegen etwaiger persönlicher Beleidigungen Nicolais sein.

---

[1] a. a. O. S. 91 ff.

[2] »Heinrich Stillings häusliches Leben«, 1789, S. 95; hier zitiert nach R. Schwinger, S. 239.

[3] ebd.

[4] »Theodicee«, Vorwort S. VIII.

Auch hier aber formuliert Stilling seinen Standpunkt äußerst scharf, »daß dieses Buch . . . (sc. der Nothanker) ein der Kirche Christi und der wahren Menschenverbesserung zuwiderlaufendes und wegen seines großen Abganges höchst schädliches Buch sei«, daß der Roman durch seine Forderung der Toleranz in Glaubensdingen zur Gleichgültigkeit verführe, und daß er die »Verfeinerung und Vergeistigung der Sinnlichkeit« erstrebe, der »wahren Menschenverbesserung« aber schade — viel stärker sogar als etwa Wielands »Agathon«, der zwar zur »Wollust, aber auch zur Wiederkehr« reize, während der Sebaldus Nothanker »Religionsspötter die Menge« »ohne Hoffnung der Besserung« erzeuge S. 194).

Was wir bei allen Hamannschen Streitschriften gegen die »Berliner« erkannten, daß ihre Tendenz zwar subjektiv höchst bedeutungsvoll ist, indessen ihren Gegenstand objektiv verfehlt, läßt sich auch hier feststellen. Nicolais Religiosität war keineswegs bloß erkenntnismäßig orientiert, seine Dogmenkritik entsprang nicht einer irreligiösen Überheblichkeit, sondern religiösem Bedürfnis, und speziell in den Jahren der Entstehung des Nothanker läßt sich eine stärkere Hinneigung zum geschichtlichen Christentum bei ihm nachweisen[1]; dem Pietismus allerdings stand er, wie wir schon im ersten Kapitel dieser Untersuchung erkannten, feindlich gegenüber[2]. Von dieser Stellung aus wird die kühl abwehrende Rezension verständlich, die Nicolai den Stillingschen Schriften in der Allgemeinen Deutschen Bibliothek[3] zuteil werden ließ. Nicolai glaubt es nicht nötig zu haben, sich gegen die Stillingschen Angriffe zu verteidigen. Er hält es vielmehr für unmöglich, mit Stilling zu streiten, weil dieser seinen Roman derart willkürlich verzerrt habe. Stilling sei aber um so weniger zu überzeugen, als er ein »Schwärmer« sei, bei dem »die Erleuchtung des inneren Lichtes . . . immer stärker sein werde, als alle Aufklärung der gesunden Vernunft«. Denn inzwischen hat Nicolai an Lavater die Erfahrung gemacht, daß das »innere

[1] Wie auch Nicolais Gegensatz zu Bahrdt als der des historischen Christentums zum ungeschichtlichen Standpunkt Bahrdts zu erklären ist: vgl. Aner S. 103.

[2] Dementsprechend deutet Aner (S. 78) auch seine »Zurückhaltung gegenüber der Persönlichkeit Jesu« als »Reaktion gegen die Überschwenglichkeiten des Pietismus«.

[3] Anhang zum 25./36. Bd S. 879.

Licht« sich eben nicht ohne weiteres ausblasen läßt; wir dürfen annehmen, daß diese spezielle Erkenntnis sich auf die »Kraft- und Wunderpartei« im allgemeinen bezieht.

Stilling war nach diesen Streitschriften jedenfalls für Nicolai, wie überhaupt für die Allgemeine Deutsche Bibliothek abgetan. Höpfner suchte Nicolai für Jung Stillings Jugendgeschichte durch einen Vergleich mit Werthers Leiden einzunehmen[1]; Nicolai überging diesen Vergleich, fertigte aber die Jugendgeschichte mit kurzen Worten ab[2]. Die Rezension derselben, an der Höpfner Anstoß nahm[3], war ihm freilich ziemlich unangenehm[4]; sie stand, zusammen mit derjenigen der Stillingschen »Wanderjahre« im ersten Stück des 50. Bandes der Allgemeinen Deutschen Bibliothek (S. 204 ff.) und stammte von Biester, der seinen früheren Göttinger Freunden unter dem Einfluß Nicolais immer mehr entglitt; sie war ganz im Sinne jener Nicolaischen Rezension gegen den pietistisch-mystischen Zug des Stillingschen Buches gerichtet. Auch eine spätere Rezension der Allgemeinen Deutschen Bibliothek[5] gegen den Stillingschen Roman »Geschichte Florentins von Fahlendorn«, vermutlich von Rüling verfaßt[6], ist trotz mancher Anerkennung im einzelnen ablehnend gehalten und tadelt besonders heftig, daß Stilling »Charaktere aufstellt, die den Glauben an uns selbst überspannen, und

[1] An Nicolai 20. VII. 78 NN.

[2] Nicolai an Höpfner 21. XII. 78. Hs. im Hochstift, Frankfurt.

[3] Höpfner an Nicolai 16. XII. 78 NN.

[4] Zu den »verdrießlichen Dingen« gehöre »die Rezension von Stillings Jugend, die mir sehr unangenehm ist, unerachtet sie im Grunde wahr und richtig ist«. »Nachdem sie abgedruckt worden« — ohne daß er sie im Manuskript gesehen hätte — »schrieb ich dem Rezensenten: ich wünschte, daß sie gelinder gewesen wäre, weil D. Jung mich so feindlich angegriffen habe, und man glauben könnte, ich hätte mich dadurch rächen wollen, wovon ich weit entfernt bin. Aber der Rezensent hatte nicht einmal gewußt, daß Jung der Verf. war, und die Rezension verteidigte er durch solche Gründe und Anführung von Stellen aus dem Buche, daß ich nichts dagegen zu sagen wußte«. »An der Rezension habe ich keinen Anteil. Soll ich den Rezensenten zwingen, wider seine und sogar wider meine Überzeugung zu reden?« (An Höpfner 21. XII. 78, Hs. im Hochstift, Frankfurt.)

[5] Allg. Dtsch. Bibliothek 58, 1, 121 ff.

[6] Sie ist mit deutschen Buchstaben »Mg« unterzeichnet, was sich bei Parthey und in den Zeichenbüchern nicht erklärt findet; »Mg« mit latein. Buchstaben ist v. Rülings Zeichen, der in diesen Jahren mehrere Rezensionen zum Artikel »schöne Wissenschaften« beigesteuert hat.

so einen Enthusiasmus anzündet, der am Ende nichts als Leere, tötende Kleinmut und Ekel des Lebens zurückläßt«. Wenn Stilling aber »das Zehrungsfieber der Empfindelei« bekämpfen wolle, so komme er zu spät; »seit 10 Jahren« habe man so »Öl ins Feuer« gegossen — ein deutlicher Hinweis darauf, wie sehr ihn die Allgemeine Deutsche Bibliothek zur »Wertherpartei« rechnete. —

FR. H. JACOBI

Am Sebaldus Nothanker entzündete sich auch die Feindschaft Friedrich Heinrich Jacobis. Wenn diese sich auch zunächst nicht in öffentlicher Fehde geäußert hat, wie Jung Stillings Ablehnung, so hat sie doch dazu beigetragen, Nicolai zu isolieren. Fr. H. Jacobis Einfluß ist es zuzuschreiben, wenn die Halberstädter, wenn besonders Wieland sich von Nicolai abwandten, und dieser letztere Nicolai in einen literarischen Streit verwickelte, in dem die Jungen schadenfroh Wielands Partei nahmen. Ja, er schürte Goethes Haß gegen Nicolai, reizte Voß zur Fortsetzung seiner »Verhöre« Nicolais und mischte sich in die Streitigkeiten Nicolais und Lavaters[1]. Es zeigt sich hier wiederum, daß der äußere, ereignismäßige Verlauf Nicolais Verhältnis zum Sturm und Drang beeinflußt hat; theoretische Erwägungen könnten vermuten lassen, daß die böse Karikierung Johann Georg Jacobis im »Sebaldus Nothanker«, die seinen Bruder Friedrich Heinrich zur Bekämpfung des Romans eigentlich veranlaßten, Nicolai und den Sturm und Drang, wegen der beiden gemeinsamen Ablehnung des süßlichen Anakreontikers[2] sich hätten einander nähern lassen; das gerade Gegenteil aber war der Fall.

[1] Vgl. Felix v. Kozlowski, »Zum Verhältnis zwischen Fr. H. Jacobi, Wieland, Nicolai« Euphorion XIV, 38ff.; Wilhelm Herbst, »Joh. Heinrich Voß«, S. 243f.

[2] Über die Ablehnung Johann Georg Jacobis durch die Stürmer vgl. etwa Goethes im Herbst 1772 entstandene, nicht erhaltene Posse »Das Unglück der Jacobis« (dazu Weim. Ausg. 38, S. 420f.; Biedermann, Goethes Gespräche I, S. 29ff. und V, 8f.), und die etwas spätere Goethesche Rezension in den Frankf. Gel. Anz. von 1772 (S. 670 des Neudrucks D. L. D. 7/8); ferner satirische Hinweise im »Jahresmarktsfest zu Plundersweilen« (vgl. W. Scherer, D. L. D. 7/8, S. XLVf.), Goethe an Kestner März 1774; Schubart, Deutsche Chronik 1774, I, S. 142; H. L. Wagner in »Prometheus, Deukalion u. s. Rezensenten«. Nicolai stichelt noch im Feynen kl. Almanach gegen Joh. G. Jacobis »Iris« (vgl. Ellingers Neudruck S. XVII,

Die Karikatur J. G. Jacobis in der Figur des empfindsam tändelnden Säugling im Sebaldus Nothanker wurde von Friedr. H. Jacobi sofort erkannt; die Beleidigung seines Bruders mußte gerächt werden, und Fritz Jacobi erhoffte von Wielands Seite hier tatkräftige Unterstützung. Wieland aber veröffentlichte im Gegensatz zu Jacobis Hoffnungen jene schon oben (S. 106) erwähnte lobende Rezension des Sebaldus Nothanker, die Jacobi nur noch mehr in Harnisch brachte. Wielands Entschuldigungen[1] überhörte er, glossierte vielmehr in einem Brief an Gleim[2] Wielands Verhalten als zweideutig und der bis dahin gepflogenen Freundschaft geradezu ins Gesicht schlagend. Gleim, wie überhaupt die Halberstädter, waren nun schon ohnehin durch das Verhalten Wielands gegen Heinse, insbesondere sein absprechendes Urteil gegen dessen Petron-Übersetzung gereizt[3]. Als daher Gleim seinen Freunden vorschlägt, sich ein »Wintervergnügen« zu machen und eine Sammlung von Epigrammen gewissermaßen als Bundesumlage zu veranstalten, in denen

Anm. 2), wie er auch in einem Epigramm, das im Göttingischen Musenalmanach von 1772 erschien, Jacobi recht arg mitnahm (vgl. hierüber auch s. Brief vom 14. VIII. 72 an Joh. Georg Zimmermann = Ed. Bodemann, »Joh. S. Zimmermann« S. 302). Vgl. ferner die vorangegangene abfällige Besprechung von Jacobis »Sommerreise« und »Winterreise« in der Allg. Dtsch. Bibliothek XI, 2, 169ff. Daß die Charakterisierung Joh. G. Jacobis im Nothanker den Zeitgenossen sehr einleuchtete, beweist z. B. die Tatsache, daß die Rezension einer Wertherparodie (»Leiden des jungen Franken, eines Genies«, Minden 1777 = Appell S. 178) im Berliner Literar. Wochenblatt vom 4. V. 77 »Säugling« als Typ des süßlich-weichlichen Gecken bei ihren Lesern als bekannt voraussetzen durfte; schon hieraus sieht man übrigens, wie sehr dieser erste Nicolaische Angriff in den späteren Wertherstreit hinüber wirkte. Vgl. auch Voß an Ernestine 16. V. 73 (= Briefe von und an Voß ed. Abraham Voß I, 212), der »Säugling« = Jacobi ebenfalls als Typ des süßlichen Gecken annimmt und weitergibt.

[1] Wieland an Fr. Jacobi 16. VII. 73 = »Fr. H. Jacobis auserles. Briefwechsel« ed. F. Roth, Leipzig 1825 I, 116ff. Wieland beteuert dort, daß er die Satire gegen Joh. Georg nicht bemerkt habe (!); in s. Brief vom 14. VIII 73 (ebenda S. 133f.) urteilt er, daß die Figur des Säuglings »kein Pasquill«, »ja kaum eine Personal-Satire» darstelle; vgl. aber die im Anhang wiedergegebene Stelle aus Boies Brief an Nicolai vom 14. IX. 73, wo Boie mitteilt, Wieland habe die Gleichung Säugling-Jacobi sehr wohl bemerkt.

[2] Fr. H. Jacobi an Gleim 6. VIII. 73, mitgeteilt von Felix v. Kozlowski Euphorion XIV, 38ff.

[3] Vgl. H. Proehle, »Die Büchse« = Schnorrs Archiv für Literaturgeschichte IV, 323ff.

über »Kritiker und Journalisten« zu Gericht gesessen werden sollte, muß Wieland arg herhalten. Das Bezeichnende aber — und in unserem Zusammenhange Merkwürdige — ist, daß hier weit schärfer als gegen Wieland von den Bundesdichtern gegen Nicolai Stellung genommen wurde. In den Epigrammen, die H. Proehle aus dieser Halberstädter »Büchse« mitteilt, finden sich weit zahlreichere und schärfere Glossen gegen Nicolai, als gegen die anderen hier mitgenommenen Kritiker[1]; zumal der Sebaldus Nothanker wird immer wieder zum Gegenstand des Spottes gemacht, daneben hauptsächlich die Allgemeine Deutsche Bibliothek und Nicolais eigene Person. Ob Nicolai etwas von der »Büchse« als solcher bekannt wurde, kann nicht ausgemacht werden, wenngleich es immerhin wahrscheinlich ist, daß ihm Einzelheiten bekannt wurden, wie er auch z. B. Kästners Epigramm, mit dem dieser nach Herders Ausdruck[2] »Sebald angestochen«, von Gülcher und dem Allerweltsfreund Bretschneider zu hören bekam[3]; ebenso wahrscheinlich ist, daß Wieland von diesen Angriffen etwas vernahm. In jedem Falle zeigte Nicolais bald darauf erscheinende Rezension von Wielands »Teutschem Mercur«[4] das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit mit Wieland gegen gemeinsame Gegensätze, wie denn auch beispielsweise Herder sich schon kurz vorher gelegentlich Nicolais Besuch bei Wieland in Weimar (1773) zu Hamann dahin geäußert hatte, daß »die Sprosse der toten Wurzel aus Berlin, Hr. Fr. Nicolai, mit der Weide an den Wasserplätzen Weimars« zusammengehöre[5].

[1] Weiße, Unzer, Mauvillon, Sturz, Raspe u. a.

[2] Herder an Hamann 29. VII. 75 = O. Hoffmann S. 105.

[3] Gülcher an Nicolai 15. VIII. 75 u. Bretschneider 8. III. 76, was schon R. Schwinger S. 211 erwähnt.

[4] Allg. Dtsch. Bibliothek 21, 1, 300ff. Die Rezension ist mit Kf unterzeichnet, was Parthey und das Original der Zeichenbücher nicht erklären. Nicolais Autorschaft ist aber durch seine Notiz (Göckingk S. 55) belegt, daß Wieland durch eine Rezension seiner Alceste und dadurch erbittert gewesen sei, »daß ich (Nicolai) über den Mercur mit einer feinen Wendung (!) meine Meinung gesagt hatte«. Die »feine Wendung« besteht in der Parabel von den samischen Gefäßen, die bisweilen recht viel größer waren, als die darin versandten Weinkrüge, und deshalb mit »Moos und Sand« ausgefüllt wurden. Die Klage, daß Wieland seinen Mercur mit zu viel Ballast beschwere, wurde übrigens häufiger gehört.

[5] Herder an Hamann 25. III. 75 = O. Hoffmann a. a. O. S. 94.

In dieser Rezension, in der Nicolai sich nochmals gegen Joh. Georg Jacobi wendet[1], findet sich der gemeinsame Gegensatz recht scharf angedeutet. Wieland, meint Nicolai, schreibe nicht für den »Bürger von Güstrow[2], den Ramlers Oden anstinken«, nicht für den »Einwohner Wandsbecks[3] oder Sachsenhausens[4], der nur liebt, Bardengetön von den Bergen weicher tönen zu hören und der Prose und Verse für Spreu hält, wenn sie nicht kühnen Wurfs Metaphern und Kraftsprüche unter didaktische Lehrsätze und harte Konstruktionen, und deutsche Männlichkeit unter Schlemperlieder werfen, und der sich freut, daß die Krankheit von Helikonsberge wie ein epidemisches Nervenfieber um sich greift und einen Jüngling nach dem andern überwältigt«; ebensowenig aber könne Wieland mehr für den »Freund Halberstadts, der mit den sieben Poeten freundschaftlich sympathisiert, die Lieder für das Volk singt« usw., seinen Mercur schreiben; er schreibe ihn also »für sich und seine Freunde«. Um so schmerzlicher mußte Nicolai dann von der ein Jahr später erfolgenden, schon erwähnten Absage Wielands berührt werden; Wieland versagte gerade dort seine Gefolgschaft, wo Nicolai sie am stärksten erhofft hatte, im Kampf gegen die Jungen; denn indem er der Anzeige der Nicolaischen »Freuden Werthers« jenen heftigen Angriff gegen Nicolai anfügte, der eine öffentliche Fehde beider zur Folge hatte, sah sich Nicolai gerade hier isoliert; und Wieland zerschnitt nicht nur die Fäden ihres zukünftigen Verhältnisses, sondern suchte mit den Worten: »Hr. N. ist nie mein Freund gewesen«, seiner Absage auch rückwirkende Kraft zu verleihen[5].

Das direkte persönlich-literarische Verhältnis Nicolais und Fr. H. Jacobis ist ein wenig beziehungs- und aufschlußreiches Kapitel. Äußerungen Nicolais über Fr. H. Jacobis Romane sind mir nicht bekannt geworden. Die drei Briefe Fritz Jacobis, die sich in

[1] Nicolai findet, daß selbst dessen von Wieland als schönstes Stück gepriesenes »Charmides und Theone« noch recht weichlich und empfindsam ist.

[2] Joh. H. Voß gemeint?

[3] Natürlich Mathias Claudius.

[4] Die Mitarbeiter der Frankf. Gel. Anz.

[5] Über den an diesen Angriff sich anschließenden Streit vgl. die Darstellung L. Geigers. »Wieland und Nicolai« = »Im neuen Reich« 1881, 2, 417 ff., vgl. auch oben S. 60.

Nicolais Nachlaß befinden[1], sind fremd und korrekt geschriebene Literatenbriefe ohne Bedeutung; höchstens der erste, der Nicolai Jacobis enge Beziehungen zu Wieland erraten ließ[2], ist von einigem Interesse; Nicolai hat ihn, wie aus seiner Notiz auf der Rückseite hervorgeht, mit der Übersendung eines Bandes der Bibliothek und des Sebaldus Nothanker beantwortet. Jacobi hat dafür später die Pränumeration für zwei Nicolaische Verlagswerke[3] übernommen, aber die eingesammelten Gelder Nicolai zu übersenden verabsäumt; einen Mahnbrief Nicolais beantwortet er mit Entschuldigungen und dem Versprechen, Nicolai in Berlin aufzusuchen; ob es das getan hat, ließ sich nicht feststellen. Erwähnt sei hier noch, daß Fr. Jacobis Bild vor dem 54. Band der Allgemeinen Deutschen Bibliothek stand; Nicolai hatte die Vorlage für den Kupferstecher durch Vermittelung Justus Mösers erhalten[4]. Der letzte Briefwechsel Nicolais mit Fr. H. Jacobi, aus dem R. Zoeppritz ein für Nicolai ungemein charakteristisches Bruchstück aus Nicolais Nachlaß veröffentlicht hat[5], ist nur im Zusammenhang der ganzen theologischen Streitigkeiten der späteren achtziger Jahre verständlich, auf die hier jedoch nicht eingegangen werden kann.

NICOLAI UND HERDER

Die Ablehnung des »Sebaldus Nothanker« durch Hamann, Jung Stilling, Fr. H. Jacobi hat, wie wir sahen, eine Kluft zwischen der Geniepartei und Nicolai geschaffen, und sein subjektives Verhältnis zum Sturm und Drang arg erschüttert. Diese Erschütterung allein würde jedoch bei der dem Kompromiß geneigten Art Nicolais

[1] Sie sind vom 3. IV. 73 aus Aachen, vom 27. III. 78 und 9. VI. 80 aus Düsseldorf datiert.

[2] Fr. H. Jacobi bittet Nicolai, auch seinerseits zu verhindern, daß Wielands Agathon durch dessen Verleger zu einem niedrigeren Preis als dem Pränumerationspreis in den Buchhandel gelangt.

[3] Die Übersetzung von Amorys »life of John Buncle« und das »Technologische Wörterbuch« von J. K. G. Jacobsen.

[4] Vgl. Justus Möser an Nicolai, Brief aus dem Jahre 1782 (ohne Datum), Mitteilungen des Vereins für Geschichte und Landeskunde von Osnabrück. Neue Folge. 31, 255 ff.

[5] »Aus Fr. H. Jacobis Nachlaß«, hrsg. von R. Zoeppritz, Leipzig 1869, I, 97 ff.

nicht die in ihm ruhenden Widerstände zu jener konsequenten und hartnäckigen Bekämpfung des Sturms und Drangs sich haben entfalten lassen, wie sie aus den Darstellungen bekannt ist. Die Ablehnung Hamanns beschwerte Nicolai wegen ihrer grotesken Form nicht allzusehr, und seine Gegenwehr hätte sich auch ohne tiefgehende prinzipielle Auseinandersetzung aus dem vorangegangenen persönlich-literarischen Verhältnis ergeben können; Jung Stillings Ablehnung hätte von Nicolai als natürliche Reaktion gegen den pietismusfeindlichen Standpunkt des Nothanker aufgefaßt und somit relativ leicht abgetan werden können, wenn nicht, was wir schon oben andeuteten, wichtige andere Faktoren mitgewirkt hätten; Friedrich H. Jacobis Ablehnung endlich ist Nicolai möglicherweise erst später, und natürlich nur auf indirektem Wege bekannt geworden, und hat daher, so wichtig sie für das objektive Verhältnis Nicolais zum Sturm und Drang ist, auf das subjektive Verhältnis keinen Einfluß haben können.

Unter den Faktoren, die sich hier einschoben, steht an erster Stelle die scheinbar unvermittelte, und, wie wir sehen werden, Nicolai zunächst unverständliche Absage Herders an Nicolai, die im Sommer 1774 einem achtjährigen freundschaftlichen Briefverkehr ein Ende setzte. An dieser Stelle traten in jeder Beziehung äußerst scharfe prinzipielle Gegensätze auf, deren Bedingungen auf Herders Seite sich natürlich erst allmählich gebildet und gefestigt hatten. Es ist daher notwendig, einen kurzen Blick auf die Entwicklung und Gestaltung der Beziehungen zu werfen, die beide Männer durch acht Jahre hindurch miteinander verknüpft hatten.

Die äußere Erbschaft der Literaturbriefe, urteilt Rudolph Haym[1], trat im Jahre 1766 Nicolais Allgemeine Deutsche Bibliothek, ihr geistiges Erbe Herder mit seinen »Fragmenten über die neuere deutsche Literatur« an. Dort ein mit allen äußeren Voraussetzungen begabtes, groß angelegtes Unternehmen; hier das Erstlingswerk eines Unbekannten, abseits vom großen literarischen Betriebe entstanden, und doch, trotz der Anonymität des Autors, seinen Namen bald von Mund zu Mund führend. Niemand, von den persönlichen Freunden abgesehen, konnte den Fragmenten regeres Interesse entgegenbringen als die Literaturbriefsteller, und unter ihnen besonders

[1] Rud. Haym, »Herder nach seinem Leben und seinen Werken«. Berlin 1880. I, S. 123.

Nicolai, der in der Anfangszeit der Allgemeinen Deutschen Bibliothek eifrig nach allen begabten, selbständigen Köpfen Ausschau hielt. Merck witzelt einmal, als er von der zwischen Nicolai und Herder geschlossenen literarischen Verbindung hört: »Es scheint jetzo die verkehrte Welt zu sein; das Brod geht nach Genie, und nicht das Genie nach Brod[1].« Er hat damit einen für den Charakter beider Männer recht bemerkenswerten Zug hervorgehoben.

Am 19. XI. 66 sendet Nicolai »An den Verfasser der Fragmente über die neuere deutsche Literatur«[2] durch Vermittlung von dessen Verleger Hartknoch einen Brief, in dem er Herder recht Schmeichelhaftes über die Fragmente sagt; die Literaturbriefsteller seien erstaunt über die »Belesenheit« des Verfassers in den Literaturbriefen; sie seien, wie erklärlich, nicht in allen Stücken seiner Meinung, hätten aber »das reinste Vergnügen« über die Gedanken eines so »einsichtsvollen Mannes« empfunden. Er stellt sodann einige unwesentliche Irrtümer des Fragmentisten nebenher richtig und hebt einen Hauptmangel der Herderschen Kritik an den Literaturbriefen hervor, indem er darauf hinweist, daß Herder öfters Stellen aus verschiedenen Briefen und von verschiedenen Verfassern seinen Bedürfnissen gemäß zusammenschiebe, so daß bisweilen der Zusammenhang fehle. Er sieht in Herder — für unser heutiges Empfinden, das von vorneherein auf die tiefgehenden Unterschiede der Auffassungsweise in Literaturbriefen und Fragmenten eingestellt ist, schwer verständlich — einzig den Jünger der Literaturbriefe, gerade zu der Zeit eine willkommene Ergänzung des Kreises, als durch Thomas Abbts Tod eine Lücke gerissen war[3]. Was ist natürlicher, als daß er diesen begabten jungen Autor für sich gewinnen will, wie Moses einst den

[1] Merck an Nicolai 7. XI. 72.

[2] Wohl war Nicolai Herder als Verfasser der Fragmente bekannt, doch vermied er es, mit dieser Kenntnis dem Verfasser, der unbekannt bleiben wollte, zudringlich-vertraulich entgegen zu springen. O. Hoffmanns Urteil (Vierteljahrsschr. 1, 121), Nicolai habe hier »ein geradezu lächerliches Versteckspiel« mit Herder begonnen, da durch Hamann Herders Name in Berlin schon zwei Jahre früher bekannt geworden sei, ist mir um so weniger verständlich, als Herder doch damit noch nicht als Verfasser der Fragmente in Berlin bekannt geworden sein mußte. Nicolai benahm sich hier vielmehr nur taktvoll, wenn er erst im zweiten Brief mit einer launigen Wendung Herder zur Ablegung der Maske veranlaßte.

[3] Wie Herder auch sogleich zwei Abbt zugedachte (vgl. Nicolai an Herder 2. V. 67) Rezensionen, nämlich die zweier Tacitus-Übersetzungen, aufgetragen erhält.

Verfasser der Schrift »Vom Tode fürs Vaterland« zu den Literaturbriefen eingeladen hatte, in der Hoffnung, ihn in gemeinsamer Arbeit zu einem Literaturbriefsteller zu erziehen. Wenn aber die Literaturbriefsteller Thomas Abbt erst in die Art der Literaturbriefe einführen mußten — war es nicht leichter, Herder, der sich schon mit dem in ihrem Kreise geübten Verfahren so bekannt erwiesen hatte, seine kleinen Unarten abzugewöhnen? Als solche galt Nicolai vor allem Herders an Hamann genährte Schreibart; daher teilt er Herder in diesem Brief, in dem er ihn für die Allgemeine Deutsche Bibliothek wirbt, sogleich mit, was seiner Meinung nach Herders Leistungen herabdrücke: der »Hamannische Cant«, zu dem sich Herder »herablasse«, obgleich er doch »so gut schreiben« könne[1]. »Vous courez aprés l'esprit, comme si vous n'en aviez pas« schließt er. Es ist bemerkenswert, daß Nicolai auf die ebenso scharfsichtige wie scharfe Beurteilung des Planes der Allgemeinen Deutschen Bibliothek (in der »Einleitung« der Fragmente) nicht eingeht.

Herder, auf den »der Geist der Berliner Gelehrten« — insbesonderes Mendelssohns und Abbts — »sympathetisch gewirkt« hat[2], wie er auch das Erscheinen der Allgemeinen Deutschen Bibliothek mit großen Hoffnungen erwartet hat und sie fleißig liest[3], ist über das Nicolaische Anerbieten sicher erfreut; wenn er auch an Hamann mit ganz kahlen Worten von einem »höflichen Brief« Nicolais voller »Schmeicheleien und Entschuldigungen« berichtet, und ihm Nicolais Wort vom Hamannschen »Cant« mitteilt, so ist sein Ton hier mit Rücksicht auf das ihm bekannte Verhältnis Hamanns zu Nicolai gestimmt, das damals, wie wir sahen, auch eine äußere Entfremdung erfahren hatte; von seinem Entschluß, der Nicolaischen Einladung Folge zu leisten, teilt er seinem Mentor zunächst noch nichts mit. Nicolai erhielt seine Zusage Ende Dezember[4] als das »angenehmste

[1] Noch am 12.VI. 69 NN. äußert sich Nicolai zu Iselin: »In den Fragmenten über die deutsche Literatur ist wirklich, der gekünstelten Schreibart unerachtet, vieles gute.«

[2] Herder an Nicolai 19. II. 67.

[3] Vgl. Herder an Hamann 21. V. 65 = O. Hoffmann, Herders Briefwechsel mit Hamann, S. 17 und Juli? 1766 = ebd. S. 26. Vgl. insbesondere Suphan I, 143ff. (Einl. zur ersten Sammlung der »Fragmente«).

[4] Der Brief Herders ist verloren gegangen; das Datum ergibt sich aus Nicolais Antwort.

Weihnachtsgeschenk«[1], »glücklich genug«, in Herder »einen Mann von Geschmack und Talenten entdeckt zu haben.« Jetzt freilich muß er auch Herder zu dem Gegenvertrauen veranlassen, die Maske seiner Anonymität abzulegen; er wisse zuverlässig, schreibt er, daß »der Verfasser der Fragmente nicht Harder heißt«. Auf eine anscheinend gereizte Erwiderung Herders wegen des Angriffes auf Hamann entschuldigt er seine Anmerkung über Herders Schreibart als »nur beiläufig«, »übrigens aber meiner natürlichen Offenherzigkeit gemäß«; doch gibt er dieser Anmerkung hier die schon oben erwähnte prinzipielle Wendung, und bleibt dabei, daß Hamann »ein betrübtes Beispiel« dafür sei, wie weit die Liebe zu Allusionen den Schriftsteller verführen könne. Herders wohl vorsichtig vorgebrachte Äußerungen über die geringe Qualität der ersten Bände der Allgemeinen Deutschen Bibliothek widerlegt er mit dem Hinweis auf die Jugend des Unternehmens und die Schwierigkeit, die geeigneten Mitarbeiter zu finden — Widerstände, die es ihm unmöglich machten, die von Herder gewünschte »idealische Form« zu erreichen, und ihn nötigten, sich mit einer »practicableren« zu begnügen. Sodann schlägt er Herder einige Rezensionen vor, und zwar solcher Werke, die des Interesses Herders sicher zu sein schienen, wie Schlegels Werke und Klotzens »Carmina« und »Opuscula«.

Diese recht lose geknüpfte Verbindung — denn auch Herders Antwort vom 19. II. 67, »in Eil« geschrieben, bleibt recht sehr an der Oberfläche — wird nun durch vier Momente befestigt, die zum Teil zugleich schon einen Keim des späteren Verhältnisses enthalten.

Im zweiten seiner Briefe beklagt Nicolai mit warmen Tönen Thomas Abbts Tod und legt damit Balsam auf eine Wunde Herders. In der Tat: wer von den Literaturbriefstellern stand Herder menschlich näher als Abbt? Wie er sich auch bemühte, sich für Lessings kritische Schärfe bewundernden Beifall abzuringen, wie er Moses Mendelssohns edles und einfaches Theoretisieren nachzuahmen sich bestrebte — menschlich stand ihm Abbt am nächsten. Man muß beobachten, wie Herder, wenn er Abbts Bildungsgang, die Grenzen und die Möglichkeiten seiner Begabung, die ihm gegebenen Ausdrucksformen untersucht, unwillkürlich — bei sich selbst anlangt; wie die Schilderung Thomas Abbts, wie er sie später-

[1] Nicolai an Herder, 30. XII. 66.

hin im »Torso« gibt, zur Selbstschilderung Herders wird. Hier, bei Abbts Namen, scheinen sich auch die Menschen Herder und Nicolai die Hand zu reichen; aber es ist nur wie eine flüchtige Berührung, der auf beiden Seiten ein verlegenes Schweigen folgt. Nicolai teilt Herder die Absicht seines Ehrengedächtnisses für Abbt mit. Der schwere Verlust soll Deutschland gezeigt werden, den es durch Abbts Tod erfahren hat: mit Ausschaltung des persönlichen Momentes sollen alle Vorzüge seines Charakters und seiner Begabung dargestellt werden; doch macht er das Erscheinen der Biographie davon abhängig, daß er das nötige Material, von Abbts Vater insbesondere[1], erhält. Wie ganz anders Herder! Noch weiß er nichts Persönliches über Abbt, oder doch höchst Ungenaues und meist Erratenes, kennt kaum alle Werke desselben[2], aber doch wünscht er durch ein Denkmal bezeugen zu können, was Abbt ihm war: »ist je ein Autor so ganz nach seiner Denkart und Laune so gleichsam ausfüllend für mich gewesen, so war er's in seinen Schriften«[3]. Mit einem skeptischen Blick zwar auf Nicolai — »wie wenige mögen es sein, die aus dem, was er geliefert, so völlig auf das schließen können, was er hätte tun können und wollen« — aber im ganzen doch, um des Toten willen, zufrieden, wenn überhaupt nur ein Monument zustande kommt, ruft er Nicolai zu: »bauen Sie ihr[4] Grabmal, statt daß Lebende es sich selbst bauen können!« Schon im Brief vom 2. V. 67, in dem Nicolai mitteilt, daß sein Ehrengedächtnis »unter der Presse« sei, äußert Nicolai aber sein Befürchten, Herder werde von seiner Schrift enttäuscht sein; er entschuldigt sich im voraus und bittet Herder zu bedenken, daß sie in kurzer Zeit während der Vorbereitungen zur Leipziger Messe entstanden sei; zu der äußeren Schwierigkeit komme die innere, daß es im all-

[1] Wie dessen Briefe an Nicolai in N. N. beweisen; ein Bückeburger Korrespondent berichtet (ebenda) über die letzten Lebenstage Abbts.

[2] So fragt er im Brief an Nicolai vom 19. II. 67, ob Abbt ein Schüler Baumgartens sei, ob das Orakel und die Zweifel über die Bestimmung des Menschen von Abbt verfaßt seien, ob die im letzten Meßkatalog angekündigte veränderte Auflage der Abhandlung »Vom Verdienst« noch zu erwarten sei usw.

[3] Herder an Nicolai ebenda.

[4] »ihr« in bezug auch auf A. G. Baumgartens und J. D. Heilmanns Tod; Herder plante zunächst auch für diese beiden ein literarisches Ehrendenkmal; vgl. R. Haym, S. 173 f.

gemeinen recht schwer sei, das Leben eines Gelehrten zu würdigen, zumal das eines jungen, von dessen zukünftigen Leistungen er persönlich zwar durchdrungen sei, ohne sein Gefühl jedoch zum Ausdruck bringen zu können, »aus Furcht, für einen Schmeichler gehalten zu werden«; er selbst fühle zwar, daß manches in seiner Schrift recht trocken sei, »aber wer's besser machen könnte!« — Auch Herder hat die Schwierigkeiten wohl empfunden, aber in ganz anderer Art. »Von der Kunst, die Seele . . . des Anderen abzubilden« ist die Einleitung zu seinem »Torso«[1] überschrieben; und hier entscheidet er sich, daß es unmöglich sei, das fremde Bild ohne einen Grad »verliebter Schwärmerei« in sich aufzunehmen und darzustellen. Und doch: »die Kunst ist neidisch, daß sie das Beste nicht ausdrücken kann: seine Seele«, zitiert er am Schluß. Er hat es aber mit einem Seelenporträt zu tun, und »eine Menschenseele ist ein Individuum im Reich des Geistes«; diese Erkenntnis ist die Richtschnur seiner Darstellung auch dort, wo er die gesellschaftlichen Bezüge von Abbts Existenz, den Bürger, den Gelehrten usw. einbezieht. Für Nicolai aber sind die gesellschaftlichen Qualitäten Orientierungspunkt, wenn nicht Maßstab seiner Darstellung; er schildert das Werden, Leisten, Sich-Einordnen eines begabten Menschen in der Gesellschaft; was sie verliert, was Abbt ihr noch schuldig geblieben, möglichst objektiv aufzuzeigen ist das Ziel seines Ehrengedächtnisses. Herders Ziel ist eher darzustellen, was die Gesellschaft Abbt schuldig geblieben ist: »Er trägt die Fesseln seines Zeitalters . . . Je mehr er sich um seine Welt verdient machen will, desto mehr muß er sich nach ihr bequemen . . . um sie zu bilden« (S. 265). Wie Zeitalter und Gesellschaft ihn zu dem bildeten, was er war, will er »in allen Nüancen erklären« — und »alsdann ergänzen«: er will überall die Linien von dem was Abbt war, weiterziehen zu dem, »was er hätte tun können und wollen«. Und wenn Nicolai Abbt nur als Strebenden, Nicht-Fertiggewordenen darstellt, und wenn seine Manier, seine Eigenart für ihn das Nicht-Vollendete, das durch fortgesetzte Bildung zu Tilgende ist, so will Herder durch seine Totengabe eben diese Manier und Eigenart als etwas Beglückendes festhalten; er will aus seinen Schriften »ein Salböl ziehen, das uns zu seinen Nachfolgern einweiht« (S. 255).

[1] ed. Suphan 2, 257.

Ob das Bild, das er gibt, mehr ein »ikonisches oder Idealbild« darstellt, will und kann er nicht entscheiden — Nicolai hielt es jedenfalls für ein Idealbild; er fand[1], daß Herder Abbt auch da verteidige, »wo er sich selbst schuldig erkannt hat«, nämlich in seiner stilistischen »Manier«. Und wenn Herder bei der Betrachtung dieser Manier ausrief: »Dank seinen Freunden, daß sie ihm diese ‚Auswüchse' nicht raubten, ihm seine Gestalt ließen wie sie ist«; wenn er den »schleppenden Paragraphenstil«, die »hüft- und marklose Sprache der Wochenblätter«, »den artigen Anstand unserer schönen Geister« geißelte und schließlich mit dem Wort: »Den Gästen soll mein Gericht schmecken, nicht den Köchen!«[2] sich ein anderes Publikum erwählte als die Popularphilosophen — so antwortete Nicolai[3], alle Invektiven Herders übergehend und ohne den Versuch einer Widerlegung Herders, mit der ernsthaften Mahnung, sich »einen planeren Stil anzugewöhnen«; Herders Schreibart sei »noch immer allzu rätselhaft«, und er »verdamme seine Schriften, ehe noch fünfzig Jahre ins Land gehen, einen Kommentator zu bekommen«. Was konnte solcher Mahnung gegenüber Nicolais kahler Lobspruch sagen, der Torso sei »voll bündiger Bemerkungen und kleiner Winke, die zu vielem Nachdenken Anlaß geben«? Es ist kein Wunder, daß Herder den Verfasser des Ehrengedächtnisses alsbald mit dem trokkenen Wort »Lebensbeschreiber« bezeichnete[4]; der Gegensatz wird uns deutlich, wenn wir uns vergegenwärtigen, daß er als Biograph nicht minder denn als Kritiker »der Pygmalion seines Autors« sein wollte[5]. Und es ist erklärlich, daß er wenige Jahre später, als er in den »Gefundenen Blättern aus den neuesten deutschen Literaturannalen« seinem Unmut gegen Nicolai Ausdruck gab, auch den Gegensatz von Torso und Ehrengedächtnis zu bissigem Spott verwandte[6].

[1] Nicolai an Herder 14. VI. 68.

[2] Suphan 2, 280; Herder legt diese Worte Abbt in den Mund. Übrigens hat Herder diese Stilpolemik im nicht erschienenen zweiten Teil des Torso (Suphan 2, 325) reichlich abgeschwächt — ein Anzeichen seines schwankenden Verhaltens in dieser Periode.

[3] Nicolai an Herder.

[4] Herder an Hamann »Ende April 1768« = O. Hoffmann S. 45.

[5] ed. Suphan 1, 291 (Einl. z. zweiten Sammlg. s. Fragmente.)

[6] Suphan 5, 265 (1773; veröffentlicht 1774): »— — ob also der Herr Verleger nicht wohl täte, statt anderer verunzierten sein eigenes Bildnis . . . nicht zu vergessen

Zwar enthalten also »Ehrengedächtnis« und »Torso« schon die späteren Gegensätze im Keim; immerhin wuchs durch diese gemeinsame Beziehung zu dem toten Freund die gegenseitige persönliche Anteilnahme. Wie durch die gemeinsame Freundschaft wird sie auch durch die gemeinsame Feindschaft verstärkt. Der gemeinsame Feind ist der berüchtigte Klotz.

Zwischen der zweiten und der dritten Sammlung der »Fragmente« liegt eine Wandlung Herders im Verhalten zu Klotz; hatte noch die zweite Sammlung Klotz als feinsinnigem Kenner des Altertums manches Lob gespendet, so flicht schon die dritte Sammlung kritische Bemerkungen gegen den Hallenser ein. Hatten dementsprechend die Acta litteraria noch Herder unter der Rubrik der »libri minores« mit wohlwollendem, aber geringwertigem Lob abgespeist, so zog ihn die neugegründete »Deutsche Blibliothek« Klotzens, durch einen ungeschickten[1] Brief Herders an Klotz gereizt, in die Angriffe gegen die »Königsberger Sekte« mit hinein, und versetzte Herder den schwersten Schlag, indem sie seine Anonymität enthüllte. Herders natürliche Gereiztheit und Streitsucht wird nun von Nicolai, obwohl dieser gerade immer wieder zur Ruhe mahnt, unwillkürlich noch mehr erregt, bis sie sich in den »Kritischen Wäldern« gegen Klotz und Riedel entlädt. Jenen »ungeschickten« Brief an Klotz hat Herder an Nicolai zur Weiterbeförderung nach Halle übersandt[2]; aber schon in dem sich mit dieser Herderschen Sendung kreuzenden Brief[3] weist Nicolai auf den Antipoden der Berliner Kritiker hin: »mich soll wundern, wie Hr. Klotz Ihre Kritiken[4] aufnehmen wird; er kann sonst kaum auch nur mäßigen Tadel vertragen, sondern möchte gern recht ins Gesicht gelobt sein«. Nicolai hat sich in dieser Zeit von Klotz, der einige Rezensionen zu den ersten Bänden der Allgemeinen Deutschen Bibliothek beigesteuert hatte, losgesagt, und setzt sich kaum ein Jahr später — in der Vorrede zum 2. Stück des 8. Bandes der

— sich immer ein lebendiges Lebens- u. Ehrengedächtnis — fehlt« (d. h. fehlt nach der durch die Fiktion der »Gefundenen Blätter« bedingten Schreibart).

[1] So nach R. Hayms Urteil S. 213.

[2] Herder an Nicolai, Brief vom 10. X. 67.

[3] Nicolai an Herder 20. XI. 67.

[4] sc. der Klotzischen »Carmina« und »Opuscula« = Allg. Dtsch. Bibliothek V, 1 und 2 = Werke ed. Suphan. 4, 239ff.

Allgemeinen Deutschen Bibliothek — mit Klotz auch öffentlich auseinander. Seine Briefe an Herder sind in diesem Jahre voller Warnungen gegen Klotz und dessen Anhänger, deren Praktiken er dem unerfahrenen Herder enthüllt, in der Absicht, diesen der verderblichen Berührung mit den Hallensern ganz zu entreißen. Er warnt Herder vor Klotz als dem eitelsten Charlatan, der sich zur Erreichung persönlicher Zwecke nicht scheue, Gelehrte durch Klatschereien auseinanderzubringen, wie er ihm jetzt Heyne in Göttingen abspenstig gemacht habe; er warnt vor J. G. Jacobi und Riedel, besonders aber vor Gleim, der sich mit äußerster Liebenswürdigkeit an alle in der Hoffnung heranschleiche, ihr Urteil über ihn zu beeinflussen. Mit Freude sieht Nicolai, daß Herder auf seine Ermahnungen bereitwillig eingeht und bald in scharfen Ausdrücken über die Klotzianer urteilt[1]; noch größer ist seine Freude natürlich, als Herder dann in den Kritischen Wäldern gegen Klotz und Riedel anläuft[2]. Diese gegenseitigen Bekenntnisse gegen Klotz lassen erst nach, als Herder in Frankreich ist und bekennen kann[3]: »Was Klotz und sein Anhang von mir hält, ist mir in der Entfernung gleich viel; und wenn ich wieder erscheine, weiß ich meine Wege«; denn inzwischen hat sich Hamanns schon oben gekennzeichneter Standpunkt Klotz gegenüber auch bei ihm geltend gemacht[4]. Mit Klotzens 1772 erfolgtem Tod ist diese Frage natürlich gegenstandslos geworden. —

Eine rein persönliche Angelegenheit trägt ebenfalls dazu bei, dem Verhältnis Herders zu Nicolai eine freundschaftliche Note zu geben. Herder entschuldigt die Verzögerung seines Briefes vom 19. II. 67 mit einer »unvermuteten Brustkrankheit«, die ihn »dem Tode nahe gebracht« habe. Durch Hartknoch erfährt Nicolai von dem ungünstigen Gesundheitszustand Herders, auch von seinem Augenleiden.

[1] Besonders natürlich, als Herder die abfällige Beurteilung des Nicolaischen Ehrengedächtnisses in Klotz' Bibliothek (IV, 44) im dritten Kritischen Wäldchen (Suphan 3, 441) zu einem »Maßstab« des von Klotz geübten Verfahrens nahm.

[2] Nicolais Rat, in den Hamburgischen Korrespondenten, ein von Klotz durch seinen Herausgeber, Wittenberg, abhängiges Blatt, ein bezahltes »Avertissement« seines Verlegers einrücken zu lassen, in dem er gegen Klotz öffentlich vorgehen sollte, hat Herder nicht befolgt.

[3] Herder aus Nantes an Nicolai 5./16. VIII. 69.

[4] Vgl. seinen Brief an Hamann schon v. November 1768 = O. Hoffmann S. 51.

Nicolai äußert sich nun um Herders Gesundheit sehr besorgt, wie er auch später, als die Augenfistel Herders trotz mehrfacher Operationen sich nicht beseitigen läßt, seine Teilnahme ausdrückt. Da der Bann nun einmal gebrochen ist, und Herder ohnehin, wie gewöhnlich in seinen Briefen, stark abhängig von Augenblicksstimmungen, allerlei unmutige Äußerungen über seine Rigaer Verhältnisse, über die Abgeschlossenheit vom literarischen Leben Deutschlands, über die »Predigerfalte«, die er mehr und mehr bei sich spüre, in seine Briefe einfließen läßt, äußert Nicolai den Gedanken, ob sich Herder nicht in Berlin wohler fühlen würde; und schon hat der Unermüdliche sich bei Spalding und Teller für Herder verwandt, und Herder soll nun nur seine Bedingungen für die Übernahme einer Stellung als zweiter Prediger und Alummatsinspektor in Berlin angeben[1]. Herder, der inzwischen die Predigerstellung in Riga erhalten hat, lehnt zwar ab, dankt indessen warm für Nicolais Fürsorglichkeit. Auch späterhin hat Nicolai, trotzdem Herder auf seiner Reise von Riga nach Frankreich Berlin in weitem Bogen vermeidet, bei jeder sich bietenden Gelegenheit Herder nach Berlin zu ziehen versucht. In der fortgesetzten bündigen Ablehnung der Nicolaischen Angebote durch Herder, dessen Abneigung gegen Berlin von Hamannschen Einflüssen genährt ist, zeigt sich freilich auch schon ein Anzeichen der späteren Wendung ihrer Beziehungen[2].

Die stärkste Verknüpfung erfuhr das Verhältnis zwischen Herder und Nicolai naturgemäß durch Herders Tätigkeit für die Allgemeine Deutsche Bibliothek, wenngleich sich auch in ihr schon von vorneherein Momente der späteren Ablehnung bemerkbar machen. Herder hat insgesamt 33 Rezensionen für die Allgemeine Deutsche

[1] Nicolai an Herder 24. XII. 68.

[2] O. Hoffmann (»Herder = Funde aus Nicolais Allg. Dtsch. Bibliothek«, Berliner Progr. 1888, S. 20) meint, daß es fraglich sei, ob das Verhältnis zwischen Herder und Nicolai die tatsächlich erfolgte Wendung genommen hätte, wenn Herder wirklich nach Berlin gekommen wäre. Einer solchen Auffassung, die annimmt, geistige Gegensätze von so starker Divergenz ließen sich durch persönliche Berührungen aufheben — übrigens eine Auffassung ganz im Sinne Nicolais (vgl. an F. H. Jacobi, ed. Zoeppritz I, 97) — muß ich entschieden widersprechen. Deshalb berührt diese Darstellung auch die unmittelbar persönlichen Beziehungen nur ganz kurz, und zwar um so kürzer, je mehr sich die geistigen Gegensätze geltend machen.

Bibliothek verfaßt[1]. Aber mit wieviel Mühe und Geduld hat Nicolai sie aus ihm herauspressen müssen. Daß er nicht die Geduld verlor, auch als Herder ihn von Termin zu Termin vertröstete und schließlich, nachdem die Werke schon alt und durch Rezensionen anderer Zeitschriften bekannt geworden waren, mit einem Federstrich die Bürde von sich wälzte, bezeugt wohl am klarsten, daß Nicolais wiederholtes Lob der Herderschen Rezensionen aufrichtig war. So schreibt er über die Rezensionen von Schlegels Werken und von Klotz' Carmina und Opuscula, sie »werden eine wahre Zierde der Bibliothek sein[2]«; von der Rezension der Gisekeschen Gedichte, die Herder ihm am 13. III. 68 sendet, urteilt er[3], sie entsprächen seinen eigenen Gedanken so sehr, daß er sie nicht loben könne, wenn er nicht sich selbst loben wolle. Nach dem Empfang der Rezension von Bodmers »Grundsätzen der deutschen Sprache«, die Herder selbst einen »kahlen Beitrag« nennt[4], versichert er Herder, daß dessen Rezensionen »eine Würze« seien, »die der ganzen Speise einen Geschmack geben«[5]. Und solche Versicherungen wiederholt er besonders eifrig, als Herder nach fast zweijähriger Unterbrechung seine Mitarbeit wieder aufnimmt. Es gab hier einige Berührungspunkte: sie beide, Herder und Nicolai, standen gegen die Gottsched-Gellertsche Schule, beide gegen Klotz, beide gegen »Jacobische Süßigkeiten«, gegen Sulzers Moralitätssucht, beide traten für Lessing ein, beide für Eschenburg als Übersetzer. Aber auch hier, wo sie gemeinsame Stellung einnahmen, ergaben sich gelegentlich Differenzen, die zwar nicht tiefere Folgen hatten, aber Herder die Freude an der Mitarbeit — wenn sie je ganz rein war — verleiden konnten. Allerdings hatte Herder Nicolai die Erlaubnis gegeben[6], das, was aus seiner abseitigen Situation

[1] Sie sind abgedruckt: Werke ed. Suphan 4, 232 ff. und 5, 271 ff. Über Herders Autorschaft vgl. die Arbeiten von Otto Hoffmann, »Herder als Mitarbeiter an der Allgemeinen Deutschen Bibliothek« = Schnorrs Arch. f. Literaturgesch. 15, 238 ff. und (derselbe) »Herder-Funde aus Nicolais Allgemeiner Deutscher Bibliothek«. Berl. Progr. 1888.

[2] An Herder 2. V. 67.

[3] An Herder 14. VI. 68.

[4] Herder an Nicolai 21. XI. 68.

[5] Nicolai an Herder 26. XI. 68.

[6] Herder an Nicolai 19. II. 67.

heraus einseitig werden müsse, oder was Nicolai der stilistischen Form nach nicht behage, eigenmächtig zu ändern, eine Erlaubnis, die er öfter, und noch bis in den Beginn der 70er Jahre, wiederholt[1]. Immerhin mochte ihn das Schicksal seiner Ramlerrezension ärgern, die Nicolai aus äußeren Rücksichten »zu streng fand« und deshalb Mendelssohn zur Überarbeitung gab[2], wenngleich er seine Zustimmung zu der Mischrezension erteilte[3], die sodann in der Allgemeinen Deutschen Bibliothek (VII, 1, 3ff.) erschien. Unangenehmer noch mochte ihm das Schicksal seiner Rezension von Duschs »Poetischen Werken« sein. Nach der abfälligen Herderschen Rezension über Duschs »Briefe zur Bildung des Geschmacks« war dieser, wie eine Randbemerkung Nicolais zu Herders letztem Brief aus Riga[4] besagt, »böse geworden«; als nun Herder mit dem letzten Brief aus Riga die zweite, ebenso abfällige Dusch-Rezension einsandte, stutzte Nicolai diese Rezension, während Herder ein halbes Jahr nichts von sich hören läßt, so zurecht, daß Dusch, der seine Tätigkeit an der Bibliothek aufgegeben hatte, sich wieder mit Nicolai versöhnen konnte[5]; diese Rezension — Y G unterzeichnet — die sodann in der Allgemeinen Deutschen Bibliothek[6] erschien, ist denn auch, was Lob und Tadel anbetrifft, eine wahre Mischrezension.

Aber stärker als solche gelegentlichen Differenzen machten sich tiefergehende Anschauungsgegensätze über den Zweck und Nutzen der Allgemeinen Deutschen Bibliothek in der Rigaer Zeit Herders gegen Nicolai geltend. Schon in einer Äußerung über ihm bemerkenswerte Bücher aus dem Juli 1766[7] an Hamann heißt es von der Allgemeinen Deutschen Bibliothek lakonisch: »wegen der Nachrichten; sonst nichts als Büchertitel.« Allerdings hat er die Bibliothek

[1] Herder an Nicolai bes. »10. II. 72 empf.« = O. Hoffmann a. a. O. S. 70. Vgl. Herder an Merck, Okt. 72, wo er Merck für seine Beiträge zu den Frkf. Gel. Anz. dieselbe Vollmacht gibt.

[2] Nicolai an Herder 20. II. 68; vgl. Mendelssohn an Nicolai: Schriften V, 450 und Haym I, 269. Bei Suphan IV, 261 ff.

[3] Herder an Nicolai 13. III. 68.

[4] Undatiert; »10. IV. 69« empfangen. Hoffmann S. 39.

[5] Vgl. O. Hoffmann, Schnorrs Archiv 15, 247.

[6] Allg. Dtsch. Bibl. XII, 2, 282 ff.

[7] So nach O. Hoffmanns Angabe, »Herders Briefe an Hamann« S. 26.

dann fleißig gelesen[1], aber mit seinem Urteil kann er bald selbst Nicolai gegenüber nicht zurückhalten. »Ihre Gegner«, so schreibt er an Nicolai[2], »fangen immer mehr an über Ihr Journal zu kreischen, daß es sich verschlimmere, und weiß der Himmel, ob es Vorurteil ist, oder etwas anderes, ich finde selbst weniger Anziehendes darin.« Wenn Nicolai seinem »alten Fragmentenrate« etwas folgen wolle, so müsse er »mit guter Art das Allgemeine des Planes etwas einziehen«; die Bibliothek soll nicht mehr ein ermüdender Wald von Rezensionen sein, sondern lieber weniger, aber wichtige Werke anzeigen; nicht gut sei es ferner, daß Resewitz und Heyne abgegangen seien, daß Moses und Lessing sich so spärlich beteiligten. Herder tadelt also die mangelnde Qualität der Rezensionen, die durch Quantität nicht ersetzt werden könne. Nicolai aber verteidigt seinen Plan[3]. Er gebe die Unvollkommenheit zu; einzig mechanische Schwierigkeiten ständen der Verwirklichung der größtmöglichen Vollkommenheit im Wege; zudem habe er noch nicht die Mitarbeiter gefunden, die er suche; habe er aber solche — wie z. B. Herder — gefunden, so seien sie — wie ebenfalls Herder — nicht verläßlich. Sodann sucht er die Müdigkeit Herders aufzufrischen: Heyne und Resewitz gingen nicht von der Bibliothek ab, er hätte dieses Gerücht nur mutwillig ausgesprengt, da beide unerkannt bleiben sollten[4]; ebensowenig dächte Moses daran, ihn zu verlassen. Herder müsse sich allerdings bewußt sein, daß es Ehrenpflicht der guten Köpfe sei, sein Werk um so mehr zu unterstützen, je mehr die Gegner tobten. Diesen letzteren Gedanken wiederholt er nochmals dringend, fast beschwörend auf Herders Schweigen über die von ihm angeschnittene Frage in einem späteren Brief[5]; er verrät hier, daß er nicht so sehr Herders Einwände gegen den Plan der Bibliothek erwogen oder zu widerlegen versucht hat, als vielmehr den Grund dieser Einwände, den er mit Recht in Herders Müdigkeit gegen die Klotzischen Händel erblickt.

[1] Vgl. O. Hoffmanns Nachweis: »Schnorrs Archiv« 15, 223.
[2] 21. XI. 68.
[3] 24. XII. 68.
[4] Diese Begründung trifft nicht zu. Tatsächlich zog Heyne sich 1768 verstimmt zurück, arbeitete indessen von 1770 an wieder mit, Resewitz sandte in dieser Zeit allerdings sehr wenig, hat aber seine Mitarbeit nicht gänzlich aufgegeben.
[5] 11. IV. 69.

Allerdings waren diese Einwände Herders an sich geeignet, bei ihm auf heftigen Widerstand zu stoßen. Richteten sie sich doch letzthin gegen die Tendenz seines Wirkens, die wir als Zentralisationsgedanken ansprachen (s. o. S. 46ff.). Und sie kamen nicht etwa von oben her. Schon in den Dramaturgischen Fragmenten, die ursprünglich für die Fragmentensammlung bestimmt waren, indessen apokryph blieben[1], sprach sich Herder gegen Nicolais in den Literaturbriefen[2] geäußerte Anschauung aus, das deutsche Theater bedürfe zu seiner Vervollkommnung einer Hauptstadt im Sinne von Paris oder London. Er sieht in solchem Bestreben[3] einen Widerspruch zum deutschen Nationalcharakter, und verspricht sich vielmehr von der provinziellen, ungehemmten Mannigfaltigkeit insbesondere für die Komödie günstigere Entwicklungsbedingungen. Diesen Widerspruch Herders gegen den Zentralisationsgedanken glauben wir auch aus seinen Einwänden gegen den Plan der Allgemeinen Deutschen Bibliothek herauszuhören, wenngleich er hier seiner prinzipiellen Schärfe entkleidet ist.

Auch sonst fehlte es nicht an Reibungen, denen freilich die Verschärfung nach der prinzipiellen Seite hin mangelte. Der Widerspruch gegen Mendelssohns »Phädon«, der das grundlegende philosophische Bekenntnis der Berliner wurde, erledigte sich freilich ziemlich mühelos, obwohl Herder sich gegen Hamann grundsätzlich ablehnend über diese Mendelssohnsche Schrift äußerte[4], nachdem Herder die anfängliche Absicht eines kritischen Epilogs in der Allgemeinen Deutschen Bibliothek aufgegeben hatte, in einer Privatkorrespondenz mit Mendelssohn[5], die Nicolai bei einer neuen Auflage des Phädon mit abzudrucken wünschte[6]; der leicht mystisch

[1] Jetzt Werke ed. Suphan 2, 207ff., insbes. 212ff.

[2] Literaturbriefe XII, 299ff. Nicolai ähnlich in den Br. itz. Zustand 11, 85 und Göckingk S. 133f.

[3] R. Haym (S. 171) nennt dieses Bestreben Nicolais »Unitarismus«. Ich glaube aber an meiner Bezeichnung (»Centralisationsgedanke«) festhalten zu dürfen, da diese Bezeichnung mehr dem Nicolaischen Streben nach Organisation entspricht; eine vollkommene Reglementierung des literarischen Lebens, eine Aufhebung der provinziellen Produktion lag ihm, wie wir sahen, fern.

[4] Herder an Hamann »November 1768« = O. Hoffmann S. 48.

[5] Werke V, 2, 484ff., vgl. R. Haym S. 295ff.

[6] Herder an Nicolai 19. V. 69.

gefärbte Gedanke der Palingenesie als der einzig möglichen Art der Unsterblichkeit, den Herder hier in den Mittelpunkt stellt, hat also bei Nicolai keinen Anstoß erregt; immerhin wünschten er wie Moses den Herderschen Brief auch durch den Abdruck »anderer Privatschreiben« zu paralysieren[1]. — Über die »Kritischen Wälder« urteilte Nicolai auf Befragen Herders, der seine Autorschaft hartnäckig in Abrede gestellt hatte[2], kurz und bündig: »Mein kurzes Urteil von den kritischen Wäldern ist, daß Hr. L(essing) gegen den Verfasser in einigen Stücken wohl zu verteidigen wäre, daß er aber gegen Kl(otz) ganz frappant recht hat, und daß dies Werk eines der besten kritischen Werke ist, das wir in unserer Sprache haben[3].« Mußte dieses kurz hingeworfene Urteil Herder trotz des darin enthaltenen Lobes nicht verstimmen? Zwar hatte er sich die Kürze des Urteils selbst durch seine Ableugnung der Autorschaft zugezogen, aber mußte es in ihm nicht den Eindruck einer mechanistischen Urteilsweise Nicolais erwecken? Und dieser Eindruck mußte sich verstärken und auf die Bibliothek im allgemeinen übergehen, wenn er sah, daß ein so gleichgültiger Rezensent wie Mutzenbecher über die Kritischen Wälder kaum zutreffend referieren, geschweige denn irgendwie geistig urteilen konnte[4]. Hatte er je gehofft, durch die Verbindung mit den Berlinern seine literarische Position zu festigen, so war er enttäuscht worden. Dieser Verbindung hatte er die heftigen Angriffe von Klotzens Seite zu verdanken. Und wo war die von Nicolai oft angekündigte[5] Rezension seiner Fragmente durch Mendelssohn geblieben? Er hatte sie nicht zu sehen bekommen; denn diese Mendelssohnsche Rezension blieb apokryph[6].

[1] Ebenda. — Herder antwortete erst aus Nantes (5. 16. VIII) und zwar ablehnend; inzwischen war auch die Auflage schon ohne den Herderschen Brief gedruckt worden.

[2] Herder an Nicolai 10. I. 69.

[3] Nicolai an Herder 11. IV. 69.

[4] Rezension der Kritischen Wälder: Anhang zu Band 1—12 der Allg. Dtsch. Bibl. I, 2, 983ff.

[5] Nicolai an Herder 30. XII. 66; 20. II. 68 usw.

[6] Jetzt Schriften IV, a, 93ff. — Es sei deshalb hier nur in der Anmerkung darauf verwiesen, daß diese Rezension, die auch Nicolais Standpunkt ausführlich umschrieb, Herder eine Vorliebe für Grundsätze vorwarf, die die Probe eines sicheren Gefühls nicht bestünden; Moses wendet sich insbesondere gegen das Drängen Herders auf das Natürliche und Unmittelbare in der Poesie; wohl läßt sich eine

Die Rezension seines »Torso«[1] schien allerdings von einem bedeutenderen Kopf herzustammen; aber auch hier mußte er den geheimen Widerstand gegen seine ihm eigentümliche stilistische Ausdrucksweise bemerken, die wie bei Hamann, auch bei ihm mehr war als Zufälligkeit oder Laune. »Wir dürfen herzhaft vermuten«, heißt es in dieser Rezension, »daß unser Verfasser nach diesen Kränzen greife (sc. wie Th. Abbt), und daß er (sc. im Gegensatz zu Abbt) sie werde erreichen können, wenn er sich befleißigen wird, der Natur zu folgen, die Beispiele der Alten . . . zu studieren und die dunkele Künsteley zu vermeiden, welche seine mit soviel nützlichen Sachen angefüllte Arbeit entzieret«. Nicht durch Geburt werde der Schriftsteller bestimmt, sondern durch seine Arbeit an sich selbst; wer über Voltaires Schreibart aburteilen will, muß erst selbst die Fähigkeit haben, so wie Voltaire zu schreiben: solcher Ermahnungen zum Verrat an sich selbst, wie Herder sie wohl aufgefaßt haben mag, war er aber überdrüssig, wenn er auch ihre gute Absicht nicht verkannte.

Daß an dieser Iselinschen Kritik Nicolai, wenn auch nur indirekt, beteiligt war, konnte Herder wohl ahnen; denn diese Vorwürfe hatte er schon aus Nicolais Briefen herausgehört. In der Tat war Iselins Urteil von Nicolai der Weg gewiesen worden. »Er ist ein Mann von vielen Talenten«, äußert sich Nicolai über Herder an Iselin[2]; »seine sonderbare Schreibart wird er sich hoffentlich wohl abgewöhnen, wenn er mit Freunden sich wird darüber besprechen können. In Riga hatte er keinen einzigen Menschen um sich. Abbten erging es in Rinteln ebenso. Ich merke es alle Tage mehr, wenn man nicht Umgang mit einsichtsvollen Leuten hat, die einem zuweilen widersprechen, so nimmt der Geist gar leicht eine besondere Falte[3] an«. Diese Falte zu glätten, ist seine Absicht; Herder soll auch in dieser Beziehung ein zweiter Abbt werden. Er zählte ihn zu den Seinigen, wennschon nicht was die Gegenwart betraf, so doch für die Zukunft.

Naturpoesie von der Kunstpoesie unterscheiden; der moderne Mensch aber könne einzig diese schätzen.

[1] Allg. Dtsch. Bibl. Anhang zum 1.—12. Band S. 626; sie ist von Iselin verfaßt.

[2] 26. XII. 69. NN.

[3] Vgl. Herder an Nicolai 10. V. 69 über die »theologische Falte«, die er bei sich befürchte, und Nicolai an Herder 11. IV. 69.

Um so überraschter mußte er sein, nachdem er auf zwei Briefe an Herder[1] keine Antwort erhalten hat, in den Zeitungen zu lesen, daß Herder seine Ämter in Riga niedergelegt hat und sich auf Reisen zu begeben gedenkt. Er schreibt voller Ungeduld an Herder[1], und bittet diesen dringend, ihn seinen wahren Zustand wissen zu lassen; seine Teilnahme sei Herder sicher. Auch in diesem Brief kann er es nicht unterlassen, Herder an seine schon fast verjährten Rezensionsschulden zu erinnern. Noch ehe Herder diesen Brief erhält, ergreift er »schamrot bis in das Innere seiner Seele« in Nantes die Feder, um sich über »tausenderlei Sachen zu entschuldigen«, die ihn »wahrhaftig stumm machen«[2]. Aber trotz aller Entschuldigungen, trotz des merkwürdigen Hinweises darauf, daß es ihm nun, wo er frei sei, eher und besser möglich sei, für die Bibliothek tätig zu sein, entledigt er sich mit einem Federstrich aller Pflichten, die er gegen die Bibliothek doch schon vor länger als einem Jahre übernommen hat; leichthin entscheidet er von einigen Werken, daß ihre Rezension, da sie so lange ausgeblieben sei, nun auch noch länger warten könne; von anderen sagt er, daß sie rezensieren möge, wer Lust habe; wiederum andere seien aber Werke »von Ewigkeitswert« und ihre Rezension käme daher immer zur rechten Zeit — ein schwacher Trost für Nicolai, dessen Bibliothek bei mehreren so wenig zuverlässiger Mitarbeiter hätte aus den Fugen gehen können[3]. Ein zweiter Brief Herders aus dieser Zeit[4] aber betont, wie kleinlich alle literarischen Sorgen, insbesondere die Klotzischen Fehden sich aus der Ferne ausnähmen, und lockert auch von hier aus die Beziehungen zu Nicolai: auf der Basis der gemeinsamen Feindschaft gegen Klotz ließ sich kein festeres Fundament mehr errichten; und was die gemeinsame Freundschaft zu dem toten Abbt betrifft, so sahen wir schon, wie die Inanspruchnahme dieser Freundschaft durch die Berliner — in Nicolais Ehrengedächtnis, wie in der Iselinschen Rezension seines »Torso« — Herder eher

[1] Nicolai an Herder 11. IV. 69 und 19. V. 69.

[2] Herder an Nicolai 5./16. VIII. 69.

[3] O. Hoffmann (Schnorrs Archiv 15, 249) zählt 16 Bücher auf, die Herder während seiner letzten Rigaer Zeit und seines Aufenthaltes in Frankreich zur Rezension erhalten, aber nicht rezensiert hat.

[4] Aus Paris vom 30. XI. 69.

verstimmen konnte[1]. Nun aber tritt eine noch stärkere Lockerung ein; denn anderthalb Jahre, vom November 1769 bis zum Mai 1771, hört Nicolai überhaupt nichts von Herder. Von dem Wege Herders über Paris nach Eutin, von Eutin nach Straßburg, von Straßburg über Darmstadt nach Bückeburg erhält Nicolai keine direkte Nachricht von Herder; und als Herder, in Bückeburg vorläufig zur Ruhe gekommen, im Brief an Nicolai vom 6. Mai 1771 über sein Ergehen in der Zwischenzeit einen summarischen Bericht erstattet, kann er, da »die Partikularien zu lang« würden, nur über die äußeren Etappen dieses Weges berichten.

Eine merkwürdige Wendung in diesem Briefe mußte Nicolai stutzig machen. Herder bekennt, daß er mit der — von Nicolai besorgten — Ausgabe von Thomas Abbts freundschaftlicher Korrespondenz »nicht ganz zufrieden« sein könne, und fährt fort: »So lehrreich und in vielem sie für Abbts gelehrten Charakter wirklich ruhmvoll sein mögen, ans Annehmliche ohnedem nicht zu denken: so — kurz, lieber Freund, wenn Sie irgend Einen Brief von mir aufgehoben haben, so verbrennen Sie ihn nicht blos — sondern mit Schwefelfeuer verbrennen Sie ihn, damit sich Niemand daran erbaue! Nur Eins anzuführen, so machen Sie, Männer der Literaturbriefe, darin so gut Sekte oder Bande oder wie Sie's nennen wollen, als Gottschedianer, Bodmerianer, Klotzianer, und wer sich künftig des Kranken- und Ruhebettes der Hl. Literatur annehme! Das brauchte unser Publikum nicht zu wissen.« Sofort aber schränkt er mit dem Satz, daß er vielleicht nur als »reisender Idiot« so urteile, seine Kritik ein. Nicolai greift diese Andeutungen in seinem Antwortbrief[2] auf. Er bittet Herder sich näher zu erklären, insbesondere, welche Stellen ihm anstößig seien; freilich hätten die Literaturbriefsteller eine Sekte ausgemacht, wenn dies soviel bedeuten solle, daß sie »verschiedene Wahrheiten für ausgemacht gehalten hätten, und sich, um über sie zu philosophieren, einerlei Art des Raisonnements bedient« hätten; selbst wenn Herder meinte, daß sie »einerlei Art von Vorurteilen« gehabt hätten, schäme er sich

[1] So lehnt er denn auch die Rezension von Abbts »Fragment« (der Ältesten Begebenheiten des Menschlichen Geschlechts Halle 1767) und seiner Sallustübersetzung im Brief aus Nantes mit durchsichtiger Begründung ab.

[2] Nicolai an Herder 15. VI. 71.

dessen nicht, sondern gebe vielmehr zu, daß nichts Menschliches ihnen fremd gewesen sei. Das aber gehe aus der freundschaftlichen Korrespondenz unzweifelhaft hervor: daß sie die »subjektive Wahrheit« stets ohne Nebenabsichten gesagt hätten. Dieses Verdienst aber ist Herder, nachdem er den Streit mit Klotz für abgetan hält, nicht mehr so hoch einzuschätzen geneigt. Seine Andeutungen hatten auch wesentlich tiefer gezielt. Aus einem Wort der verschleiernden Sätze, mit denen er über diese Nicolaischen Fragen und Feststellungen in seinem Antwortbrief[1] hinwegzugleiten versucht, können wir das Ziel seiner Andeutungen ablesen; er tadelt dort u. a., daß Abbt »in allem eine solche Handwerksmiene als Mitarbeiter der Literaturbriefe annehme«. Er hatte in Abbt, in seiner Rigaer Zeit zum mindesten, sich selbst wiedererkannt, und nun erscheint ihm Abbt hier in der Korrespondenz mit Nicolai und Mendelssohn, sicher unter deren Einfluß, ungeistig und handwerksmäßig; aber ließ Nicolai nicht auch ihn, wie jeden seiner Korrespondenten, in diesen Ton verfallen? Schon einen Brief Nicolais aus dem Jahre 1769 hatte er als »die Wiederkauungen eines gelehrten Handwerkers bezeichnet[2]; jetzt sieht er, daß auch Abbt solchem Einfluß erlag; und der Gedanke, seine Korrespondenz mit Nicolai könnte einmal auf ähnliche Weise veröffentlicht werden, bestimmt ihn zu der Bitte an Nicolai, die an ihn gerichteten Briefe »mit Schwefelfeuer« zu verbrennen.

Wenn Herder hier aber in Bezug auf die Abbtschen Briefe sagt, daß sie, »mit dem zusammengehalten, was eigentlich Abbts Geist im Leben gewesen«, »eine gewisse Doppelseite« offenbarten, die ihm »auffallend« sei, so hat er sich abermals verraten. Das, was er hier in Abbts Verhalten, vor Nicolais Ohren, hineininterpretiert, ist der Grundsatz seines weiteren Verhältnisses zu Nicolai geworden. Äußerlich in gefällig-freundschaftlichen Formen sich bewegend, aber innerlich merkliche Risse und Sprünge auf beiden Seiten aufweisend, hätte dieses Verhältnis sich nach einiger Zeit mit unfehlbarer Sicherheit klanglos auflösen müssen, auch ohne daß gewisse Spannungen hinzugetreten wären.

Seit Herder in Bückeburg dauernden Aufenthalt genommen hatte,

[1] Undatiert, bei O. Hoffmann S. 62 ff.

[2] Herder an Hartknoch Lb. II, 40. Gemeint ist Nicolais Brief vom 19. V. 69.

beginnt er wieder an den Neuerscheinungen der deutschen Literatur Anteil zu nehmen. Was vermochte ihm dabei dienlicher zu sein, als seine Mitarbeit an dem größten Rezensierunternehmen, der Allgemeinen Deutschen Bibliothek? So steuert er denn in den nächsten zwei Jahren eine größere Anzahl ausführlicher Rezensionen[1] zur Bibliothek bei. Ja, er will sogar zu dem Fach der schönen Wissenschaften noch das der »theologiae liberalis und elegantioris«[2] übernehmen; doch scheint Nicolai das nicht gern gesehen zu haben, und so vertröstet er Herder für solche Aufträge auf spätere Zeit[3]. Auch zu den jetzt gelieferten Rezensionen äußert Nicolai wiederholt seine lobende Zustimmung. Indessen zeigt sich in dieser Herderschen Rezensionstätigkeit, trotz aller Achtungs- und Freundschaftsbezeugungen, mit denen sie aufgenommen wird, eine Anzahl von Gegensätzlichkeiten. Wir bemühen uns dabei nicht um die objektiven Gegensätze, einmal weil sie nicht eindeutig zu fassen sind, da Herders Anschauungen innerhalb dieser Beiträge kein Ganzes ergeben, ja, da bisweilen Widersprüche sich bemerkbar machen; sodann aber auch, weil sie nicht überall einen Rückschluß auf das subjektive Verhältnis gestatten, vielmehr nur von diesem her Gültigkeit und Wert beziehen[4].

[1] ed. Suphan 5, 309 ff.

[2] Herder an Nicolai. Brief ohne Datum (empf. 7. IX. 71 O. Hoffmann S. 63).

[3] Nicolai an Herder 19. XI. 71.

[4] Als solche objektiven Gegensätze könnte man Herders hier wie im Ossianaufsatz geltend gemachten Anschauungen über Denis' Ossian-Übersetzung hervorheben, im Vergleich etwa zu Nicolais hoher Schätzung der Denischen Übersetzung (vgl. A D Bibliothek Anh. z. 25. 36. Bd., S. 3009; an dieser Rezension hat Nicolai starken Anteil, wenn sie nicht von ihm allein herrührt); ferner Herders Rezension der Schlegelschen Batteux-Übersetzung, die zugleich eine scharfe Kritik der »vernünftelnden«, »trocknen Metaphysik« Batteux' darstellt, dessen von Nicolai anerkannter Grundsatz (s. o. S. 25) eine »belle phrase« genannt wird. Aber Nicolai hat beide Rezensionen anstandslos aufgenommen! — Das Widerspruchsvolle in Herders Stellung mag hier illustriert werden durch Gegenüberstellung seiner Ugolino-Rezension, wo er es ablehnt, als »löblicher Kunstrichter vom Handwerk« zu fungieren, und sich nur dem brausenden »Strom der Empfindung« überlassen will, und seiner zweiten Denis-Rezension, wo es »dem Rezensenten Zweck wäre, wenn sich seine spätere Stimme . . mit dem geprüfteren, ausgebrausten Urteile der stillen Liebhaber im Publicum begegnete«; der Sturm-und-Drang-Herder spricht da, wo er das »Genie« Shakespeare enthusiastisch gegen Duschs Mißverstehen preist, der Herder der Fragmente aber in der (spä-

Es wurde schon oben gelegentlich der Darstellung von Nicolais Verhältnis zu Klopstock bemerkt, daß Nicolai, was er über Klopstock dachte, -- über den Dichter nicht minder als über sein »theologisches System« — ohne Rücksicht auf die Kritik, welche die Fragmente an Lessings verwandter Einstellung geübt hatten, offenherzig gegen Herder geltend machte. Wir sahen allerdings, daß Nicolai dabei geneigt war, seine eigenen abweichenden Anschauungen als privaten und unmaßgeblichen Standpunkt darzustellen. Immerhin konnten beide Korrespondenten sich ihrer gegensätzlichen Auffassungsweise bewußt werden. Herder interpretiert Klopstock, um ihn dann — und das ist eigentlich nur ein Zugeständnis: seine nachempfindende Interpretation ist Grund und natürliches Ende seiner Kritik — zu beurteilen. Nicolai gelingt diese Interpretation nicht, und wo er sein instinktiv ablehnendes Reagieren begrifflich ausdeuten möchte, muß er also konstruktiv verfahren. Herder mit seinem starken Gefühl für das spezifisch Lyrische der Klopstockschen Dichtung, und Nicolai, der, wie wir sahen, zu dieser Zeit wenigstens die rein lyrischen Elemente der Klopstockschen Dichtung ablehnt; Herder, der auf das Wie? und Nicolai, der auf das Was? der Klopstockschen Dichtung gerichtet ist, stehen sich in der Beurteilung der Klopstockschen Kunst diametral gegenüber. Hinzu kommt der Gegensatz

---

teren!) Eschenburg-Rezension, wo er im Ton der Untersuchung über diesen »Versuch über Shakespeares Genie . . .« referiert, wie auch in der Rezension von Lessings Verm. Schriften. — Die Giseke-Rezension, mit dem Satz: »unser Zeitalter, wie nahe scheint es diesem Meteorengeschmack zu sein!« hat Nicolai ausdrücklich gutgeheißen, sie ist aber wie wenige andere ein Zeugnis des entstehenden Sturms und Drangs! — Die Bedeutung, die diesen Rezensionen für Herders Entwicklung zukommt, und ihr Quellenwert für die Geschichte der Geniebewegung soll durch diese Erwägungen natürlich nicht berührt werden; in dieser Beziehung sind die Beurteilungen dieser Herderschen Rezensionen durch die Frankf. Gel. Anz. (14. VIII. 72 = D L D 7, 8, S. 426; 20. XI. 72 = ebenda S. 616 und 22. XII. 72 = ebenda S. 673) äußerst beachtenswert; besonders die erste Beurteilung, wo es von der Herderschen Batteux-Rezension heißt, hier werde nicht, wie so oft, »gaffenden Jünglingen« »der Sand aufgeraffter Formen und Floskeln« vom Katheder aus in die Augen gestreut, sondern hier sei ein Mann, wie ihn Deutschland brauche, der die »dunklen eingeborenen Gefühle« zu Festigkeit, Bestimmtheit und Wahrheit entwickeln könne. »Hier werden ihnen die Fesseln abgenommen, in die ein hergebrachter Unterricht der schönen Wissenschaften sie schmiedet.«

der religiösen Anschauungsweise. Herder ist in dieser Zeit in der Revision seiner dem Deismus geneigten Epoche begriffen, und muß daher um so empfindlicher gegen alles sein, was deistischen Einschlag verrät; dem Deismus aber scheint sich Nicolais religiöse Anschauungsweise zu nähern — ein Gegensatz, der uns bald noch verschärft in der »Ältesten Urkunde« und im »Sebaldus Nothanker« entgegen treten wird. — Herders nachempfindende Klopstockkritik, im Brief an Nicolai vom 2. VII. 72, betrachtet die Klopstockschen Oden »als einen Ausguß der Empfindung« und als ein »musikalisches Gebäude von Sprachtönen« in Hinblick auf die »Materie und Silbenmasse an sich«, weniger als »künstliches mythisches Ganze« nach Konventionsregeln; vielmehr will er einem »Odengebäu nach Regeln der bloßen Konvention mißtrauen«. Das einzige, was Nicolai aber vom systematischen Standpunkt aus geltend machen kann, sind jene — wie wir erkannten (S. 82ff.) — unklaren Gedanken über den Rhythmus im allgemeinen, insbesondere den griechischen im Vergleich mit der neueren Rhythmik — also gerade auf die Betrachtung des Odengebäudes als etwas Feststehendes hinzielend. Wie er selbst indessen zugibt, daß er nicht nur jede andere Meinung, insbesondere die Herdersche, hier gern gelten lasse, und Herder bittet, sich durch die gegenteilige Auffassung nicht in seinem Urteil wankend machen zu lassen, so bittet auch Herder Nicolai, ihm seine Rezension zurückzusenden, falls er nicht mit ihr übereinstimme, und versucht sogar, die widersprechenden Auffassungen mit leichten Worten äußerlich auszugleichen[1]. Demgemäß erkennt Nicolai[2], daß in Herders Klopstockrezension »viele schöne Sachen« seien, daß er sie aber nicht völlig verstehe; Herder aber entschuldigt sich förmlich, und gibt zu, daß Nicolai völlig Recht haben möge; sein »gelehrtes Gefühl hierin, wie in manchem Anderen« sei »zu lange unkultiviert geblieben« und habe sich »nachher durch Sprünge und Versuche vielleicht zu krall selbst zu kultivieren gesucht«[3]. Nicolai nimmt den Vorwurf der Dunkelheit, den Herder aus seinem Urteil über diese Rezension herausgehört hat, ausdrücklich und mit dem Hinweis zurück, die Schuld werde wohl auf seiner, Nicolais, Seite

[1] Herder an Nicolai 23. XI. 72.
[2] Nicolai an Herder 2. III. 73.
[3] Herder an Nicolai 11. III. 73.

liegen[1], begegnet aber bei Herder schon tauben Ohren. Über das gegensätzliche religiöse Moment ihrer Anschauungen ist Herder, nachdem Nicolai erklärt hat, daß er den Begriff Gottmensch, wie er im Mittelpunkt des Messias steht, für eine contradictio in adiecto halte[2], schweigend hinweggeglitten.

Schärfer noch als diese gegensätzlichen Anschauungen über Klopstock haben diejenigen über Hamann in das Verhältnis Nicolais zu Herder eingegriffen, ja, sie sind eine der unmittelbaren Ursachen zum Bruch desselben geworden. Herders innige Beziehungen zu Hamann, die vorübergehende Trübung dieses Verhältnisses durch die Auseinandersetzung über das Wesen und den Ursprung der Sprache, und die Wiederbekehrung Herders zu Hamann[3] sind Nicolai bekannt gewesen; um so höheren Wert werden wir seinen auf Hamann bezüglichen Äußerungen an Herder beimessen dürfen. Nicolais zweifelnd-ironischen Fragen an Herder über den ihm unverständlichen Sinn der »Letzten Willensmeinung« Hamanns[4] beantwortet Herder[5] mit betontem Ernst. Nicolais Spott hat ihn anscheinend verdrossen; »Sie sehen«, schreibt er an Hamann[6], dem er den Empfang der Schrift durch Nicolais Vermittlung bestätigt, »den edlen, verstandbaren Kanal, durch den Ihre Schrift zu mir geflossen.« Noch mehr verdroß ihn die Abspeisung von Hamanns »Au Salomon de Prusse« und der »Philologischen Einfälle und Zweifel« durch Nicolais briefliche Äußerungen an ihn selbst und von dessen »Selbstgespräch eines Autors« durch Nicolais Antwortschriftchen »An den Magum im Norden«, das dieser Herder zugesandt hatte[7]. Über dieses letztere erklärt er sich sehr gereizt[8]. Wenn Hamann in seinem Selbstgespräch den Knaben Absalom

[1] Nicolai an Herder 18. III. 73.

[2] Nicolai an Herder 24. VIII. 72.

[3] Hierüber vgl. außer der Darstellung Hayms (S. 494 ff.), Rudolph Unger, »Hamanns Sprachtheorie im Zusammenhange seines Denkens«, München 1905, Kap. VI.

[4] Roth 4, 21 ff., gegen Herders Preisschrift über den Ursprung der Sprache gerichtet. Nicolai an Herder 24. VI. 72.

[5] Herder an Nicolai 2. VII. 72.

[6] Herder an Hamann 1. VIII. 72 = O. Hoffmann S. 66.

[7] Nicolai an Herder 2. III. 73.

[8] Herder an Nicolai 11. III. 73.

(= Herder, s. o. S. 138 Anm. 2) erwähnt, so sei das berechtigt; es sei »Patriotismus, Freundschaft, und Visionengefühl ad modum Hamanni«; »zudem stehe Absalom dort ganz im Schatten«. Daß aber Nicolai in seinem Antwortschriftchen »illustrandi oder exempli statuendi causa« den Knaben Absalom »hervorziehe«, »um die Unnützlichkeit oder Torheit, ich weiß nicht, welches Plans oder Hirngespinstes zu entwickeln, und gleichsam an ihm zu detaillieren«, würde ihm unbegreiflicher sein, wenn er nicht wüßte, »daß es eben nur illustrandi causa und im Fluge des Pegasus von Schreibart geschehen wäre, der, wenn er nicht seinen Reiter fühlt, oft gespornt werden muß, und wehe alsdann dem Nebengaule, den das Ausholen mit trifft«. Herder legt also Verwahrung gegen Nicolais — von ihm so aufgefaßte — Herablassung ein, mit der dieser Hamann wie einen Narren behandeln zu können glaube; er versetzt — ganz ähnlich wie Hamann selbst — Nicolais Nachahmung der Hamannschen Schreibart einen Hieb; Nicolai sei der Reiter nicht, diesen Pegasus zu bändigen; es gehe dabei nicht ohne Unfälle ab, wie seine Hineinbeziehung Herders in diesen Streit beweise. Wenn Nicolai aber erwarte, heißt es in der Nachschrift, daß Hamann durch einen Brief Herders von einem Vorhaben abgebracht, von der Torheit einer Schrift, die er selbst für notwendig gehalten habe, so leicht überzeugt werden könne, so täusche er sich; »ich bedaure und bewundere nur immer, wie man in solchem Falle Eisen auf einen fremden Amboß auch nur mit ein paar Schlägen tun könne«, schließt Herder diesen in jeder Beziehung inhaltsschweren Brief. Nicolai setzt seinen uns schon bekannten Standpunkt der Antwort »An den Magum im Norden« des langen und breiten auseinander[1]; er zeigt, daß Herder ihm willkürlich Anschauungen unterschiebe, die er nie vertreten habe; er greift, um Herder vollends zu versöhnen, zu dem äußeren Mittel, Herder um sein Bild zu bitten, das er neben Hamanns Bild in seinem Studierzimmer aufhängen werde, und gibt so einen scheinbaren Beweis seiner Hochschätzung Hamanns.

Umsonst! Herder übergeht seine Erklärungen wie seine Bitte. Zu tief ist sein freundschaftliches Empfinden für Hamann durch Nicolai verletzt worden. Zu sehr hat ihn die vermeintlich herablassende Art Nicolais gegen Andersdenkende mit Widerwillen erfüllt; schien

[1] Nicolai an Herder 18. III. 73.

nicht die ganze tolerante Denkungsart Nicolais, wie sie sich eben noch in ihren gegensätzlichen Anschauungen über Klopstock gezeigt hatte, hier als hochmütiges Über-den-Dingen-Stehen enthüllt? Hatte er hier, in Nicolais betonter Nachahmung der Hamannschen Schreibart, nicht wieder jene mechanisch-handwerksmäßige Betriebsamkeit gesehen, der Abbt verfallen war? Sein kurzer Antwortbrief enthält die Bitte, sich für einige Zeit von der Bibliothek verabschieden zu dürfen.

Nicht ohne Grund hatte Herder jenes spitzige Gleichnis über Nicolais Nachahmung des Hamannschen Stiles gewählt, nicht ohne Grund war er über eine Auffassungsweise empört, die den Stil für ein beliebig auswechselbares und annehmbares Gewand hielt. Eine lange Kontroverse über Herders Schreibart war vorangegangen. Schon in den Fragmenten hatte Nicolai, wie wir erwähnten, Herders »sonderbare Schreibart« zu bemängeln gehabt; sein Tadel hatte sich gegenüber der Schreibart des Torso um so mehr verschärft, als Herder sich hier nicht nur der getadelten Schreibart selbst bedient, sondern sie auch an Thomas Abbt rühmt. Nicolais Tadel ist aber nicht eine willkürliche Nörgelei; sein Stilideal ist, was man oft zu übersehen geneigt ist, in seiner geistigen Gesamtanlage ebenso fest begründet, wie etwa Hamanns stilistische Eigentümlichkeiten in der seinigen. Wie der Begriff »klar« bei Mendelssohn die Unmittelbarkeit des ästhetischen Eindrucks bezeichnet, so daß »klar« geradezu mit »eindrucksvoll« identisch ist[1], so auch bei Nicolai, und um so mehr, als er die Worte auch in dynamischer Hinsicht als Zeichen der Gedanken betrachtet[2]. Sprache ist ihm lediglich Kommunikationsmittel, nie musikalisches Phänomen, nie der Logos im Sinne Hamanns; der beste sprachliche Ausdruck ist demgemäß der, welcher die leichteste verständlichste Form der Mitteilung darstellt. Stellt man auf der einen Seite die Übereinstimmung von Hamann, Herder und Lenz in ihren Ansichten über die Sprache fest[3], so hat

[1] H. v. Stein, »Die Entstehung der neueren Ästhetik«. Stuttgart 1886, S. 337, vgl. Ludwig Goldstein a. a. O. S. 22.

[2] Vgl. Briefe über den itzigen Zustand 13, 100f.; 187. und 276. Literaturbrief; Anhang zu Schillers Musenalmanach, S. 41 42. Vgl. auch A. Schachs Darstellung.

[3] J. F. Haußmann, Euphorion XVI. S. 256ff. Für diese Zusammenhänge bezw. Gegensätze vgl. R. Unger, Hamanns Sprachtheorie. Kap. 5 und 9.

Nicolai in jener schon zitierten Äußerung an Johannes Müller (s. o. S. 101) als seine stilistischen Vorbilder Hume, Lessing, Mendelssohn und Wieland bezeichnet. Wenn also Hamann urteilt: »Die Reinigkeit einer Sprache entzieht ihrem Reichtum, eine gar zu gefesselte Richtigkeit ihrer Stärke und Mannheit«[1]; wenn Herder klagt, daß das hohe Alter der Sprache statt von Schönheit bloß von Richtigkeit wisse, und die strengen Stilisten den Lacedämoniern vergleicht, die attische Wollust verbannen[2] und später in der »Ältesten Urkunde« gegen den »hölzernen Abstraktionsstil« und die »Blindschleichenberedsamkeit« loszieht; wenn Lenz die Sprache durch Ausdrücke bereichern will, die weder in der Grammatik noch im Wörterbuch stehen, — so stellt Nicolai sein sprachliches Ideal als »facundia et lucidus ordo« dar; »blumichte Schreibart, Metaphern, Sprünge, Ausrufungen heißen in unsern Zeiten oft Zeichen von Genie und von Laune, und sind oft nichts als Behelfe, um den Mangel des Zusammenhangs zu bedecken[3]«. Wie Mendelssohn und Nicolai es demgemäß für ihre wichtigste Aufgabe halten, die stilistischen »Auswüchse« Thomas Abbts, den sie zum Literaturbriefsteller erziehen, in gemeinsamer Arbeit zu tilgen[4], so dringt Nicolai auch bei den Mitarbeitern der Allgemeinen Deutschen Bibliothek auf die erstrebenswerte stilistische Glätte; Iselin[5], Johannes Müller und Lavater hören von ihm Anmerkungen über ihre Schreibart, der letztere sogar in prinzipiell scharfer Form. »Es schleicht sich itzt«, schreibt er an Lavater[6], »eine Pest in die deutsche Schreibart ein, durch die Sucht, original zu seyn und durch die Sucht, immer nachdrücklich, immer voll starker Empfindung zu schreiben. Daher fremde Wendungen, Metaphern, neue ohne Noth geprägte Worte, denen eine Nüance von Nachdruck ankleben soll, dunkle Anspielungen, die der Schreiber lebhaft zu empfinden glaubt, schwankende Ausdrücke, die geheimen, der gewöhnlichen Sprache unerreichbaren Sinn ausdrücken sollen... Dieses Gedankenkräuseln

[1] ed. Roth 2, 151.
[2] Werke ed. Suphan 1, 155.
[3] Nicolai an Joh. Müller 2. VII. 73 = Briefe an Joh. v. Müller, herausgegeb. von M. Constant, Schaffhausen 1840, S. 72.
[4] Vgl. Thomas Abbts Vermischte Werke 3, 272; 3, 280; 3, 350.
[5] Nicolai an Iselin über dessen »Geschichte der Menschheit«. 12. VI. 69. NN.
[6] Nicolai an Lavater 24. IV. 74. NN.

heißt süße Empfindung beym Verfasser und Leser, und beide ...[1] sich in einer umbra voluptatis, die alle Ehrliche Erzeugung ietzt gewiß hindert und sogar fürs künftige unmöglich macht«. — Wenn Nicolai aber an Lavater oder Joh. Müller derart schreibt, meint er die Adressaten weit weniger[2], als denjenigen, der, weit gefährlicher als Hamann, diese Schreibart zuerst »ausgebildet« hat und sie auch in seinen Briefen an Nicolai nicht verleugnet: Herder. Er glaubt Herder gegenüber um so mehr Grund zu solchen Anmerkungen zu haben, als dieser ihm wiederholt die Erlaubnis gegeben hat, seine Rezensionen in stilistischer Hinsicht nach Belieben zu ändern, und sich, wo Nicolai Anmerkungen über seine Schreibart macht, im Prinzip durchaus mit ihm einverstanden erklärt, ja fast stets eine Art Entschuldigung und die Bitte anfügt, künftighin weiter derart auf seinen Stil zu achten. Zwar erkennt Nicolai einmal, daß Herders Schreibart seiner »Denkungsart« entspricht, und daß es nicht möglich ist, »beide auf einmal umzugießen«[3]; indessen versucht er doch wiederum, die Schreibart direkt zu beeinflussen und in seinem Sinne umzubiegen. Besonders reichlich ist der Brief Nicolais vom 24. VIII. 72 mit solchen stilistischen Anmerkungen versehen. Nicht nur, daß Nicolai nochmals die Herdersche Schreibart breit charakterisiert; er gibt Herder auch zu verstehen, daß von solcher Schreibart eben dasselbe gelte, was er — gelegentlich ihrer Klopstockkontroverse — über das Ringen nach originalem Wesen gesagt habe. Herders Schreibart sei in ihrer ursprünglichen Anlage vortrefflich; sie sei »körnig, feurig, ausdrückend, edel, nachdrücklich«. Aber der Hang, diese Eigenschaften stets an den Tag zu legen, der Hang zur Emphase bewirke, daß sein Stil ermüdend und »fremd« wirke. An einem einzigen — wie ein in Nicolais Nachlaß gefundener Zettel[4] erweist, — nicht beliebig herausgegriffenen, sondern aufgesuchten Beispiel, einem Herderschen Satz aus seiner Bardenrezension[5], übt er sodann eine peinlich ins Einzelne gehende

[1] Unleserlich: »umarmen«?

[2] Nicolai gibt das indirekt im Brief an Lavater vom 12. V. 74 (unter ausdrücklicher Bezugnahme auf den ersteren Brief) zu.

[3] Nicolai an Herder 18. II. 72.

[4] Vgl. O. Hoffmann, Herders Briefwechsel mit Nicolai S. 84.

[5] ed. Suphan. 5, 434 ff.

Kritik und weist nach, daß in diesem einen Satz vier ungebräuchliche und schiefe Wendungen enthalten seien. Herder antwortet[1] zwar, daß Nicolai mit den Anmerkungen über seinen Stil leider Recht habe, daß sein Stil aber in dem Mangel an »Simplizität, Umriß und Absatz im Denken« begründet wäre. Sein Nachsatz aber zeigt, daß er in Wahrheit Nicolais Ausstellungen höchst übel aufgenommen hat; er arbeite mit aller Kraft, schreibt er, sein Denken simpler und planer zu gestalten; »was soll mir aber a posteriori Ihr Kram von Grammatik helfen? Dadurch würde alles nur so dürre und blutlos!« Nicolai bemerkte zwar zu diesem Herderschen Satz am Rande: »Ich glaube doch, daß die Achtsamkeit auf die Grammatik die Gedanken simplifizieren könne«, doch hielt er wohl eine weitere Diskussion hierüber für zwecklos, da er diese Bemerkung in seinem folgenden Brief nicht verwertete. Freilich kann er sich dann nicht enthalten, die Herdersche Klopstockrezension als an einzelnen Stellen dunkel zu bezeichnen[2], worauf Herder recht bitter erwidert[3], daß ihm das so unvermutet, wie unangenehm sei, da er bei Rezensionen sich schon »eben recht aufs Geschwätz lege, um verständlich zu werden.« Jetzt stand die Wagschale gleich; hier wurde Herder dunkle und fremde Schreibart vorgeworfen, dort mußte Nicolai sich grammatische Wortkrämerei und Rezensionsgeschwätz vorwerfen lassen.

Dieser letztere Vorwurf haftete um so stärker in Nicolais Ohr, als er wußte, daß Herder nicht über alle Rezensionsarbeit so dachte. Er hatte vielmehr bestimmte Nachrichten, daß Herder einer der Hauptmitarbeiter des Jahrgangs 1772 der Frankfurter Gelehrten Anzeigen war[4]. Nicolai hat die Frankfurter Gelehrten Anzeigen

---

[1] Herder an Nicolai 23. XI. 72.

[2] Nicolai an Herder 2. III. 73.

[3] Herder an Nicolai 11. III. 73.

[4] Petersen an Nicolai 6. XI. 72 NN. (bei W. Scherer, D. L. D. 78. S. XXXV ist ein Bruchstück dieses Briefes mitgeteilt); er wünscht von Herder in der Allgemeinen Deutschen Bibliothek ähnliche Besprechungen wie in den Frankfurter Gelehrten Anzeigen. — Ähnlich Höpfner an Nicolai 18. II. 73. NN. »Daß Herder die Hand auch mit im Spiele gehabt hat, war wohl sehr sichtbar. Vgl. zu diesem Höpfnerschen Brief jetzt Max Morris, »Goethes und Herders Anteil an den Frankfurter Gelehrten Anzeigen von 1772«, 2. Aufl. Stuttgart 1912, S. 21 ff. Beide machen als andere Mitarbeiter der Frankfurter Gelehrten Anzeigen Goethe, Merck, Schlosser

gelesen; er tadelt an ihr insbesondere die unbilligen Angriffe gegen verdiente Männer und die dunkle gezierte Schreibart[1]. Seine Kenntnis teilt er Herder alsbald in einer recht langen Nachschrift zu den wenigen Zeilen seines Konzipienten an Herder vom 12. XI. 72 mit. Auf die förmliche Anrede des Konzipienten scherzhaft anspielend, meint er, er wisse, seitdem sich das Gerücht von Herders Teilnahme an den so weltlichen Frankfurter Gelehrten Anzeigen verbreitet habe, nicht recht, ob die »Hochwürdige Zunft« Herder bei sich noch dulden oder ihn nicht vielmehr unter die Laien verstoßen werde. Er tut so, als ob er seine Kenntnis nicht einer bestimmten Nachricht verdanke, sondern Herders Mitarbeit ohne weiteres aus seiner Schreibart erraten habe; wie Rembrandt von einem seiner Bilder seinen Namen umsonst entfernt habe, da sein Name dennoch an allen Ecken seines Bildes stand, so sei auch Herder überall sofort an seiner Schreibart kenntlich. »Desto schlimmer für Euch Originalköpfe, daß Ihr alles auf Eure eigene Weise schreibt«, folgert er; so sei es auch Lessing ergangen, der sogar eine so originale Art hatte, an die Türe zu klopfen, daß jedermann im Zimmer, mochte Lessing nun jede beliebige Art anzuklopfen nachahmen, sofort rief: »Da kommt Lessing.« »Wir andern unoriginalen Schriftsteller«, schließt er, »schleichen unter der Menge weg, und haben nicht den Nachteil, daß wir erkannt werden, wenn wir unerkannt bleiben wollen.« Ja, was noch mehr bedeute, bei Untersuchungen, die eher Schritt vor Schritt vor sich gehen, »als gleich dem Flug der Einbildungskraft sich über die Erde erheben wollen«, hätten diese unoriginalen Schriftsteller den Vorzug, »den zuweilen der hat, der den gebahnten Fußsteig betritt, nämlich, daß er am bequemsten und auch wohl am kürzesten zum Ziele kommt.« Jedenfalls aber, um das auf sich beruhen zu lassen, sei erklärlich, »warum die sub A

Le Bret namhaft. -- Am 18. XII. 72 schreibt Petersen (NN.): »Die vornehmsten Mitarbeiter an den Frankfurter Gelehrten Anzeigen sind, wie mir versichert worden abgetreten«. Nicolai war also viel eingehender unterrichtet als etwa Hamann, der Nicolai 27. III. 73 (Vierteljahrsschrift 1, 128) fragt, ob »das Märchen von einer gelehrten Zusammenverschwörung oder einem Triumvirat im Reich der deutschen Literatur einigen Grund hat.«

[1] Randbemerkung zum Brief Höpfners vom 25.VIII.72 (NN.). Höpfner hat ihm einige Stücke der Frankfurter Anzeigen übersandt. Mit den »verdienten Männern« meint Nicolai »z. E. Gessnern« »in der Rezension seiner neuen Idyllen«.

verzeichneten Rezensionen« noch nicht in der Allgemeinen Deutschen Bibliothek zu lesen wären, und »vermutlich die sub B verzeichneten noch recht lange auf sich warten lassen« würden. — Herder, über diese zudringliche Art sicher empört, trifft in seiner, im allgemeinen wieder zurückhaltenden und nachgiebigen Antwort[1] doch gleich die vermutliche Ursache dieser Nicolaischen Invektiven. »Daß ich so kenntlich in der Bibliothek bin« schreibt er, »ist mir auch deswegen nicht recht, weil ichs fast für eine Sünde halte, über das liebe Ding, was Geschmack heißt, jemand auf der Welt mit meiner Meinung zu beleidigen.« Allerdings faßt er damit seinen Gesichtspunkt schief und unzutreffend: denn in Wahrheit sind die Rezensionen der Frankfurter Gelehrten Anzeigen doch entschieden subjektiver und selbstherrlicher gehalten als diejenigen der Bibliothek; Nicolai, der gerade Herder gegenüber immer betont hatte, daß er die Bibliothek nicht brauchen wolle, seine »persönlichen Meinungen fortzupflanzen«, wird von dieser Entgegnung nicht getroffen. Überhaupt ist diese Herdersche Antwort gerade in ihrer Zurückhaltung und Nachgiebigkeit[2] um so schwerer verständlich, als doch gelegentlich ein gegen Nicolai geführter Hieb — wie z. B. der Satz: »so geht's dem lieben Publikum, das so gern Stil und Manieren kennen will und sich beinah selbst nicht mehr kennt« — zeigt, wie tief Nicolais Angriffe ihn berührt haben. Die Zudringlichkeit Nicolais hat ihn verletzt; und er, der seine Rigaer Predigerstelle nicht zuletzt wegen der weltlichen Streitigkeiten aufgegeben hatte, in die ihn die Klotzianer verwickelten, muß hier von Nicolai recht unverblümt hören, daß er abermals sein geistliches Amt durch seine weltlichen Interessen in Gefahr gebracht habe. Besonders aber der anscheinend ganz unvermittelte Angriff Nicolais gegen falsche Originalitätssucht hat ihm klar zu erkennen gegeben, daß die Wege sich trennen mußten.

Allein es gab der Gegensätzlichkeiten noch mehr! Im Frühjahr

[1] Herder an Nicolai 15. I. 1773.

[2] So behauptet Herder, daß er schon »vielfach gebrummt und gelacht« habe, welches »wunderliche Zeug« man auf seine Rechnung setzte, während er doch in Wahrheit »vielleicht im ganzen Jahrgang nur 7 Rezensionen« geliefert habe... Er bezeugt Nicolai auch, daß er seine Mitarbeiterschaft mit Ende des Jahres zurückgezogen habe.

1773 erschienen die »Fliegenden Blätter« »Von deutscher Art und Kunst«. Von drei Gesichtspunkten aus mußte Nicolai diese Aufsätze ablehnen; der Shakespeareaufsatz, der Aufsatz über Ossian und die Lieder alter Völker und der (Goethesche) Aufsatz über die deutsche Baukunst mußten im gleichen Maße seinen Widerstand erwecken. Allerdings war Nicolai, vielleicht schon vor Lessing[1] und Mendelssohn[2], jedenfalls zunächst unabhängig von ihnen, ein warmer Shakespeareverehrer[3] — aber ganz im Sinne seiner Kunstanschauungen. Auch das Wild-Imaginative, Original-Unebenmäßige Shakespeares war ihm Kunst — damit war er über Gottsched, ja über Joh. Elias Schlegel[4] hinausgeschritten; aber es war Kunst doch nur insofern sich das scheinbar Regellose und Phantastisch-Willkürliche in dem durchaus einzigartigen Falle dieser Zeit, dieser englischen Gesellschaft, dieses Theaters — wie er denn bemerkenswerterweise fast ausschließlich auf die Shakespearesche Komödie, nicht auf die Tragödie exemplifiziert — sich als das Gesetzmäßige,

---

Über diese wohl nicht zu entscheidende Streitfrage neuerdings Marie Joachimi-Dege, »Deutsche Shakespeareprobleme . . .« Leipz. 1907, S. 28 u. 30, Anm. 1, wo das Material zusammengestellt ist, ferner Erich Schmidt, »Lessing« I, 413 und A. v. Weilen in seiner Einleitung zu D L D 29/30, S. XVI. Wichtig ist indessen für uns nicht sowohl die mit dem vorhandenen Material nicht recht zu beweisende Priorität Nicolais, als vielmehr seine Selbständigkeit im Ergreifen des neuen Gedankens und Autors; und darin sind die drei genannten Autoren (und Fr. Gundolf, »Shakespeare und der deutsche Geist«, Berlin 1911, S. 121) gegenüber der älteren Forschung, insbesondere Biedermann, einig.

[2] Nicolai schreibt in einer Anmerkung zu seiner Ausgabe von Lessings Werken (1794, Bd. 27, S. 83), daß er zu der Zeit, als er die Abhandlung vom Trauerspiel verfaßt habe (1757), Shakespeare gegen Moses habe »verteidigen« müssen.

[3] Vgl. außer der bekannten Darstellung in den Briefen über d. itz. Zust. z. B. seinen Brief an Uz v. 5. X. 1762 (NN), in dem er das Projekt einer Shakespeareübersetzung, die er alsbald in seinem Verlage erscheinen lassen wollte, auseinandersetzt; seine in der Rezension von Justus Mösers »Harlekin oder die Verteidigung des Grotesk-Komischen« (204./5. Literaturbrief, gemeinsam mit Abbt) durchblickende Sympathie für die Shakespearschen Narren; seinen Unwillen über Voltaires »Verleumdung« Shakespeares (Brief an Joh. v. Müller 14. XI. 72 = a. a. O. S. 51). — Seine Inanspruchnahme Shakespeares in späterer Zeit dagegen (wie in den Vertrauten Briefen S. 116ff. gegen — die Romantiker!), ist von Herders Standpunkt abhängig.

[4] »Vergleichung Shakespeares u. Andreas Gryphs«, jetzt ed. Antoniewicz, DLD 26, 71ff.

als Erfüllung der »natürlichen« Regeln enthüllte; so gab er zwar, unabhängig von Lessing, das Gesetz von der Einheit des Ortes preis, aber wenn es ihm auch kein Beweis für Shakespeares vermeinte Un-Kunst war, daß Shakespeare die Einheit des Ortes nicht beobachtete, tadelte er doch die übermäßige Anwendung der Ortsveränderung als »Unwissenheit in der Art einen Plan zu machen«[1]. Und wenn er das Exceptionelle Shakespeares gegen starre Regelhaftigkeit als solches erkannt und geschützt hatte — seit Gottsched im Bewußtsein der Zeit abgetan war, seit solche pedantische Strenge nicht mehr geltend gemacht wurde, war diese Besonderheit, die er ja nicht als lebendige Totalität sondern als historisches Faktum gewürdigt hatte, für die wahrhaften Bemühungen um die Bildung einer deutschen Nationalliteratur eher eine negative Folie. Die Bedingungen, unter denen Shakespeares Werk erwachsen war, stimmten nicht zu der deutschen Gegenwart; daher konnte Shakespeare nur verwirrend wirken. Ja er war eigentlich nicht übersetzbar — selbst die Ausdruckskunst eines Wieland mußte hier versagen, weil seine Ausdrucksmittel nicht die des elisabethanischen Zeitalters sein konnten: Shakespeare, meint Nicolai, ist nur dem wahrhaften Kenner von Zeit, Gesellschaft, Sprache überhaupt verständlich — aber dieser braucht keine Übersetzung; so kann — diese Befürchtung äußert er sechs Jahre vor Herders Shakespeare-Aufsatz — der Versuch, sich Shakespeare ohne solche Voraussetzungen zu nähern, nur zu Mißverstand, Affektation, Exzentrizität führen[2]. Wie skeptisch, ja wie ablehnend mußte und durfte er gestimmt sein gegen eine Wiedererweckung Shakespeares in toto, gegen die Wendung ins Absolut-Ästhetische, die hier in diesem Dithyrambus und mehr noch in den hundertfachen Äußerungen und poetischen Versuchen der Jungen geschah, gegen die Verabsolutierung von dramatischem Stil, Tempo, Diktion und Psychologie Shakespeares, die Stichwort und Kennzeichen einer neuen Zusammengehörigkeit wurde; und wie wenig — dürfen wir weiterhin schließen — konnte er, der gerade an Shakespeare selbständig (und wohl als erster in Deutschland) den funktionellen Zusammenhang zwischen Dichtung und

[1] Abhandlung von Trauerspiel = DNL 72, 342.

[2] Vgl. Nicolais Rezension der Wielandschen Shakespeare-Übersetzung; A D Bibliothek 1, 300, und Göckingk a. a. O., bes. S. 132.

Gesellschaft gesehen hatte, dem Begriff des Genies als einem Analogon zum göttlichen Schöpfertum geneigt sein, wie er ihm in diesem Herderschen Aufsatz zuerst entgegentrat. — Nicht minder heftig war Nicolais Gegensatz zu den Blättern von Deutscher Art und Kunst von einer anderen Seite her. Wir hatten schon in seiner Polemik gegen das Bardenwesen seine Abneigung gegen die Verehrung »rauherer Zeiten« kennen gelernt; als solche erschienen ihm, dem »Schüler« Winckelmanns, aber nicht diejenigen des klassischen Altertums, sondern die der deutschen Vergangenheit, — zwar nicht, wie man gewöhnlich sagt, aus unhistorischer Denkweise, aber aus seiner Auffassung der Poesie als Funktion der Gesellschaft und ihrer Bildung. Von hier aus können wir bei ihm, der die »Zurückrufung von den rauheren und kindischen Vergnügungen« als eine Hauptaufgabe der Kunst angesprochen hatte, eine Abneigung gegen Goethes »Von deutscher Baukunst« und Herders »Über Ossian und die Lieder alter Völker« erschließen. Denn weder aus dem Briefwechsel mit Herder noch aus anderen Äußerungen Nicolais haben wir für diese Zeit eine irgendwie bestimmte Stellungnahme gegen die Tendenz dieser beiden Aufsätze. So erwähnt er Herder gegenüber am 2. III. 1773, er wisse wohl, daß Herder eine Abhandlung von den Nationalliedern schreiben wolle; aber er begrüßt diese Herdersche Absicht eher: »ich möchte ein Kapitel von den Nationalrhythmis dazu schreiben« (!). Freilich hält er es für nötig hinzuzufügen, es würde ihm zwar leicht fallen, »eine Menge neu scheinende, glänzende Sätze darüber auszukramen, aber wer etwas Wahres darüber schreiben wollte, müßte sich in jedem Lande lange und zwar unter dem gemeinen Mann aufgehalten haben[1], sonst läßt sich auf nichts Wahres kommen und was ist der glänzendste Irrtum?« Aber auf Herders merkwürdige, teils seine Autorschaft ableugnende und das Fragment als »das hingeworfenste Stück« entschuldigende, teils spöttisch abwehrende Antwort[2],

[1] Vgl. die Vorrede seines F. kl. Almanaches.

[2] Herder an Nicolai 11. III. 73. »Ich wollte nicht, daß jemand meinen Namen damit verbände, so nichts dieser auch ist und ewig bleiben soll: der einzige Zweck des Aufsatzes ist, anzutreiben, daß man noch die Reste von Nationalliedern aus dem Munde des Volkes sammle. Und da hiezu eben das dunkelste und Unkultivierteste der Ort ist, — Bayern, Tirol, Schwaben — so bescheide ich mich gern, daß ich allen sch(önen) Geistern und Aesthetikern Sachsens und Berlins wie jener

beteuert Nicolai[1], er sei »weit entfernt«, Herder »von der Abhandlung über die Nationallieder abzuschrecken«, »vielmehr sehr begierig darauf«; nur habe er beiläufig gesagt, man dürfe nicht so schließen wie einst gewisse Leute, die den Kuhreihen für eine treff liche Musik hielten, weil er den Schweizern, die in französischem Dienst standen, zu spielen verboten war. Nicolai wehrt sich also dagegen, daß man das, was man nicht kenne, verherrliche, bloß weil es in den gegenwärtigen Verhältnissen keinen Platz habe; er kämpft gegen ein Ressentiment, das, wie er mit Recht fürchtet und wie es ihm dann bei Bürger entgegentrat, suggestive Kraft ausübt. Kaum vier Jahre später nimmt sein »Feyner kleyner Almanach« diesen Kampf gegen Herder und Bürger auf. Zu dieser Zeit freilich vermag er noch Biesters Rezension dieser Aufsätze, die freilich, wenn auch im Grunde freudig zuzustimmen bemüht, recht verschwommen ist, in die Allgemeine Deutsche Bibliothek[2] aufzunehmen. Aber er erkennt doch zum mindesten klar die Gegensätze. Von seinem »Sebaldus Nothanker« bemerkt er zu Herder[3]: »Er ist deutsch, obgleich nicht nach deutscher Art und Kunst. Ich bin also neugierig zu sehen, in welchem Profile er sich Ihnen in dem Standpunkte, in dem Sie stehen, gezeigt hat.«

Wiederum tritt hier der »Sebaldus Nothanker« an entscheidender Stelle trennend auf. Nicolai hat in ihm den Ausdruck seines Denkens und Strebens gefunden, der, in gewissem Sinne endgültig, ihm nur die Verteidigung seines hier eingenommenen Standpunktes erlaubt. Und diese Verteidigung wurde alsbald Herder gegenüber erforderlich. Denn Herder hatte — wie Nicolai gegenüber schon in einer diesem freilich unverständlichen Wendung angedeutet[4] —, dem Sebaldus Nothanker seinerseits einen nicht minder gewichtigen Ausdruck seines Geistes in der »Ältesten Urkunde des Menschengeschlechtes« gegenüberzustellen, allerdings so ver-

Böotier vorkommen müsse, der Laute des Tieres gesammelt haben wollte, die seiner Nation eben nicht den feinsten Beinamen gaben.«

[1] Nicolai an Herder 18. III. 73.

[2] Anhang zum 13./24. Band., S. 1169ff., hierüber vgl. weiter unten.

[3] Herder an Nicolai 25. VI. 73.

[4] Herder an Nicolai 11. III. 73 = O. Hoffmann a. a. O. S. 94. »Und wie, wenn er (Absalom = Herder) über ganz anderen Plänen brütete . . .« usw.

schränkt in Herders Subjektivität, daß der junge Goethe urteilte: »Es ist ein so mystisch weitstrahlsinniges Ganze, ein in der Fülle verschlungener Geschöpfsäste lebend und rollende Welt, daß weder eine Zeichnung nach verjüngtem Maßstabe einigen Ausdruck der Riesengestalt nachäffen, oder eine treue Silhouette einzelner Teile melodisch sympathetischen Klang in der Seele anschlagen kann«; und daß er sich also damit begnügte, es dem Freunde durch Charakterisierung der polemischen Tendenz gegen die »Lasterbrut der neueren Geister« nahezubringen.[1] Die positive wie die polemische Tendenz dieses Herderschen Sturm- und Drangwerkes traf aber den Nicolaischen Roman. Wenn Herder gegen das »begeisterte System der Menschenliebe, Toleranz, Irreligion und abstraktionslosen Fingerweisheit« dieses philosophischen, den Menschen moralisch wie physisch erniedrigenden Jahrhunderts unermüdlich mit Interjektionen und Machtworten anrannte, wenn er die »Blindschleichenberedsamkeit«, die nie zum inneren Sinn des Seins vordringende Demonstration[2] heftig anfiel; und wenn er mit machtvollen Sätzen die Gläubigkeit als das neue Lebenszentrum pries, die Religion nicht als Erfindung von Priestern, sondern als das Ursprüngliche und aller menschlichen Bildung Vorangehende verkündete, — überall schien der »Sebaldus Nothanker« als das natürliche Widerspiel der »Aeltesten Urkunde«. Nicolai spottete im Roman über die alles geistige Leben überwuchernde dogmatische Theologie: es war Satire — nicht, wie Minor meint, ungeschickte Führung der Handlung — wenn Sebaldus auf allen Landstraßen Theologen traf, wenn dogmatische Grillen Freundschaften und Feindschaften stifteten usw.; er verlangte kritische Revision der Liturgie, Lehrbegriffe, vor allem des (protestantischen) Kirchenregiments. Herder aber wollte bewirken, daß »Offenbarung und Religion Gottes, statt daß sie jetzt Kritik und Politik ist, simple Geschichte und Weisheit unseres Geschlechtes werde«, und gegenüber der Nicolaischen Tendenz zur Emanzipation von der Theo-

[1] Goethe an Schoenborn, Juni—Juli 1774 = Morris, Der junge Goethe IV, 27.
[2] Vgl. aber Nicolai an Lavater 12. VI. 74 (NN): »Die Demonstration und Zergliederung der Begriffe ist der Weg von einer Seele zur andern. Ohne dieses Mittel können wir nicht in einander wirken« usw.

logie steht seine Verkündigung, deren Erfüllung seine Urkunde sollte herbeiführen helfen: »Die magere Bibel wird alle sieben Wissenschaften der alten und tausend der neuen Welt, wie die fetten Kühe Pharaos in sich schlucken[1]«. Seine Urkunde lehrte: »Die positive Religion ist so alt als die Welt, älter als die natürliche, und diese durch jene entstanden.« Aber das »Glaubensbekenntnis«, das Nicolai auf Schlözers wiederholte Bitten vor diesem ablegt[2], geht davon aus, daß »Offenbarung nicht in allen Fällen (= unbedingt) als ein Vehiculum der natürlichen Religion notwendig sei, oder daß etwas als falsch Erkanntes angenommen werden müsse, damit der Pöbel ein vehiculum für die Wahrheit ... habe«; das sei der Weg zur Hierarchie. Er glaube vielmehr, daß, wenn ein Volk die reine natürliche Religion hätte, in einigen Generationen Zusätze aus einer positiven Religion gemacht werden; »so sind meines Erachtens alle Offenbarungen entstanden, deren sich verschiedene Völker des Erdbodens rühmen«. Es liegt hier zwar ein allerdings mit Rücksicht auf Schlözers Fragestellung — »ob die geoffenbarte Religion dem Staate notwendig sei« — besonders aufklärerisch gefärbter Ausdruck vor, der sogar einen von Nicolai übersehenen Circulus enthält; indessen an der durchscheinenden Grundauffassung, daß Religion ohne Offenbarung möglich sei, hat er stets festgehalten, und sie auch im Sebaldus Nothanker vertreten.

Natürliche, zwingende Folgerung aus dieser Polarität wäre es gewesen, wenn hüben und drüben die Brücken abgebrochen worden wären. Die Ehrlichkeit, das unbedingte Vertreten seines so gewordenen Werkes trotz aller halb oder ganz eingestandenen Schwächen gerade gegen die Seite, der sein Kampf galt, machte es für Herder erforderlich, auch die äußere Folgerung aus seiner geistigen Stellungnahme zu ziehen und sich von Nicolai zu trennen. Zu all jenen Gegensätzlichkeiten, die wir darzustellen suchten: zu der Divergenz ihrer Anschauungen über Klopstock; der Ablehnung Hamanns, zu dem Herder sich eben wieder zurückgefunden hatte, durch Nicolai: zu Nicolais Bekämpfung dessen, was Herder mit Recht für festgegründeten Ausdruck seines Wesens hielt, nämlich seiner stilistischen Eigenart; zu der durchscheinenden Ablehnung von Herders Autor-

[1] Herder an Hamann Mai 1774 (Roth V, 70).

[2] Nicolai an Schlözer 14. III. 72. Ich gebe diesen Briefwechsel im Anhang wieder.

schaft in den »Frankfurter Gelehrten Anzeigen« und »Von deutscher Art und Kunst« – zu allen diesen Gegensätzlichkeiten trat hier der im Tiefsten trennende Gegensatz zweier Werke. Hier konnte Herder nicht schweigend »abbiegen«, sondern mußte seine Art bekennen. Und um so mehr, als Nicolais mannigfache Ablehnung nunmehr bestimmte Stellung gegen den ganzen Kreis einnahm[1], auf den und in dem er zu wirken glaubte. Und hier, wo es nicht nur mehr um die eigene Person ging, wo er seine Freunde an Nicolai verraten hätte, wenn er nicht Widerspruch erhob und sich deutlich von ihm abwandte, wo der Autor ein Kompromiß mit dem Manne hätte schließen müssen, dessen Wesen und Denken sein aus tiefster Inbrunst erwachsenes Werk so nachdrücklich und heftig bekämpfte – hier mußte Herder Nicolai eine Absage erteilen. Schon am 2. März 1773 hatte er Hamann die Lockerung seines Verhältnisses zu Nicolai und die Absicht der Auflösung mitgeteilt[2]. Noch am 19. Juni 1773 berichtet er, nach dem Empfang des Nothanker, an Nicolai ganz objektiv über das fast begeisterte Lob, das er auf seiner Reise allenthalben über den Sebaldus Nothanker gehört habe. »So verschieden natürlich«, bemerkt er allerdings, wie alles Götter- und Menschenwerk auch dieses genommen werden muß (!), so sind wenigstens alle darüber einstimmig, daß es für Deutschland so wahr und genau aufgenommen, so fest durchgehalten, und so eigentlich und stark angelegt sei, daß es von den zwei Seiten Nutzen schaffen müßte (!), von denen Deutschland denn auch so sehnlich Verände-

[1] Der bei O. Hoffmann a. a. O S. 101 abgedruckte Brief Nicolais an Herder vom 25. VI. 1773 stellt nur eine Nachschrift zu dem mit gleicher Post abgegangenen Brief an Herder dar, der als verloren gelten muß. In diesem »inliegenden« Brief muß Nicolai gegen Goethe und vermutlich auch Lavater polemisiert haben, wie aus Herders noch zu erwähnender Antwort (vom 14. VIII. 73) ersichtlich ist.

[2] Bei O. Hoffmann, Herders Briefe an Hamann, S. 71 ff. Er erklärt dort die Tatsache, daß er Hamanns an Eberhard zur Weiterbeförderung an Herder übersandten Brief erst so spät erhalten habe, damit, daß Eberhard den Brief Nicolai übergeben hatte, »den ich denn auch nicht so gar viel mehr kenne«. Seine Mitarbeit an der Bibliothek habe sich darauf beschränkt, alte Schulden abzutragen. »Neulich hab ich Klopstock Oden dahin gegeben und denke mit Sulzer ganz den Tanz zu beschließen, was auch Nicolai gern sehen wird, weil meine Rezensionen, wie er selbst wehklagt, seine andern, ich weiß nicht ob verrufen oder auszeichnen. Genug wir sind Beid' auf einem Punkt, uns einander zu segnen.«

rung und Umwechslung erwartet«; und er verspricht ein ausführlicheres Urteil, sobald er den Roman selbst gelesen haben werde. Alles in allem in Nicolais Ohren jedenfalls ein unbedingtes Lob seines Romanes, in Wahrheit freilich eine durch den Bericht der allgemein beifälligen Aufnahme verschleierte kühle Abwehr. Dann aber, nach der Lektüre des Romans, und nach Nicolais Mitteilungen über den unerwartet großen Beifall, den derselbe gefunden hatte, nach den schon erwähnten gleichzeitigen Nicolaischen Angriffen gegen seine Freunde sind alle Hemmungen beseitigt; jetzt, am 14. August, vollzieht er die Aufkündigung in einem kurzen und kühlen Brief. Er lehnt die ihm aufgetragene Rezension der Blätter »Von deutscher Art und Kunst« mit dem Hinweis auf seine Mitarbeiterschaft an denselben ab, nimmt Goethe gegen anscheinende Invektiven Nicolais in Schutz, indem er nachdrücklich bemerkt, daß der Verfasser des »Götz von Berlichingen«, gegen den er keine »Marionette von neuerem Kunstwerk« eintauschen möchte, »ein Kopf« sein müsse. Zugleich bittet er »auf einige Zeit« um Abschied von der Bibliothek; er werde derselben »vielleicht von Band zu Band unbequemer«, da er zu sehr »in anderen Arbeiten tummle« und sein ästhetisches Urteil vielleicht »zu sehr altere und giere«; bei außerordentlichen Fällen stehe er Nicolai jedoch zur Verfügung. Auf Nicolais Bitte um weitere Mitarbeit wiederholt er in seinem kurzen Begleitschreiben zu den letzten rückständigen Rezensionen, das Nicolai am 12. Januar 1774 empfing[1] — seine Absage; er sende die letzten Rezensionen, um seiner Pflicht nachzukommen, würde es aber gern sehen, wenn er sie ungedruckt zurück erhielte; auch diese Rezension sei »frei«, und er sei fast müde, sich »mit freien Rezensionen Feinde zu machen«, ohne es zu dürfen — ein vorgeschobener Grund, wofern man nicht die Herdersche Müdigkeit als eine Müdigkeit der Bibliothek gegenüber ansieht. Auf zwei weitere kurze Briefe erhielt Nicolai keine Antwort, erst auf einen recht ausführlichen, der Herder nochmals zu einem letzten, nunmehr erregten Briefwechsel mit Nicolai veranlaßte.

Denn ganz anders mußte sich, seiner Art gemäß, Nicolai verhalten, nachdem er — und zwar er, wie auch R. Haym urteilt, zu-

[1] Nach Nicolais Empfangsnotiz. O. Hoffmann a. a. O. S. 104.

erst[1] – die mannigfachen Gegensätzlichkeiten bemerkt hatte. Es lag ihm nicht sowohl daran, die in jedem Falle beträchtliche, anregende Kraft Herders für die Bibliothek zu erhalten; ist er doch vielmehr sich bewußt, daß Herders Mitarbeit durch die stilistische Eigenart der Rezensionen andauernd, trotz der wechselnden Zeichen, verraten wird, und macht ihn doch Merck darauf aufmerksam[2], daß es nicht sehr »politisch« sei, Herder mitarbeiten zu lassen, der »so ganz allein dasteht und beinahe den anderen Kommilitionen so viel Unheil zufügt, als ob er sie schon rezensiert hätte«. Einzig die von uns schon charakterisierte kompromißhafte Toleranz Nicolais hat es bewirkt, daß er den Verkehr mit Herder in der alten Weise fortsetzte, ja daß er Herder durch Zuweisung neuer und wichtiger Rezensionen, mochte er auch im Urteil, wie hinsichtlich der Klopstockrezension, erheblich abweichen, nur noch fester an die Bibliothek zu ketten suchte. Nichts ist daher für ihn natürlicher, als daß er auf Herders Absage in einem recht freundschaftlich gehaltenen Brief[3] Herder bittet, seine Mitarbeit fortzusetzen; er sei freilich in vielen Stücken ganz anderer Meinung als Herder; wenn er das Glück hätte, mit Herder persönlichen Umgang zu pflegen, so würde er versuchen, Herder zu seiner Auffassungsweise zu bekehren, da dem aber nicht so sei, freue er sich wenigstens, ungeachtet der inhaltlichen Gegensätze, die ihm widerstrebenden Dinge von Herder »mit allem Feuer der Einbildungskraft« verteidigt zu sehen. Auf Herders schon erwähnten zweiten Absagebrief fragt er nochmals[4], ob wirklich keine Hoffnung mehr sei, Rezensionen von Herder zu erhalten. Die Bibliothek verliere durch Herders Fortgang so sehr, daß er nur hoffen wolle, Herder würde einmal »in bessere Laune

[1] R. Haym a. a. O. S. 479 f. – Vgl. Nicolai an Herder 19. XI. 71, nachdem er gegen die Originalgenies polemisiert hat: »vielleicht sollte ich Ihnen am wenigsten davon vorschwatzen, . . . denn ich glaube fast, Sie haben die entgegengesetzte Partei ergriffen«. Ähnlich bemerkt er 25. I. 72, nach einer Polemik gegen Herders Schreibart, er könne sich schriftlich nicht mit der wünschenswerten Klarheit ausdrücken; »wir sind zu weit auseinander«.

[2] Merck an Nicolai 7. XI. 72 = Wagner, Briefe aus dem Freundeskreise. Nicolai hat diese Stelle in Mercks Brief rot angestrichen (NN.). War dies eine Anspielung auf die schon erwähnte auszeichnende Beurteilung der Herderschen Rezensionen durch die Frankf. Gel. Anz.? (s. o. S. 179, Anm.)

[3] Nicolai an Herder 6. IX. 73.

[4] Nicolai an Herder 14. I. 74.

kommen«. Auf diesen Brief, wie auf die Übersendung des zweiten Stückes des 21. Bandes der Bibliothek[1] erhält er von Herder keine Antwort, wohl aber, wie er vermutet[2], in Herders Auftrag ein Exemplar der »Aeltesten Urkunde«, ein »Freundschaftszeichen«, für das er Herder danken zu müssen glaubt. Dieser Dankbrief Nicolais aber (vom 13. VI. 74) ist zugleich ein ausdrücklicher Scheidebrief. Er befürchte zwar noch nicht, daß Herder ihm seine Offenherzigkeiten übel genommen habe, allein er bemerke doch, daß ihre Meinungen, »je mehr sie sich entwickeln, desto weiter auseinandergehen«, und könne daher schwerlich mehr von Herder Beiträge zur Bibliothek erwarten; »wenn wir aber scheiden, so sei es brüderlich, wie jene Patriarchen: ‚Wilt du zur rechten, so will ich zur linken'.« Nach dieser Einleitung geht er auf die »Urkunde« ein.

Am Tage vorher hat er in einem langen Brief an Lavater seine »nicht hohe« Meinung über die »Aelteste Urkunde« auseinandergesetzt[3]. »Ich lasse freilich so schreiben, wer so denken und so empfinden kann — aber dem menschli(chen) Geschlecht ist meines Erachtens damit gar nicht geholfen. Welche Dreieinigkeit, welche Menschenwerdung, welches Geheimnis, welche Schwärmerei wollte ich nicht ebenso rätselhaft, so pomphaft mit solchem Raketenfeuer vortragen und anpreisen. Wo will ich nicht geheimen Sinn und göttliche Weisheit finden, wenn ich bloß die Blendlaternen der inneren Empfindung und keine Abstraktion oder Demonstration[4] anwenden darf, auf die unser Freund so unbilligerweise schilt.« Er verteidigt die Demonstration und stellt sie über Herders Methode: »Durch bloße Sprünge, abgebrochene Gedankenausrufung lasse ich jeden vernünftigen Mann weit kälter als bei der kältsten Demonstration, und wenn ich zwölf!!!! hinsetzte.« Mit scharfen Worten wendet er sich gegen Herders in der Tat höchst maßlose Verächtlichmachung der wissenschaftlichen Leistungen anderer[5];

[1] Nicolai an Herder 29. III. 74.

[2] Nicolai an Herder 13. VI. 74.

[3] Nicolai an Lavater 12. VI. 74 Copie in NN.

[4] So triumphiert er in einer Randbemerkung seines Exemplars von Werthers Leiden (Düntzer, Schnorrs Archiv X, 390), daß auch Werther, wo er sich ganz deutlich geben wolle, »Abstraktionen« brauche. Düntzer hat diese Randbemerkung mißdeutet.

[5] Insbesondere der Übersetzung des Alten Testaments von Michaelis.

er wirft Herder vor, daß er »zu viel Anstalten mache« für seine wenigen Ergebnisse: und die besten derselben seien nicht einmal neu, vielmehr stehe schon in Brydones »Reise nach Sizilien«, wo er vom Ätna die Sonne aufgehen sehe, »Herders ganzer erster Teil auf einem Blatte, ohne Prunk und macht ein vortreffliches Bild.« Solches Verfahren aber sei für die deutsche Wissenschaft eine große Gefahr: »Die leidige Originalsucht, wird endlich noch alle Gelehrsamkeit dem menschlichen Geschlechte unnütz machen;«[1] besonders aber schade sie der schönen Literatur bei den Großen, die kaum angefangen hätten, der deutschen Literatur Geschmack abzugewinnen; wenn sie »den David, die gelehrte Republik, die Urkunde, die deutsche Art und Kunst, die Frankfurter Zeitungen, den Wandsbecker Boten« in die Hand bekämen, könne man ihnen schwerlich »das Gute, das in der ‚Republik', in der ‚Urkunde', in der ‚Art' ist«, begreiflich machen; »ihr gelindestes Urteil« könne sein: »‚Paule, du rasest, deine große Kunst macht dich rasen'. Und man muß stillschweigen.« Lavaters Lob der Urkunde weist er mit bestimmter Entschiedenheit zurück. Wenn Lavater die Urkunde in »hoher Imagination« einer Pyramide vergliche, so nehme er diesen Vergleich gern an; nur nicht in »unbestimmter Bewunderung«, sondern in der klaren Erkenntnis: »ein ungeheures Gebäude, von außen baufällig und inwendig leer und dunkel, über dessen Anlage man erstaunt und dessen Absicht man nur ungewiß vermuten kann, das der Neugierige einmahl betrachtet und schwerlich zum zweiten mahle wiederkommt«. Er liebe indessen keine Bücher, die Steinmassen glichen; er wünsche »wohnbare Häuser für das Ganze des menschlichen Geschlechts, und Palläste und Gärten für die wenigen Auserlesenen, die den Aufwand zu bestreiten wissen.«

Diese Polemik gegen die »Urkunde«, gegen die Form, wie gegen den Geist der Schrift, die Nicolai bald in einem Brief an Johannes Müller fortsetzt[2], ist nun in ihren Grundzügen, wenn auch im wesentlichen in der äußeren Form geglättet und gemildert, der Hauptteil seines »Patriarchen«briefes an Herder. Die Polemik be-

[1] Ganz ähnlich Eberhard an Nicolai 23. VII. 74 (NN.) in einem für die Stimmung der »Berliner« gegen Herder ungemein bezeichnenden Brief, den ich im Anhang wiedergebe.

[2] Nicolai an Joh. Müller 10. X. 74 (a. a. O. S. 90)

ginnt mit Angriffen gegen die Form der Herderschen Schrift. Er habe wohl gelesen, nicht aber verstanden, beginnt er; freilich verstehe er als »Altfranke« (s. o. S. 82, Anm. 2) »die Sprache der Zünfte nicht«, aber selbst ein Freund Herders hätte einem anderen, wie er erfahren habe, geraten, über die Urkunde erst zu urteilen, wenn er dieselbe siebenmal durchgelesen hätte. Ob Herder es nicht so hätte einrichten können, daß sie wenigstens beim drei- bis viermaligen Durchlesen verständlich wäre? Müsse er nicht fürchten, daß »vor dem Jahre 2240 ein neuer Michaelis über seine Urkunde« komme, und müsse er nicht schon mit einem solchen zufrieden sein, da ein Kommentator, der nicht kalt demonstriere, sondern sich »auf seine innere Kraft und Gegenwart« berufe, noch weit schlimmer mit seiner Schrift umspringen werde? Herder kenne seine »Grille« schon, daß er eine Sprache vorziehe, die dem Lauf eines ruhigen Flusses in seinem natürlichen Bett gliche; zwar sei der Wandsbecker Bote anderer Meinung und zöge eine Schreibart vor, die wie der Lauf der Donau einherbrause, doch bleibe er bei seiner Meinung. Was aber könne man in Herders Schrift überhaupt finden, was für die Mühe entschädige? »Bilder eines Morgenschlummers glänzen auf und verschwinden, wie ihre Mutter, die Morgenröte, und da metaphorische Ausdrücke einem Beutel gleichen, den man nach Belieben auf- und zuziehen kann, wie man will, so werden wir nicht so töricht sein, den Beutel weiter aufzuziehen als daß wir herauslangten, was in unseren Kram dient, und dann husch! ist er zu.« Wesentlich kürzer ist die Polemik gegen den Geist der Herderschen Schrift. Aber hier gelangt Nicolai zu einer Formulierung der Gegensätze von weittragendster Bedeutung. An die schon im Brief an Lavater erwähnte Stelle aus Brydones »Reise nach Sizilien« anknüpfend, gibt er eine Gedankenkette wieder, die, von einem zufälligen und Herder zuliebe gewählten Ausgangspunkt fortgesetzt, da endet, wo Nicolais Denken in gewissem Sinne überhaupt mündet. Wenn Moses, überlegt er, nun ebenfalls auf dem Ätna gestanden hätte, als er die Schöpfung beschrieb, wenn die Gesetzgebung auf dem Ätna statt auf dem Sinai vor sich gegangen wäre, würde nicht das Paradies anstatt in Kleinasien in Sizilien liegen können? Ja, wenn es möglich sei, die orientalische Bilder- und Hieroglyphenschrift nach Europa zu verpflanzen, so müsse »unser europäischer Boden auch ein Paradies

tragen können«. — Zwei Gedankenkerne stecken in diesen Sätzen. Der eine ist der Kern seiner Geschichtsauffassung im Gegensatz zu der Herderschen. Nicolai will zeigen, daß Herder sich der geschichtlichen Forschung lediglich als eines ermittelnden und interpretierenden Verfahrens bedient; Nicolai hingegen, dem wir historischen Sinn und die Fähigkeit, ja Liebe zur historischen Forschung, wie wir sahen, nicht absprechen können, will das ermittelnde und interpretierende Verfahren nur als Vorstufe der Erkenntnis gelten lassen; die Erkenntnis der Bedingungen des Seienden (oder Gewesenen) soll absolute Erkenntnis ermöglichen, wie etwa Montesquieu die Bedingungen der englischen Freiheit bestimmt, um diese Verfassung als übertragbar zu erweisen. Die Ausschaltung der bloß historischen Bedingungen führt zur Erkenntnis des Überzeitlichen. Auf diesen besonderen Fall angewandt, will Nicolai, während Herder die alttestamentarische Schöpfungsgeschichte interpretiert, die Frage vielmehr so fassen: was für einen Begriff der Schöpfung müßten wir haben, wenn die Schöpfungsgeschichte eben nicht im Alten Testament überliefert wäre? Ermitteln wir die bloß historischen Bedingungen derselben, um die Fragen nach einer Weltschöpfung unabhängig von dem einmalig-historischen Bericht zu erheben! — Der andere der in jenen Sätzen enthaltene Gedankenkeime zeigt eine allgemeinere, derjenigen des anderen parallele Entfaltungstendenz. Wenn sogar die orientalische Bilder- und Hieroglyphenschrift sich in Europa wiederfinde, sagt Nicolai, so muß auch die Paradiesesvorstellung in Europa heimisch sein oder werden können; nicht nur ein orientalisches Paradies, sondern auch ein Paradies auf europäischem Boden kann vorgestellt werden. Diesem Nicolaischen Satz — »unser europäischer Boden muß auch ein Paradies tragen können« — ist aber nicht als ernsthafte Lokalisationstheorie aufzufassen; er ist vielmehr der symbolische Ausdruck der geheimsten aufklärerischen Gedanken. Ein Paradies muß möglich sein! Und wer wird es bewohnen als die Menschen kommender Zeiten? Wir ahnen die Wege seines Denkens von diesem Punkt aus; sie münden sicherlich in die allgemeinen aufklärerischen Gedanken, wie sie insbesondere die französische Aufklärungsphilosophie ausgeprägt hat. Verfolgen können wir diesen Weg bei Nicolai nicht; der nüchterne Mann hat diese Gedanken an keinem Orte seiner Schriften weitergesponnen. —

Prinzipielle Gegensätze von der größten Schärfe hatten sich aufgetan und waren in diesem Briefe von Nicolai dargelegt oder angedeutet. Die Geister trennten sich. Mußten es auch die Menschen? Von Nicolais Seite war hierzu keine Nötigung; hat er doch beispielsweise den freundschaftlichen Verkehr mit dem Franziskanerpater Denis noch zu einer Zeit fortgesetzt, da er gegen die geistlichen Orden die heftigste Fehde führte. Er selbst bezeichnete später[1] diesen Scheidebrief an Herder als ein »freundschaftliches« Schreiben, und wir dürfen ihm die subjektive Wahrhaftigkeit dieser Bezeichnung glauben, wenn wir sie auch nicht objektiv zutreffend finden. Herder aber, der wie Hamann und Lavater Mensch und Autor identisch wissen will, fühlt sich auch als Mensch getroffen[2] und erwidert diesen Scheidebrief mit einem auch gegen den Menschen Nicolai gerichteten. Es entsprach seiner Natur, daß er hier seine mannigfache Gereiztheit und Verstimmung entlud; eine Zwischenträgerei Lavaters[3] mochte wohl zu dieser Wendung beigetragen haben, hat sie jedoch sicher nicht ausschließlich herbeigeführt; denn schon ein Jahr früher hatten die »Gefundenen Blätter aus den neuesten Deutschen Literaturannalen« (Suphan 5, 264) mit der Allgemeinen Deutschen Bibliothek, diesem »Buchdruckergesellengesang«, diesem »stumpfen Papier aus westphälischen Lumpen und Morastwasser« und ihrem Herausgeber weniger gründlich als bissig abgerechnet. Wenn ein Bibliothekenmitglied von seinem Verleger (!) Abschied nehme, schreibt er[4], so sei damit eben das letzte Wort gefallen; weshalb aber glaube Nicolai sich zu einem solchen »letzten Patriarchen-Rippenstoß« berechtigt? »Literarische Feindschaften« habe er mit Nicolai nie gehabt; hätten sich Gegensätze in ihren Meinungen offenbart, wie schon seit langer Zeit, so hätte er es stets für das Beste gehalten, »abzubiegen und davon zu schweigen.« Die Art, wie Nicolai »den Handel ende«, befremde ihn aufs äußerste. Was habe er mit seiner Lektion über die »Urkunde« eigentlich bewirken wollen? Habe er Herder oder die Urkunde oder das Publikum ändern wollen? Herder sicher nicht, da Nicolai ein

[1] In der Schrift gegen Buhle (1806) Anm. 24.
[2] Vgl. s. Brief an Hartknoch vom 23. VII. 74.
[3] Wie Nicolai in der Schrift gegen Buhle (Anm. 24) annimmt.
[4] Herder an Nicolai 29. VII. 74.

maßgebendes Urteil um so weniger fällen könne, als er selbst zugebe, sie nicht einmal verstanden zu haben; die Urkunde, das »phantastische, abscheuliche Ding«, könne Nicolais »phantasieloser aufgeklärter, ebener Genius« ebenfalls nicht mehr ändern; das Publikum zu ändern sei ein Brief an ihn, den Autor, nicht der Ort; einen solchen Brief hätte Nicolai an den Rezensenten der Allgemeinen Deutschen Bibliothek schreiben können, der die »Urkunde« rezensieren werde. Wenn Nicolai aber immer wieder die Abstände ihrer Denkungsart betone, so müsse er endlich einmal heraussagen: »Behüt's Gott! Zumal in den gewissen Sachen, die man denn wohl nicht gern nennt.« Aber habe er je so denken wollen? »Und wer sind Sie, mein Herr, und all Ihre Freunde, daß Sie Ihre Denkart zur Norm (!) alles Wissens und Denkens anschlagen? Wie Herr Nicolai über jenes Stück des ägyptischen, morgenländischen, griechischen Altertums denkt — wer ist, der je danach gefragt hat, fragt und fragen wird in saecula saeculorum Amen!« Auf Nicolais Vorwürfe gegen seine Schreibart erwidert er mit der Frage: »habe ich Ihnen je eine Silbe über Ihre Einbildung[1] in Nothnagels Sandwüsten etc. gesagt, oder zu sagen es nötig gefunden?« Was gehe es ihn an, wie sich die Aelteste Urkunde lese? »Meinetwegen lasse sich die Schrift wie Sebaldus Nothanker lesen oder Eberh(ards) Pr(edigt) von J(esus) Ch(ristus) dem Gekreuzigten, oder Ludovic(i) Kaufmannslex(i-kon)[2]! Mit einer leeren Ergebenheitsformel schließt dieser Brief, von dem Herder wünscht, daß er »der erste und letzte« sei, den sie in dieser Art wechseln.

Nicolai aber fühlt sich noch zu einem letzten Wort verpflichtet; klug im gewöhnlichen Sinne können wir diesen Brief nicht nennen, aber er zeigt eine überlegene Güte, die uns Nicolai menschlich näher bringt. Er will Herder zeigen, wie tief dieser ihn verletzt hat, und will ihm das um Herders willen zeigen. Einen solchen Absagebrief von Klotz habe er leicht aufgenommen, nicht aber von Herder. Er verteidigt sich gegen die Herderschen Anwürfe der Phantasielosigkeit, des normierenden Dünkels recht geschickt; aber er zeigt auch den Widerspruch in Herders letztem Briefe auf, daß er trotz der

[1] = Einbildungskraft, Phantasie.

[2] Ludovici Kaufmannslexikon: vgl. Hamann in »An die Hexe zu Kadmonbor« (die Herder kannte) Roth 4, 172.

persönlichen Beleidigungen Nicolai dennoch für manche Dienste seiner Freundschaft verbunden zu sein glaube; er weist darauf hin, wie unwahr Herders oft bezeugte Freundschaft gewesen sein müsse, wenn er es zwei Jahre hindurch fertig gebracht habe, da, wo er zu Nicolais Ansichten im Gegensatz stand, »abzubiegen und zu schweigen«; so sei der ganze »freundschaftliche« Briefwechsel der eines Offenherzigen gegen einen Zurückhaltenden. Daß erst der gekränkte Stolz, der Zorn Herder zu diesem Geständnis bewege, das ihm das Freundschaftsgefühl hätte eingeben sollen, werfe auf den Menschen Herder kein gutes Licht. Nun aber habe Herder im »Jähzorn« das »Signal zur Feindschaft« gegeben; dann müsse er wissen, »daß derjenige, der in eines anderen Gemüte Feindschaft erregen will und erregt, nichts Rühmliches tut, und daß derjenige, der Feindschaft erregen will und nicht erregen kann, verächtlich wird«.

Die Wunde, die Herder durch die Feindseligkeiten seines letzten Briefes Nicolai beigebracht hatte, saß tief und schmerzte lange. Der Bruch Herders mit Nicolai ist auf dessen Entwicklung, insbesondere auf sein Verhältnis zum Sturm und Drang von nachhaltiger Wirkung gewesen. Weniger stark ist die Einwirkung der Herderschen Kriegserklärung auf Nicolais literarisches Verhältnis zu Herder selbst gewesen. Man kann im allgemeinen feststellen, daß das weitere literarische Verhältnis bis zum Streit über den Tempelherrnorden (1782) auf dem Punkt stehen bleibt, wo beide die Unvereinbarkeit ihrer Anschauungen eingesehen hatten. Die Rezension der »Aeltesten Urkunde« in der Allgemeinen Deutschen Bibliothek[1]

[1] Die Rezension (Allg. Dtsch. Bibl. 25, 1, 23 ff.) ist nicht signiert; sie hängt mit der folgenden, von Pistorius verfaßten, nicht zusammen, ist vielmehr durch Trennungsstriche und Numerierung auch äußerlich abgehoben. Der zweite Band der »Urkunde« (vierter Teil) ist Allg. Dtsch. Bibl. 30, 1, 53 ff. rezensiert. Diese Rezension ist mit Bl unterzeichnet, also von Eberhard; sie beruft sich auf dasjenige, »was wir bereits am Ende dieser Rezension des ersten Bandes in unserer Bibliothek gesagt haben«. Döring, »Herders Leben« 2. Aufl. Weimar 1829, S. 132 Anm. nimmt hierauf gestützt an, daß Eberhard auch den ersten Teil der Urkunde rezensiert hat; ihm schließt sich u. a. auch Ernst Naumann »Untersuchungen über Herders Stil« S. 19 an; vorsichtiger drückt sich R. Haym (S. 614) dahin aus, daß Nicolai »für eine Rezension . . . sorgte, welche die Pointen seines Briefes breit und gründlich wiederholte«. Zunächst muß hervorgehoben werden, daß die Rezension des zweiten Bandes sich im Stil und in der Färbung

vertrat nochmals den schon im Brief an Herder zum Ausdruck gelangten ablehnenden Standpunkt Nicolais — nur zu natürlich, wie selbst Freunde Herders fanden; J. K. Pfenninger, der in Lavaters Abwesenheit auf den Brief Nicolais an Lavater eine vorläufige Antwort erteilt[1], schreibt, daß ihn Nicolais Urteil über die »Urkunde« anfangs befremdet habe, daß er es aber schließlich natürlich

des Tadels erheblich von der ersten unterscheidet, so daß man zwei verschiedene Verfasser, und zwar für die erstere Rezension, wegen des Vorkommens mancher stilistischen Eigentümlichkeiten Nicolais, — die Autorschaft Nicolais in Anspruch nehmen möchte. Verfasser der Rezension war Nicolai jedoch nicht oder nicht ausschließlich. Resewitz schickt Nicolai am 23. IX. 74 (NN) fünf Rezensionen, darunter die unaufgefordert eingesandte der Aeltesten Urkunde; Nicolai bemerkt auf der Rückseite: »es hat ein anderer Rezensent unternommen, Herders Urkunde mit Jacob Böhm (so) und anderen theosophische(n) Schriften zu vergleichen; mir schien der Gedanke lehrreich. Sie werden doch hoffentlich nicht übelnehmen, wenn Ihre Rezension nur zum Teil gebraucht wird. Ich vergüte Ihnen doch indessen die ganze Arbeit«. Ist nun Nicolai selbst jener »andere Rezensent?« Dieser Annahme steht Eberhards briefliches Zeugnis entgegen (Brief am 27. I. 75 von Nicolai empfangen. N. N.): »Vor allen Dingen ... schick ich Ihnen meine Urkundenrezension, ausgeflickt nach Ihrer Meinung. Wollen Sie nur die letzten Zusätze noch einmal überlesen, damit Sie dem Drucker so alles bezeichneten, daß er keinen Bock mache. Am besten wärs, sie würde noch einmal abgeschrieben.« Die Rezension des ersten Bandes der Urkunde, schließen wir also, hatte demnach drei Verfasser: Resewitz, Nicolai und Eberhard. Das Gerüst stammte offenbar von Eberhard. Nicolai veranlaßte Eberhard, Korrekturen vorzunehmen (»ausgeflickt nach Ihrer Meinung«), und verschmolz dann die Rezension mit Resewitzschen und eigenen Gedanken. Nicolai hat also an dieser Rezension erheblichen Anteil; sie ist ganz in seinem Geist gehalten und vermutlich sind auch einzelne Formulierungen von ihm. Wie genau Nicolai über diese Rezension unterrichtet war, geht daraus hervor, daß er auf Resewitz' Anfrage vom 24. I. 75 (NN), ob es nicht zu hart sei, Herder mit Jacob Böhme zu vergleichen, am Rande bemerkte: »Sie werden aus XXV, 1 (sc. der Allg. Dtsch. Bibl.) sehen, daß diese Vergleichung nur scientifisch im Gegensatz der Theosophen gegen die Philosophen ist« usw. Wir werden also Sätze, die auch sonst bezeugte stilistische Eigentümlichkeiten Nicolais aufweisen, für Nicolai in Anspruch nehmen können, so z. B. die ganze Stilpolemik, oder etwa Sätze wie: »Da hängt nun also die ganze Religion an dem Spinnwebfaden einer positiv geoffenbarten Hieroglyphe« usw. Auch einzelne polemische Wendungen, wie z. B. die Verteidigung Chr. Wolffs gegen Herders Angriffe oder der Vorwurf der Originalitätssucht und des Eigensinns gehen sicher auf Nicolai zurück; Invektiven dieser Art fehlen in der Rezension des zweiten Bandes.

[1] Pfenninger an Nicolai 10. VII. 74. NN.

finde: »denn die ganze vielleicht mehr als dreyssig Jahre befestigte Form Ihres Denkens ward auf so unangenehme Weise angegriffen, daß Sie nicht anders als empört werden konnten«. Auch Mercks briefliche Zustimmung zu Nicolais Urteil über die Urkunde mußte diesen bestärken; »sein Buch von der ältesten Urkunde ist nach Form und Herkommen das abscheulichste Buch, das je geschrieben worden ist«, sagt Merck[1]; nichtsdestoweniger aber bleibe ihm die Urkunde »als ein Abdruck seines Geistes lieb und werth«. Nicolais Urteil verfestigte sich immer mehr; es ist äußerst bezeichnend, daß sein ablehnender Standpunkt Herder gegenüber sich bis zur Tempelherrenfehde in keiner Weise weiter entwickelt hat, sondern daß die Ablehnung späterer Herderscher Schriften, oder die Beobachtung widerwärtiger Züge an dem Menschen Herder nur zur Verfestigung jenes ablehnenden Urteils gegen die »Urkunde« diente. Einen solchen widerwärtigen Zug sah Nicolai in Herders Verfahren gegen Spalding, das Nicolai sogar »niederträchtig« nennt. Rudolph Haym hat dieses Herdersche Verfahren, die sachlichen, scharfen Angriffe Herders gegen Spalding in den »Provinzialblättern« und seine förmliche Abbitte an den Menschen Spalding, mit gerechter Verteilung von Licht und Schatten ausführlich dargestellt[2]; so sehr Herder davon überzeugt war, und mit Recht überzeugt sein konnte, daß sein Verfahren nicht unmoralisch war, ja daß er für gute Absichten ungebührlich und hart bestraft worden sei, so sehr waren auch die Berliner zu ihrem Herders moralischen Charakter verdächtigenden Urteil berechtigt. Hatte nicht Nicolai gerade von Herder gehört, daß er in zweijährigem Briefwechsel nie seine wahre Meinung gegen Nicolai geäußert hatte? Schien solche

[1] Merck an Nicolai 28. VIII. 74. NN. Nicolai hat diese Sätze rot angestrichen.
[2] R. Haym S. 615ff. Die ausführliche, nicht signierte Rezension der Provinzialblätter in der Allg. Dtsch. Bibl. 23, 346 75 nimmt natürlich Spalding gegen Herders »hämische« Angriffe in Schutz. Herder habe in einer »ganz neuen Paradoxie des (theologischen) Geschmacks« unverdaute Einfälle vorgebracht, in einem Orakelton, hinter dem nichts stecke. Stilpolemik ganz im Sinne Nicolais. Bemerkenswert ist der Satz der Rezension, daß »die Absicht der Unterweisung Jesu ganz eigentlich war, den Verstand und das Gewissen wieder in ihre Rechte zu setzen, woraus sie durch die Schreckbilder der Priester und Schriftgelehrten waren vertrieben worden . . .« Vgl. Lavaters abfälliges Urteil über diese Rezension. s. u.

Zweideutigkeit nicht Tellers Kombinationen zu bestätigen, daß Herders persönliche Wendung an Spalding um äußerer Vorteile willen geschehen sei? Die eine dieser Tellerschen Mutmaßungen verwandte Nicolai alsbald. Im dritten Teil seines »Sebaldus Nothanker« (1776) ist die Figur des »Vicegeneralsuperintendenten«[1] eine Satire gegen Herder. Nicolai wußte, daß Gleim sich für Herder beim Minister von Zedlitz eingesetzt hatte, um diesem die Stellung eines Generalsuperintendenten in Halberstadt zu verschaffen; er wußte auch, daß Herder sich um dieselbe Stellung in Göttingen bemühte[2]; hier gilt Herder also als ewiger Kandidat für eine Generalsuperintendantur! Aber noch mehr! Der »Vizegeneralsuperintendent« im Nothanker ist ein Nachfolger des seligen Stauzius, der unverkennbar die Züge — Goezes trägt! Hier gab Nicolai den Vorwurf, den ihm Hamann (in der »Hexe zu Kadmonbor«) gemacht hatte, daß die Dogmatik der Aufklärung derjenigen der Orthodoxie eng verwandt sei, Herder zurück: seine Art, Glaubensfragen durch Machtsprüche zu entscheiden, ist im Geist der Goezeschen verwandt: Herder ist ein äußerlich angenehmerer, eleganterer, fortgeschrittenerer Goeze, der denn auch die Gunst seines Fürsten bald erringt: »ein schöner Geist, welcher, nach neuester Art, in morgenländischen Bildern und in abgebrochenen Kraftphrasen, bloß für das Gefühl predigte«. — Noch eine 1777 erschienene Rezension der Allgemeinen Deutschen Bibliothek, die wahrscheinlich von Nicolai herrührt[3], stichelt gegen den »geheimnisvollen Hieroglyphenkrämer«, der, »nachdem er euch durch unverständliche Redensarten und heilige Winke wie durch einen dunkeln

[1] Vgl. insbes. Sebald. Nothanker III, 163f.

[2] Vgl. Haym S. 616f. Auch von den Bemühungen Herders um eine theologische Professur in Göttingen war Nicolai unterrichtet: vgl. Nicolai an Merck 28. XII. 75 = Wagner, Briefe an Merck S. 79 und s. Randbemerkung zu Petersens Brief vom 10. XI. 75. Nicolai spricht an dieser letzteren Stelle die Hoffnung aus, ein Lehramt werde auf Herder »eine gute Wirkung haben«: »vielleicht, wenn er einen Zweck erlangt, wird er nicht mehr seltsames Zeug schreiben, um Aufsehen zu erregen«.

[3] Die Rezension von S. v. Goués, des Wetzlarer Freundes Goethes, »der hoeere Ruf« (Allg. Dtsch. Bibl. Anh. z. 13,24. Bd. S. 1466) ist mit = unterzeichnet, was Parthey und das Original der Zeichenbücher nicht erklären. Im Briefwechsel Nicolais fand sich keinerlei Hinweis auf den Autor dieser Rezension. Stil und Gedankengehalt machen Nicolais Autorschaft wahrscheinlich.

Schacht nach seinem Gefallen immer tiefer hineinleitet, euch bald gebietet, die Augen aufzusperren, weil nun durch ein Loch, das er allein weiß, das Licht hineinfallen werde, bald euch gebietet, das Bein hochaufzuheben, weil eine Stufe zu ersteigen sei, euch aber in der Tat weder schauen noch steigen lässet, sondern euch plötzlich verläßt, ob er euch bloß habe betören, oder auch zugleich betrügen wollen«. Es ist, mit neuen Wendungen, durchaus die alte Polemik gegen die »Urkunde«, die hier nach drei Jahren fortgesetzt wird. Auch die Rezensionen anderer Herderscher Schriften in der Allgemeinen Deutschen Bibliothek sind, sofern sie nicht ganz farblos und zurückhaltend referieren[1], auf Nicolais Standpunkt gegenüber der Urkunde stehen geblieben, insbesondere die Kästnersche Rezension von Herders »Vom Erkennen und Empfinden der menschlichen Seele«[2]. Hier zeigt sich, wie tief der Riß ist, den Herder durch seinen letzten Absagebrief geschaffen hat.

Die Polemik gegen die Volksliedtheorie und = Praxis des Sturms und Drangs, die Nicolai zwei Jahre nach dem Bruch mit Herder in seinem »Feynen kleynen Almanach« (1776f.) aufnahm, und die,

[1] z. B. Anhang z. 25 36. Bd. der Allg. Dtsch. Bibl. 1077 »Ursachen des gesunkenen Geschmacks bei den versch. Völkern« (Kästner); 5, 3013ff. »Wie die Alten den Tod gebildet«. (Diese Rezension ist mit Lmn unterzeichnet, was Parthey nicht erklärt; indessen ist mir Nicolais Autorschaft nicht sehr wahrscheinlich; ist die Unterschrift vielleicht ein — allerdings nicht berichtigter — Druckfehler? Mn ist zwar Nicolais Zeichen, Lm das von Herz; dieser rezensierte aber nur wenig philosophische Werke, hauptsächlich solche aus dem Gebiet der »praktischen Arznei«. Möglich ist immerhin eine Mischrezension, doch hat Nicolai sicher nicht großen Anteil daran.) Ganz farblos referiert auch Eschenburg (Allg. Dtsch. Bibl. 49, 2, 321ff.) über Herders »Über die Wirkung der Dichtung auf die Sitten der Völker« und »Über den Einfluß der schönen in die höheren Wissenschaften«.

[2] Allg. Dtsch. Bibl. 41, 2, 475ff. Kästner wirft Herder Unkenntnis des Leibnizschen Systems vor; daher glaube Herder zwar Neues gesagt zu haben, er habe aber Bekanntes nur auf neue Art gesagt. Einzelne Vorwürfe, ziemlich zusammenhanglos vorgebracht, richten sich gegen den Herderschen Subjektivismus, gegen sein konstruierendes Verfahren, gegen seinen unzulänglichen Kraftbegriff. Natürlich fehlte es nicht an einer Polemik gegen Herders Stil. — Die in Klammern eingefügten Sätze rühren wahrscheinlich von Nicolai her; an einer Stelle derselben verrät er sich: »Diese nicht eben neuen Gedanken hat Hr. H(erder) nach seiner Art ausgedrückt, und über die Art des Ausdrucks darf man nicht mit ihm streiten.«

wie wir mit Erwin Kircher[1] annehmen, in demselben Grade wie gegen Bürgers »Herzensausguß über Volkspoesie« sich gegen Herders schon im Ossianaufsatz von 1773 ausgesprochene Anschauungen richtet, kann nur im Zusammenhang der gesamten Tendenzen des Almanachs gewürdigt werden; ihre Darstellung bleibt daher dem folgenden Kapitel dieser Untersuchung vorbehalten. Auf die spätere Fehde Nicolais mit Herder über die Geschichte des Tempelherrnordens einzugehen, kann diese Untersuchung sich versagen, nachdem Karl Aner die Darstellung R. Hayms[2] in der wünschenswerten Weise berichtigt hat[3]; das bedeutsamste Ergebnis der Anerschen Untersuchung ist zudem schon an anderer Stelle dieser Arbeit herangezogen worden[4].

Ein Blick mag hier noch auf die spätere Wandlung im literarischen Verhältnis zu Herder gestattet sein. Sie ist, ganz analog der späten Wandlung in seinem Verhältnis zu Klopstock, im Gegensatz zu den Romantikern erfolgt. In seiner Vorrede zu Schwabs »Gesprächen zwischen Christian Wolff und einem Kantianer« (1798) schlägt sich Nicolai ganz auf Herders Seite gegen Friedrich Schlegel; den »Griechen und Römern« Friedrich Schlegels, diesem Buch »voll vonvorniger willkürlicher Grillen« stellt er das gegenüber[5], was Herder »mit echtphilosophischem Geist« über die Griechen sagt[6]. Sein scharfer Blick hat die mangelnde Wertschätzung Herders durch die Romantiker[7] sofort erkannt; Herder wird ihm darum ein Helfer im Streit gegen sie, wie er den einst abgelehnten Klopstock nun gegen sie anführt[8]. An seinem Standpunkt gegen die »Urkunde« hat er noch in der Schrift gegen Buhle (1806) festgehalten, »ein sinnloses Buch« nennt er sie auch dort, »des Herders, welcher den Geist der hebräischen Poesie, die Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit, die Briefe über die Humanität und die Adrastea schrieb, ganz unwürdig«. Wie gegen die Romantiker

[1] Erwin Kircher, Volkslied und Volksliedtheorie usw. a. a. O. S. 45.
[2] R. Haym II, 157 ff.
[3] Karl Aner a. a. O. S. 159 ff.
[4] S. oben S. 6.
[5] a. a. O. S. 59.
[6] »Briefe zur Beförderung der Humanität« V und VI.
[7] Vgl. O. F. Walzel, »Deutsche Romantik« S. 7 ff., insbes. S. 10.
[8] Vgl. oben S. 89.

wurde Herder auch gegen Kant als Zeuge aufgerufen. — Herder machte nach dem Bruch mit Nicolai seinem Groll durch Spottverse gegen den Nothanker Luft, die er freilich nicht veröffentlichte[1]. Späterhin suchte er seine Teilnahme an der Allgemeinen Deutschen Bibliothek zu verdecken: nur die ersten Bände will er »gelesen« haben; und diese suchte er zwar in den »Briefen das Studium der Theologie betreffend« gegen eine Verurteilung in Bausch und Bogen in Schutz zu nehmen[2], aber in der Übersicht über die deutsche Literatur, die er in der achten Sammlung seiner Humanitätsbriefe gab, hieß es, nach der Erwähnung von Nicolais Anteil an der Bibliothek der schönen Wissenschaften und den Literaturbriefen[3]: »Was nach diesen Zeiten geschehen sei, weiß ich nicht... Vernommen habe ich, daß man seitdem alles umfasset und dazu aus allen Ecken Kunstrichter versammelt habe; wie sie gerichtet haben, wie sie richten und richten werden, ist mir völlig fremde. Zu beklagen wäre es freilich, wenn auf diesem Wege alle Kritik in Deutschland Gewicht und Glauben verloren hätte.« Freilich gelang ihm diese Abschüttelung Nicolais so wenig, daß der verstimmte Schiller diese Stellen benutzen konnte, um Herders »Kälte für das Gute« seiner »sonderbaren Art von Toleranz gegen das Elende« wirksam gegenüberzustellen[4].

[1] Suphan 29, 540.
[2] Suphan 11, 206.
[3] Suphan 18, 129.
[4] Schiller an Goethe 18. VI. 96.

DRITTES KAPITEL

NICOLAI UND LAVATER

Als Nicolais und Herders Wege sich zu trennen beginnen, wendet sich Nicolai mehrfach mahnend, protestierend, schließlich Herders Entwicklung beklagend an Lavater. Konnte er im Ernst hoffen, durch Lavaters Einwirkung Herder von dem mit der Ältesten Urkunde und den Provinzialblättern eingeschlagenen Wege abzubringen? Er mußte jedenfalls sehr bald erkennen, daß seine Briefe an einen unrechten Empfänger gingen, daß Lavater, weit entfernt Nicolais Stimme bei Herder geltend zu machen, sich vielmehr eifriger als dessen Schüler und Freund bekannte. Unzweideutiger noch als Mercks Absage[1] war die Lavaters; ja Nicolai vermutete später, daß erst durch eine Zwischenträgerei Lavaters der Bruch zwischen ihm und Herder endgültig geworden war[2]. Die Wendung Nicolais an Lavater wäre nichts weiter als eine unbegreifliche Taktlosigkeit, wenn nicht der Briefwechsel Lavater-Nicolai, der schon sehr früh schroffe Gegensätze der Anschauungen erkennen läßt, unter dem Gesichtspunkt einer krampfhaft von beiden Korrespondenten betonten »Offenherzigkeit« geführt worden wäre. Denn über die Umkehr der Herderschen Beurteilung Lavaters — von den ersten absprechenden Urteilen an[3] über die Herdersche Interpretation der Aussichten[4] bis zu Herders überschwenglichen Lobpreisungen in der Lemgoschen Bibliothek — war Nicolai ebenso unterrichtet,

[1] Merck an Nicolai 28. VIII. 74.

[2] In seiner Schrift gegen Buhle (»Einige Bemerkungen« usw., 1806, Anm. 24) vermutet Nicolai, Lavater habe seinen Brief vom 30. IV. 76 an Herder weitergegeben und anscheinend bemerkt, Nicolai habe Herder darin der Freimaurerei beschuldigt; diese angebliche Beschuldigung bezieht sich wohl auf den Satz: »Es hat ohnedem mit der Urkunde noch eine gewisse besondere Bewandtniß« usw. Nicolai ähnlich an Caroline Herder 14. III. 1804 = O. Hoffmann S. 117.

[3] Herder an Nicolai 30. XI. 69: »ein Enthusiast und oft ein Verblendeter«, »ohne Kenntnis der Bibelsprache« usw. Nicolais Antwort: »Es ist mir lieb, daß Sie von Lavater ebenso denken wie ich.«

[4] Herders Brief an Lavater vom 30. X. 72.

wie über das wahrhaft schülerhafte Verhältnis Lavaters zu Herder[1]. Ebenso war sich Nicolai über die Beziehungen Lavaters zur »Kraft und Wunderpartei« schon sehr früh im klaren. Merck, Höpfner, Petersen, v. Bretschneider und Blankenburg unterrichteten ihn hiervon, wußten von den Beziehungen Lavaters zu Goethe und seinem Kreis, zu Hamann, Fritz Jacobi und den Stollbergs zu berichten. Hatte noch die (Goethesche) Rezension der »Aussichten in die Ewigkeit« in den Frankfurter Gelehrten Anzeigen von 1772 eine ziemlich ablehnende Stellung eingenommen — freilich aus anderen, eher gegenteiligen Motiven als Nicolai — so wies eine Anmerkung des Herausgebers der »Leiden des jungen Werthers« rühmend auf die Lavaterschen Predigten über das Buch Jonas hin, und Werthers Brief vom 15. September spielte Lavaters »Schwärmereien« gegen die »neumodisch moralisch kritische Reformation des Christentums« aus[2]. Wenn die spätere, noch zu erwähnende Rezension des vierten Teils der »Aussichten« (1779) den großen Einfluß Lavaters »auf die Bildung der Denkungsart unserer jüngeren Zeitgenossen« bemerkte, sprach sie nur aus, was Nicolai schon fünf Jahre früher empfand. Wie er den objektiven Zusammenhang des religiösen mit dem ästhetischen Sturm nnd Drang erkannte, so sah er auch psychologisch in Lavater einen einheitlichen Prozeß von dem religiösen Erlebnis, das sich — noch unfertig — in den Aussichten und dem Geheimen Tagebuch aussprach, zum religiös-ästhetischen der »Physiognomischen Fragmente«. »Ich sehe«, schreibt Nicolai an Merck[3], »daß gewisse schwärmerische Grillen, die schon in seinem Tagebuch und seinen Aussichten merklich wurden, bei ihm die Brücke zur Physiognomik geworden sind.« »Wahrlich, Sie sind ein Prophet« ruft Eberhard ihm zu[4], »Lavaters theologisches System entwickelt sich so beinahe, wie Sie es gesagt haben.« Er hat

[1] wie es neuerdings Chr. Janentzky, »Lavaters Sturm und Drang im Zusammenhange seines religiösen Bewußtseins«, Halle 1916, S. 66ff. insbesondere, dargestellt hat. Janentzky hat (ebenda S. 92) auch die begeisterten Urteile Lavaters über Herders »Urkunde« zusammengestellt. — Vgl. Nicolai an Joh. Müller (10. X. 74, a. a. O. S. 90): »Jetzt ist der Herderische Teufel in Lavatern gefahren . . .« usw.

[2] Nicolai bemerkte in seinem Handexemplar von Werthers Leiden (Düntzer, Schnorrs Archiv X, 391) zu dieser Stelle: »à la mode darüber zu spotten.«

[3] Nicolai an Merck 8. X. 75 = Wagner I, 74.

[4] Eberhard an Nicolai 27. I. 75 NN., s. unten, Anhang.

in der Tat den zentralen Punkt, aus dem sich Lavaters Entwicklung vollzog, sehr frühzeitig erkannt[1].

Die äußere Möglichkeit, Lavaters Persönlichkeit und die Richtung seines Geistes frühzeitig richtig zu beurteilen, mochte Nicolai wohl — abgesehen von den Berichten nicht namhaft zu machender Freunde[2] — aus Äußerungen Spaldings bezogen haben, der wohl auch die persönliche Bekanntschaft[3] vermittelt hat. »Herr Lavater ist der Verfasser der Schweizerlieder und sonsten ein guter Mann« äußert sich Nicolai zu Herder (20. XI. 67). Zu Iselins Rezension der Schweizerlieder will Nicolai[4] mit Iselins Erlaubnis »einen kleinen Zusatz« machen. »Unter uns gesagt, mich dünkt, H. Lavater (hat) hier zwar hin und wieder glücklich nachgeahmt, aber es fehlet ihm durchaus das Genie eines Dichters. Ich habe von seinem großen Lehrgedicht über das Universum und das Unendliche Stücke gesehen, worüber ich erstaunt bin, weil sie unendlich schlecht waren«; der Plan des Gedichtes sei »zu groß und zu unbestimmt: qui trop embrasse, mal étreint«. Ganz ähnlich äußert Nicolai sich im erwähnten Brief an Herder, man täte Lavater »einen wahren Dienst, wenn man ihn dahin bringen könnte, diese Arbeit ganz zu verlassen«. Demgemäß schlägt eine spätere Eberhardsche Rezension[5] Lavater vor, seine Zeit nicht auf poetische Versuche, sondern auf die »Zähmung seiner noch immer zu raschen Einbildungskraft zu verwen-

[1] J. Minors Behauptung (»Joh. G. Hamann in s. Bedtg. f. d. Sturm und Drang«, Frankfurt 1881, S. 56), die Auseinandersetzung der »neuen Schule« mit der Aufklärung habe sich »auf dem Gebiet der Dichtung« in den siebziger Jahren, »auf dem Gebiet der Theologie und Philosophie« in den achtziger Jahren abgespielt, eine Behauptung, die gerade bei demjenigen, der Hamann-Herders Gedankenkreis in den Mittelpunkt seiner Betrachtungen stellt, äußerst befremdlich ist, erscheint auch von hier aus in eigentümlicher Beleuchtung.

[2] Nicolai an Herder 20. XI. 67 = Hoffmann S. 14: seine (Lavaters) »Freunde aus der Schweiz« hätten Nicolai Stücke »eines großen Lehrgedichts« gesandt usw. Iselin wird von Nicolai über Lavater belehrt. Hat er sie bei Ramler oder Spalding gesehen? Ist Joh. Müller gemeint?

[3] Auf persönliche Bekanntschaft weist die Anekdote hin, mit der Lavater Nicolais persönliche Redlichkeit illustriert: Lavater an Nicolai 20. V. 74; das noch zu erwähnende öffentliche Schreiben Lavaters an Mendelssohn spielt auf vertrauten persönlichen Umgang mit Mendelssohn an.

[4] Nicolai an Iselin 28. VIII. 67 NN.

[5] Lavaters Verm. Schriften I zeigt Eberhard A D Bibl. 25, 171 ff. (1775) an.

den«; alsdann werde Lavater Vorzügliches leisten. Das Stichwort von der überhitzten Einbildungskraft hat unzweifelhaft Nicolai gegeben, wie er auch Eberhards Urteil über Herder den Weg wies. »Hern. Lavaters Aussichten in die Ewigkeit habe ich zwar noch nicht ganz gelesen, aber ich muß gestehen, daß ich auch fast nicht weiter lesen mag. Es tut mir wehe, wenn ein Geist, der eine so gute Anlage hat, eine so unbegrenzte Neigung zur Schwärmerei hat. Wenn man einmal Träumereien einer erhitzten Einbildungskraft als etwas wahrscheinliches und endlich als etwas wahres annehmen will, so kann man auf die abenteuerlichsten Begriffe geraten«; und er empfiehlt Lavater »ein niederschlagend Pulver« zu gebrauchen, das er — wie auch Mendelssohn — nehme, wenn er »einen lebhaften Fluß von Vorstellungen ohne Ordnung und Beziehung« verspüre[1]. Dieses Wort von den »Träumereien einer erhitzten Einbildungskraft« klingt stark an das bekannte Aperçu Friedrichs des Großen über die Monadologie (»der Roman eines großen Mannes«) an; mehr als eine solche allgemeine Stimmung gegen die allzu rationale, aber doch aus gefühlsmäßigem Bedürfnis überspitzte Fortbildung Leibnizscher Elemente in den Aussichten finden wir bei Nicolai nicht, wie auch seine Stellung zum Leibnizianismus an sich kaum zu fassen ist. Lavaters Aussichten, bemerkte er später[2], habe er selbst nicht rezensieren können; die Lambertsche Rezension[3] sei ihm »übel bekommen« — vermutlich ein Irrtum Nicolais; denn Lavater er-

[1] Nicolai an Iselin 26. XI. 68 NN.

[2] Göckingk S. 38.

[3] Aussichten I und II sind A D Bibliothek 11, 1, 32.42, der dritte Teil A D Bibliothek 20, 2, 510ff. besprochen. Das Signum der ersten Rezension (E*) würde auf Hensler als Rezensenten deuten, Lamberts Zeichen ist E; der Irrtum ist nicht berichtigt, — ein weiterer Hinweis auf die Ungenauigkeit der Zeichengebung und -Korrektur in der A D Bibliothek. Lamberts Verfasserschaft kann hier aber nicht zweifelhaft sein; für ihn spricht, außer Nicolais späterer Aussage, die Tatsache, daß die Rezension in 20, 510 das richtige (veränderte) Lambertsche Zeichen Sw trägt, daß Hensler nur das Gebiet der praktischen Medizin bearbeitete; und schließlich ist es möglich, daß Nicolai absichtlich das Zeichen E nicht mehr verwenden mochte, da er im selben Bande (11, 309, in einer mit Raspe gemeinsam verfaßten Rezension) bekannt gibt, daß E das Zeichen von Klotz war. Von Hensler folgt bis Bd. 12, wo die Zeichen geändert wurden, keine Rezension mehr. Die Rezensionen in 20, 510 und 11, 32 sind ganz unzweifelhaft vom selben Verfasser.

hebt zwar gegen Einzelheiten der Rezension Einspruch, ist aber im ganzen mit der Aufnahme zufrieden und bittet Nicolai, dem Verfasser der Rezension seinen Dank zu übermitteln[1]. Nicolai mochte wohl, wie schon Göckingk vermutet hat, mit dieser Rezension nicht einverstanden sein. Zwar wenn Lambert dem Lavaterschen Vorsatz, sein Epos, zu dem die Aussichten Bausteine sein sollten, nicht »à la portée de tout le monde« zu schreiben, das popularphilosophische Ideal entgegenhielt, so mochte er Nicolais Beifall finden, und nicht minder, wenn er bemerkte, daß Lavaters dritter Himmel nach den Maßstäben der empirisch sinnlichen Daten beschaffen war. Allein von dem geschätzten Physiker und Mathematiker mochte Nicolai wohl etwas anderes erwartet haben, als eine Beurteilung der Aussichten mit Rücksicht auf die ästhetischen Bedürfnisse des künftigen Gedichts; und das ist der vornehmste Gesichtspunkt der Lambertschen Rezension. Die spätere Eschenburgsche Rezension des vierten Teils der Aussichten[2] mochte mehr dasjenige treffen, was auch Nicolai an den Aussichten ablehnte, wenn wir hier, die Entwicklung der Gegensätze — nicht zum mindesten durch den Briefwechsel — außer acht lassend, schon einiges vorwegnehmen dürfen. Eschenburg möchte Leibniz auf die Methodik des Empirismus verpflichten. Lavater, der die Analogieschlüsse — und hiermit sind nicht nur die von Bonnet und Leibniz her bestimmten Spekulationen, sondern die ganze Lavatersche Bibelhermeneutik gemeint als — »philosophische Mäntelchen« um »poetische Fiktionen« brauche, unterscheide sich darin sehr von Leibniz, der den Analogieschluß mit vorsichtiger Prüfung seiner Tragfähigkeit, mit besonnener Abschätzung des rein empirisch zu Erkennenden gebrauche. Solche Gegenüberstellung von Original und Nachahmer ist ein beliebtes heuristisches Prinzip auch Nicolaischer Kritik. Wichtiger aber als solche Erwägungen über die Methode waren sachlich gebundene Gegensätze, die in dieser Rezension berührt, schon wesent-

[1] Lavater an Nicolai 9. V. 70 NN. Dies kann sich, dem Datum nach, natürlich nur auf die erste Lambertsche Rezension beziehen; die zweite, erheblich milder und unpersönlicher gehalten, konnte Lavater aber nicht gut so verstimmen, daß sie Nicolai »übel bekommen« wäre. Im weiteren Briefwechsel findet sich über diesen Punkt nichts mehr; persönliche Hochschätzung Lamberts bekundete Lavater noch 25. X. 74 an Nicolai.

[2] Anhang z. 25./36. Bd. d. A D Bibliothek S. 2326 ff.

lich früher akut geworden waren; freilich kommt hier wiederum nicht viel mehr als eine allgemein abgrenzende, ablehnende Stimmung zum Ausdruck. Eschenburg triumphiert, daß Lavater hier die Lehre von der prästabilierten Harmonie eine »unerweisliche wo nicht abgeschmackte Hypothese« nenne, während er sie im zweiten Bande »sinnreich« und »erhaben« gefunden habe. Was sich an deterministischen Elementen in der Leibnizschen Lehre fand und bei Lavater in den Aussichten wie später in den Physiognomischen Fragmenten, zu einer freilich nicht konsequenten Prädestinationslehre wurde[1], war der Ablehnung Nicolai-Eschenburgs sicher; und gerade das Motiv, aus dem Lavater noch am ehesten gegen die Annahme einer durchgängigen kausalen Geschlossenheit gestimmt war, erfuhr seinen stärksten Widerspruch: Der Lavatersche Wunderglaube. Dem Mendelssohnschen Schreiben »An meinen Freund Friedrich Nicolai«[2], worin dieser gerade unter ausdrücklicher Bezugnahme auf Bonnet sich gegen deterministische Einschränkungen wehrt, wird der Empfänger zugestimmt haben; durch den ganzen »Sebaldus Nothanker« hindurch zieht sich eine an Voltaire genährte spöttische Ablehnung der Theodicee, und die Lehre von der prästabilierten Harmonie wird hier wie in den späteren Romanen besonders gern zu spöttischen Seitenblicken bei unerwarteten Unglücksfällen usw. benutzt. — Nicht minder eingenommen zeigt sich die Eschenburgsche Rezension gegen die Stellung des Christusgedankens in der Lavaterschen Religiosität; und die Lavatersche Christusreligion hat, bei Gelegenheit der physiognomischen Fragmente, die gegensätzliche Einstellung Lavaters und Nicolais vorzüglich entwickeln helfen.

Eindringlicher gestalteten sich die Gegensätze bei Lavaters »Geheimem Tagebuch«. Ungleich stärker als die »Aussichten«, an deren allzu rationaler Verknüpfung irrationaler Inhalte die Goethesche Rezension Anstoß nahm, zeigte sich hier die Verwandtschaft mit dem religiös-kosmischen, dem vitalen und ästhetischen Grundgefühl der jungen Generation; gerade da, wo Lavater gewissermaßen die »Aussichten« verleugnen möchte — er sei in Gefahr gewesen, »ein geistlicher Don Quixote zu werden«; christliche Geduld sei

[1] Vgl. Janentzky, a. a. O. Kap. IV, 114 u. passim.

[2] Vom 22. XI. 80, zuerst aus Nicolais Nachlaß von Göckingk S. 197 ff. gedruckt.

besser »als ein Großhans sein und Aussichten in die Ewigkeit schreiben«[1] — gerade dort setzt er sich die Polemik gegen »kalte Vernünftelei« — und den »Modeton, gewisse Dinge durch den Verstand empfinden zu wollen« als Aufgabe vor, und empfiehlt enthusiastisch als Labsal gegenüber so trockener Speise Herders Schriften. Der emotionale Drang, die Unruhe des erlösungsbedürftigen Herzens, das sehnsüchtige Verlangen, den Ablauf des inneren Lebens eindrucksvoll zu binden, das Bedürfnis nach unablässig zum Höhepunkt strebenden Gefühlssensationen, das demütige Gefühl der Niedergeworfenheit aller Kreatur, gepaart mit dem solipsistischen Bewußtsein, in der Alleinheit mit Gott den Kosmos darzustellen — alle diese Elemente eines über den ursprünglichen Bezug hinausstrebenden Pietismus vereinigten sich zu diesem frühesten Erzeugnis des Sturm und Drangs. Gewiß sind alle diese Keime bei Hamann tiefer, trächtiger gebettet, haben einige dieser Gedanken bei Herder — zumal in den Provinzialblättern — weiteren, lichtvolleren Aufriß; gewiß strahlen sie bei Lenz — in den »Lebensregeln«, dem »Tagebuch« und der »Moralischen Bekehrung eines Poeten« — vielfältiger aus, geben sie sich bei Lenz zwingender, erschütternder, schon weil sie gegen seinen Charakter und seine Umwelt erkämpft sind. Aber hier formierte sich aus ihnen zum erstenmal eine schriftstellerische Persönlichkeit von Charakter, Bereitschaft und Aktivität; so sehr das Tagebuch auch in der zweiten Erscheinungsform Fragment blieb und bleiben mußte, war es doch der Ansatz zu einem neuen Ganzen, geeignet, Gemeinde zu bilden, und in literarischem Betracht Partei. Freilich schien das Tagebuch zunächst nicht ein bewußtes, planvolles Werk zu sein; aber bald stellte sich Lavater ohne Scheu neben sein Bild, und wenn er auch die poetische Ausschmückung einzelner Partien feststellte, unterstrich er doch die naturalistische Tendenz des Porträts und hielt an dem »Wesentlichen der Moral des Beobachters«[2] fest.

Wenn Lavater sich aber dort — in dem Schreiben an den Herausgeber, vor den »Unveränderten Fragmenten« — gegen die »erbärmliche Verfehlung der Gesichtspunkte«, ereifert, die »unsere heutige Kritik oft so unerträglich seicht macht« — so mochte er in erster

[1] Tageb. II, 266f. (an Zimmermann 4. III. 73).
[2] Tageb. II, S. XVII.

Linie die Aufnahme des Tagebuchs in der Allgemeinen Deutschen Bibliothek meinen. Die von Pistorius und Nicolai herrührende Rezension[1] biegt Lavaters Grundsätze und den Geist des Tagebuchs in bemerkenswerter Weise schon da, wo sie referiert, ins Aufklärerische um. Sie stimmt der Anmerkung des Herausgebers zu, »daß das einförmige Leben eines rechtschaffenen Mannes«, »die Geschichte seiner Gesinnungen, Neigungen, Absichten im täglichen Leben, für diejenigen, die das menschliche Herz gerne kennen wollen, lehrreicher und selbst interessanter sein könne, als die glänzendsten Auftritte des öffentlichen Lebens, oder die verwickelten Begebenheiten eines Romans«. Aber mit welcher Begründung! Im Zeitalter der aufkommenden empirischen Psychologie wird Lavaters Tagebuch zum Lehrstoff für den Psychologen, der das Individuelle, das »Zufällige«, die »eigentümliche Beschaffenheit und besondere Lage« der seelischen Situation Lavaters zu veranschlagen hat, um nach Abzug des »Zufälligen« auf allgemeiner gültige Ergebnisse zu kommen. Entsprechend erkennt die Rezension zwar den religiösen Urgrund der Lavaterschen Selbsteinkehr wie die ausschließlich religiöse Bezogenheit seiner Selbsterkenntnis, aber auch hier fordert sie den Leser auf, dem bloß Individuellen ein Allgemeineres zu substituieren und dieses Allgemeinere ist nach aufklärerischen Bedürfnissen geformt: die Lavaterschen »Grundregeln«, nach denen er Tag und Tageswerk zu überschauen sich eingangs vorschreibt, werden höchst rational erklärt; Lavater hätte die Grundregeln »angenommen«, um nicht »bei jedem einzelnen Fall lange und mühsam vernünfteln« zu müssen und der Gefahr überhoben zu sein, im einzelnen Falle unrecht zu entscheiden! Und welchem »Zweck« dient dieses »sehr wohlgewählte und wirksame Mittel?« »Seine sittliche Verbesserung zu erreichen« antwortet die Rezension (S. 349), das Erlösungsbedürfnis, die Erlösersehnsucht in sittliche Korrektion

[1] A D Bibliothek XVII, 346 58 von Pistorius, 358 61 von Nicolai. Nicolai wiederholt und ergänzt sein Urteil in einer ausführlichen Randbemerkung zu Pistorius' Brief, den Nicolai am 29. XII. 73 erhielt (NN). Lavater bezieht sich in der erwähnten Vorrede auf diese Rezension: seine Bemerkungen zur »Übertriebenheit«, »Ängstlichkeit«, »unnötigen Skrupulosität« stimmen wörtlich mit den Einwendungen der Rezension (S. 351 f. insbesondere) überein. — Die Frankf. Gel. Anz. v. 22. XII. 1772 (= DLD. 7'8, 671) stimmten übrigens der Rezension der A. D. Bibl. zu.

übersetzend. Aber mehr: die pietistischen Elemente der Lavaterschen Selbstschau, die »vielen Beunruhigungen«, die er sich durch seine »skrupulösen Bedenklichkeiten zuzieht«, das Streben nach Höhepunkten des Christusgefühls, das sind für den Rezensenten Übertreibungen eines vernünftigen Maßes, Apparat, der das echte Christentum bisweilen fördern kann, im allgemeinen aber ihm abträglich wird. Ja, er warnt geradezu davor, »nicht zur Hauptsache im tätigen Christentum die Erregung starker, lebhafter Gefühle zu machen;« das könne leicht den Grund zu »außerordentlicher Heiligkeit, Klostergelübden und der ganzen Mönchsmoral« legen; »eine andere unrichtige Meinung« sei »der Gedanke von der wundertätigen Kraft des Glaubens und Gebets aller Christen«. Lavater sagt: »Das Evangelium fordert nur mit Tönen und Buchstaben und in leuchtenden Beispielen, was unser Herz durch Triebe und Empfindungen fordert. Das Evangelium ist nur der Kommentar (die Auslegebibel) über unser Herz.« Die Rezension konstruiert: nur soweit das Evangelium Kommentar über unser Herz ist, ist es Anleitung zum Christentum. — Ein solch verpflichtendes Konstruieren, solche Umbiegung der Lavaterschen Standpunkte schon im Referat des Kritikers, zeigt sich nicht minder bedeutsam in den Partien, die der Autorschaft Lavaters gelten und auf die literarische Persönlichkeit Lavaters zielen. Nicolai tadelt — ungleich schroffer als Pistorius — daß Lavater den fiktiven Charakter einzelner Tagebuchstellen zwar im allgemeinen feststellt, jedoch nicht genau angeben wolle, was Wahrheit, was Dichtung sei; er verlangt streng wissenschaftliche Methode, — ganz natürlich, denn es handelt sich für Nicolai beim Tagebuch um psychologischen Lehrstoff[1]; es genügt ihm nicht, daß Lavater »das Wesentliche der Moral des Beobachters« unbedingt als wahr annimmt. Pistorius meinte, die Schreibart des Tagebuchs sei »geschmückter als man es in einem Aufsatze, der bloß für uns selbst gemacht ist, erwarten sollte«; es scheint ihm, »als wenn die Situation in der Zeit eines Monats gekaufter und sonderbarer sei, als das menschliche Leben sie gewöhnlicherweise herbeizusuchen pflegt.« Nicolai aber faßt seine Zweifel auch recht derb positiv: La-

[1] Noch viel später, Reisebeschreibung X, 167, wiederholte Nicolai diesen Tadel und stellte Lavaters Tagebuch die »pünktliche« Selbstbeobachtung Albrecht v. Hallers gegenüber (gelegentlich eines Exkurses über Selbstbiographien).

vaters »hypochondrische Ängstlichkeit in der Beobachtung der christlichen Vorschriften, in der täglichen Ausübung der christlichen Lehre könne an sich »sehr lehrreich« sein; »aber eine solche Gewissenhaftigkeit, eine sorgfältige Beobachtung seiner Handlungen zu erdichten, scheint uns gar nicht lehrreich. Eine großmütige Handlung wirklich ausüben, Uneigennützigkeit, Selbstverleugnung, Geduld, Standhaftigkeit bei Gelegenheit tätig beweisen ist etwas großes. Aber solche Gesinnungen zu erdichten, dazu gehören weder viel Geisteskräfte noch eine außerordentliche Tugend.« Damit ist Lavaters literarischer Persönlichkeit ihre Physiognomie zugewiesen; er ist eingeordnet zwischen Hamann, der »aus dem Inneren seines Kabinet«, in grillenhafter Abseitigkeit den Zeitgenossen (die sich im tätigen Leben bewähren) den Spiegel vorhält, zwischen den Klopstockjüngern, die »auf Gottes Rechnung Sachen erdichten» und — wie uns noch deutlicher werden wird — den Wertherjünglingen, die an maßloser Überschätzung ihre Subjektivität leiden, ihre Wünsche, Triebe, Taten in lebhafter Imagination und ohne Kenntnis des Lebens für realisierbar, ja eben durch den Willen schon für realisiert halten.

Es war nicht das erstemal — und das mag die Schroffheit der Nicolaischen Invektive erklären — daß die Allgemeine Deutsche Bibliothek und Nicolai im besonderen sich mit der literarischen Persönlichkeit Lavater beschäftigten. Die Lavatersche »Herausforderung« an Moses Mendelssohn und deren Beantwortung durch Moses, Lavaters Duplik und einige der sich daranschließenden Streitschriften waren in der Allgemeinen Deutschen Bibliothek (13, 2, 370) von Eberhard eindringlich beleuchtet worden; Nicolai selbst mußte den Vermittler zwischen Lavater und Moses abgeben, der beider Gegenerklärungen in seinem Verlag austauschte. Die vornehmsten Gesichtspunkte gegen die Bonnetsche Beweisführung für die Palingenesie, die Eberhard hier geltend macht, galten wie für Mendelssohn so auch für Nicolai; so wenn Eberhard gegen die materialistische Psychologie, »die bloß körperliche Erklärung der Seelenkräfte« (S. 373) Einspruch erhob; wenn er die Frage nach der Geltung und Einordnung des Wunders in die kausal geschlossene Weltordnung für eine rein metaphysische erklärte, die mit der Exegese nichts zu tun habe und schließlich der Einwand, den wir schon

in der Kontroverse Nicolais mit Schlözer und mit Herder kennen lernten, wie denn »die Völker, zu denen die Offenbarung nicht gekommen ist, zur Erkenntnis der Unsterblichkeit ihrer Seelen gelangen« könnten, wenn nicht das moralische Gefühl, sondern erst die Offenbarung die Palingenesie gewiß mache (S. 375). Aber wichtiger wurden für Nicolais Verhältnis zu Lavater in der Zukunft die Folgerungen, die sich hier für die Beurteilung des Charakters der Lavaterschen Autorschaft überhaupt ergaben. Eberhards Bemerkungen über den Kommentator Bonnets laufen darauf hinaus, daß Lavater Bonnetsche Ergebnisse spekulativ vergröbere; galt diese Feststellung nicht auch jener Auslegung Bonnets in toto, die Mendelssohns Bekehrung zu erreichen hoffte? Die Eberhardsche Rezension behandelt die Frage der Bekehrung Mendelssohns sehr diskret, sie deckt einen Schleier über Lavaters »Übereilung« und sucht hauptsächlich die kleinen Kläffer abzuschütteln, die sich auf die beiden Kontrahenten stürzten. Auch Nicolai ging, zumal nach Lavaters öffentlichem Eingeständnis seines »Irrtums«, über Lavaters Taktlosigkeit völlig hinweg, nachdem er Lavater die schwierige, peinliche Lage, in die Mendelssohn durch seinen Schritt gebracht worden, begreiflich gemacht hatte[1]. Aber es blieb — trotz der äußerlich befriedigenden Beilegung des Streites — ein Rest zurück. Es mag nicht ohne Grund sein, daß Eberhard und Campe in späteren Besprechungen Lavaterscher Schriften »Irrtümer« und »Berichtigungen« Lavaters hämisch glossierten; die allgemeinere Einsicht in Lavaters literarische Persönlichkeit, die Nicolai und seine Genossen neben solchem Mißtrauen aus diesem Fall gewonnen hatten, hat Lichtenberg gelegentlich im »Timorus« sehr glücklich formuliert: Lavater habe auch da »Göttersprüche in der Hofsprache des Himmels zu reden geglaubt, wo Mendelssohn nur gut schweizerisches Deutsch und gute warme Absichten sah«. Und wenn Lichtenberg spottete: »Ich verbitte mir alle Einwürfe und versichere, daß ich sie alle heben kann, aber es erfordert mehr Zeit, als ich darauf zu verwenden verbunden bin,« so hat die Allgemeine Deutsche Bibliothek im Lavater-Hottinger-streit — in der noch zu behandelnden Rezension in 30, 2, 311 — diesen Anwurf zur Charakterisierung Lavaters sich zu eigen ge-

[1] Nicolai an Lavater 10. III. 70 NN (Kopie).

macht. Der »Timorus« fand jedenfalls Nicolais ungemischten, vergnügten Beifall[1].

Schärfer gab sich diese Einsicht dort, wo Lavater, nicht Angreifer und nicht Angegriffener, die Souveränität seiner Autorschaft natürlicher geltend machte, wo der Prediger zu seiner im ganzen Reich verstreuten Gemeinde sprach. Vom Lavaterkult und dem, was ihm in Lavaters Wesen entgegenkam[2], hörten Nicolai und seine Genossen allerlei Fabelhaftes: v. Bretschneider, Blankenburg, Petersen waren geschäftige Zuträger solcher Anekdoten. Die Rezension seiner »Vermischten Gedanken«[3], die — ursprünglich »Manuskript für Freunde« — »von einem unbekannten Freunde des Verfassers« (1775) herausgegeben wurden, ging entsprechend prinzipieller und deutlicher gegen Lavaters literarische Persönlichkeit heraus.

[1] wie aus Lichtenbergs Brief an Nicolai vom 20. VII. 73 = Briefe ed. Leitzmann und Schüddekopf I, 151 hervorgeht; vgl. Nicolais Rezension des Timorus: Anhang zum 13. 24. Bd. der A D Bibl., S. 950 ff., die Form und Tendenz der Schrift gegen Lavater stark bejaht.

[2] Vgl. die etwas spätere Campesche Rezension der Schrift: »Zum Andenken über Hrn. Lavaters Aufenthalt in Augsburg« (1778; Anhang z. 25.–36. Bd. d. A D Bibliothek S. 2447 ff.), die feststellte, daß Lavaters Charakter und literar. Tätigkeit solche Verstiegenheiten geradezu hervorriefen.

[3] Allg. Dtsch. Bibliothek 28, 1, 82. Das Signum der Rezension ist nicht ganz deutlich; am wahrscheinlichsten Mt, das Zeichen Campes, der auch andere Lavaterrezensionen verfaßt hat. Mn ist das Zeichen Nicolais für diese Bände. Die unmittelbar sich anschließende Rezension von Iselins Philanthropischen Aussichten trägt Campes Zeichen Mj. Beide Rezensionen unterscheiden sich im Stil (Satzbildung, Wortwahl, metaphorische Wendungen) und im Gedanklichen ganz erheblich, was nicht dadurch allein erklärt werden kann, daß die eine Rezension tadelnd, die andere lobend ist. Wir finden in der Lavaterrezension aber auch direkt Nicolaische Wendungen: »der hellste Unsinn; der Hr. Verfasser wird es mir verzeihen« (S. 74), »uns andere arme Weltleute« (S. 75), »orakelmäßige Dunkelheit« (S. 74); die Unterscheidung »mysteriöser und rätselhafter« von den »unbestimmten und schwankenden Sentenzen«. Eine besonders beliebte Nicolaische Anspielung — auf den Don Quixote — findet sich ebenfalls. Vortrag, Satzbildung — alles macht wahrscheinlich, daß die Rezension, wenn sie nicht von Nicolai herrührt — und das Signum wäre schon an und für sich, geschweige hier, wo der Druckfehler Mt statt Mn wahrscheinlich ist, wenn das verwischte Signum nicht überhaupt Mn heißen soll, kein Gegenbeweis — wenigstens von Nicolai stark überarbeitet ist. Dagegen scheint mir die A D Bibliothek 26, 2, 596 ff. erschienene, mit Mt signierte Rezension zum Hottingerstreit wenigstens in den Hauptpartien unzweifelhaft von Campe herzurühren, wenn auch hier Zusätze Nicolais wahrscheinlich sind. Vgl. Nicolai an Campe bei Leyser, Jo. H. Campe, Braunschweig 1877, II, 357.

Die Rezension bemerkt »eine sehr große Complacenz des Verfassers gegen sich selbst«; könne Lavater annehmen, daß sein Büchlein seinen Freunden als Antwort auf ihre freundschaftlichen Briefe willkommen sein werde? »Viele der Freunde hatten doch auch gewiß viele vermischte Gedanken, die zum Teil vielleicht reifer, richtiger, deutlicher, wahrer, fruchtbarer waren als Hrn. Lavaters; aber keinem ist's doch eingefallen, sie monatlich mit feierlichem Anstande von einem Ende Deutschlands bis zum anderen als eine milde Gabe auszuspenden.« Es kann wohl sein, daß Einfälle, »Nebenkinder aus Witz und Wahrheit«, edlerer Art sind, als andere »mit Mühe empfangene und mit Schmerzen geborene«; wenn man sich aber hinsetze, um Einfälle, vermischte Gedanken zu produzieren, so müssen »geschrobene Wortfügungen, seltsame Wendungen, erkünstelte Antithesen, mysteriöse Dunkelheiten und pretiöse Sentenzen« an die Stelle des echten Witzes und der »erhabene Einfalt liebenden Wahrheit« treten — es ist Nicolais Einwand gegen Hamanns schriftstellerische Produktion, ebenfalls psychologisch konstruiert. Es folgt ihm hier eine Begründung in Form einer Beweisführung, die völlig eklektisch überall auf ein durchschnittliches Maß, eine geordnete Entfaltung der Gedanken dringt. Einzelheiten sind bemerkenswert. Wenn unter Erkenntnis Gottes »die verworrenen dunklen Gefühle eines seiner sinnlichen Einbildungskraft überlassenen Schwärmers gemeint werden: so muß man allerdings gestehen, daß diese Art der Erkenntnis durch alle Sprachen der Welt unausdrückbar sei: denn wie könnte man ein unbestimmtes Chaos von Empfindungen durch Zeichen darstellen, welche ihre bestimmte Bedeutung haben?« Welches auch der Ursprung der Sprache sein mag, heißt's hier gegen Hamann-Herder, Sprache ist nichts weiter als Kommunikationsmittel, und kommuniziert werden kann nur, was vom Individuum abgelöst werden kann. »Kannst du dich in der stürmischen See bespiegeln?« hält der Rezensent Lavater mit dessen Worten »zu weiterer Beherzigung« dieses Zusammenhangs vor. — Lavaters Tendenz zur geheimen »Sektenbildung« — der Name Jung Stillings wird hier neben Obereit und Oetinger, Hasencamp und v. Salis genannt — wird unterstrichen, seine Polemik gegen die »Unvernunft der Vernunftsherolde« höhnisch glossiert. Und schließlich wird Lavaters Publikation an dem Ideal der christlichen Demut und Einfalt ge-

messen. Aber Lavater merke wohl selbst bisweilen, wie sehr er sich von diesem Ideal entferne: »daher verfällt er plötzlich in das entgegengesetzte Extremum und setzt sich so tief herab, daß man das ‚ausgewählte Werkzeug zur Erleuchtung der Menschheit', wovon er kurz vorher das Ansehen hatte, ganz und gar nicht mehr in ihm erkennt«. Das Schwanken Lavaters zwischen beiden Extremen wird richtig bemerkt; aber Höhe und Tiefe werden als gewählte Mittel aufgefaßt, und wie sehr sie beide den Menschen Lavater erst ausmachen, vermag der Kritiker nicht zu fassen. »Die Wahrheit zu gestehen, hält der Rezensent den Hrn. Verfasser weder für den außerordentlich großen Mann, wofür ihn seine Freunde ausgeben, noch für den außerordentlich elenden Menschen, wofür er sich aus sehr seltsamer Demut selbst ausgibt;« es läge an Lavaters Freunden, auf seine Mäßigung zu dringen, damit er nicht kurze Zeit später, wenn er die »vermischten Gedanken« »mit abgekühltem Blute lese, sie mißbilligen und unterdrücken zu können wünschen werde« — eine Anspielung, deren Bedeutung wir uns bereits vergegenwärtigten.

Wenn aber diese Rezension eingangs die »zu große Complacenz des Verfassers gegen sich selbst« feststellte, so hatte sie noch eine andere Begründung als eine psychologische Analyse Lavaters: »Freundschaft erfordert Gleichheit. Wann der eine Teil auf Fragen und Mitteilungen, deren Beantwortung der andere bedarf, nicht antwortert, sondern quasi ex tripode Axiomen mitteilt, deren der andere eben nicht so bedürftig ist, so wird der eine Teil für den anderen zu vornehm.« Diese Erfahrung machte Nicolai um dieselbe Zeit an seinem eigenen freundschaftlichen Briefwechsel[1] mit Lavater; er habe, schreibt er an Zimmermann[2], »seit Jahr und Tag« mit Lavater über die Physiognomik korrespondiert »in Briefen, die gemeiniglich auf meiner Seite zwei Bogen und auf seiner Seite sechs Zeilen

[1] Alfred Stern, »Mirabeau und Lavater«, Deutsche Rundschau 118, 424ff., hat auch den Briefwechsel Nicolais und Lavaters in der Frühzeit charakterisiert. Da ich den Briefwechsel im Anhang veröffentliche, weise ich hier nur allgemein auf ihn hin und zitiere nicht im einzelnen. Ich bedauere es sehr, daß mir die Zeitumstände eine Einsichtnahme in die Nicolaischen Briefe im Lavater-Archiv in Zürich nicht gestatten; für den hauptsächlichsten Gegenstand des Briefwechsels, die Physiognomik, bieten die von Nicolai eingehend korrigierten Kopien im Nicolaischen Nachlaß allerdings genügende Anhaltspunkte.

[2] Nicolai an Zimmermann 15.IV.75 = Ed. Bodemann, S. 304.

lang waren«; nun merke er, daß es Lavater gar nicht so sehr auf den, wie er geglaubt habe, gemeinsamen Gegenstand ankomme, sondern auf gewisse »geheime Nebenabsichten«, die »in unmittelbarer Verbindung mit den ‚Aussichten'« stünden, und der wahre Grund seiner Physiognomik seien. Seitdem Nicolai Ende der sechziger Jahre Lavater buchhändlerische und persönliche Dienste geleistet hatte, empfing er von Lavater einige Briefe, die von Versicherungen freundschaftlicher Verehrung und einer fast demütigen, jedenfalls übertriebenen Dankbarkeit überflossen. Nicolai wird sie sehr freundschaftlich beantwortet haben. Ein eigentliches Thema gewinnt die Korrespondenz bald an Lavaters physiognomischen Studien; Nicolai dringt, zumal nach dem Erscheinen der Abhandlung »Von der Physiognomik«, auf Vertiefung, Sorgfalt, Methode des Lavaterschen Studiums, und Lavater pflichtet ihm bei, wennschon er bezeugt, daß er äußerlich und innerlich zu einer vorschnellen Publikation sich gedrängt fühle. »Wahrlich, noch nicht urteilen sollt' ich, sondern erst studieren! je mehr ich beobachte, desto weniger darf ich urteilen« — erkennt Lavater; aber er urteilt desto mehr: über Chodowiecki als Menschen und Zeichner, über Schattenrisse Friedrichs des Großen und Moses Mendelssohns — und Nicolai sieht sich genötigt, den Lavaterschen Urteilen entschieden zu widersprechen. Auch über Nicolai urteilt Lavater: »ein heiterer, aber nicht profonder, ein witziger, aber nicht schöpferischer Geist«; »Geschmack und Witz und Klugheit« erkennt er mit Pfenninger in einem anderen Nicolaischen Porträt; aber er vermißt darin den »Adel«, er diagnostiziert auf Hypochondrie, Einseitigkeit, Einförmigkeit des Denkens und fügt ungebeten ein »consilium medicum« an sein Urteil. Nicolai — rechtfertigt sein Porträt in einem Brief von 16 Folioseiten; die schlechte Stellung und Beleuchtung habe den Zeichner behindert. Er ist enttäuscht und verstimmt, und seine »Offenherzigkeit« gibt sich nicht minder bitter gegen Lavater; auch er gibt Lavater ein consilium medicum, das sich auf seine Schriftstellerei bezieht und ganz im Sinne der Rezension der »Vermischten Gedanken« in der Allgemeinen Deutschen Bibliothek gehalten ist, natürlich ohne deren Schärfe. Bald ergeben sich andere Differenzen. Nicolai sendet Lavater seine »Freuden Werthers«; Lavater findet zwar »Unvergleichlichkeiten in dieser Broschüre«, aber

er fragt: »ob Ihr Zweck dadurch erreicht wird? Ich zweifle, so wie ich zweifle, ob Werther die neuerlich vorgefallenen Selbstmorde veranlaßt habe«. Er verteidigt Herder gegen die Anwürfe des Rezensenten der Herderschen Provinzialblätter (s. ob. S. 206) und spricht von »verständlichen Schwätzern«, denen er den dunklen Herder vorzöge. Und bald hat Lavater sich wegen der Stellungnahme der Allgemeinen Deutschen Bibliothek in seinem Streit mit Hottinger zu beschweren. Aber der eigentliche Kernpunkt des Briefwechsels und der eigentliche Scheidepunkt sind die Physiognomischen Fragmente. Zwar dankt Lavater Nicolai noch förmlich für seine erste Rezension der Schrift »Von der Physiognomik«. Inzwischen verfestigt beider Stellungnahme sich aber allgemein so, zumal seit Nicolai sich von Lavater an Herder verraten glaubt und sich einer »Kraft und Wunderpartei« gegenübersieht, die in Lavater eine ihrer Stützen erkennt —, daß der Briefwechsel gereizte Formen annimmt und nur noch zur Hervorkehrung der Gegensätze dient, bis er völlig einschläft.

Daß sich die Gegensätze an diesem Punkte entzünden, wo bei Nicolai zunächst »eine gleichgestimmte Saite« anklingt[1], ist nicht verwunderlich, wenn wir die verschiedenen Elemente betrachten, die Lavaters Physiognomik zu einem typischen Werk des Sturms und Drangs machten. Aber nicht minder stark sind Nicolais eigene, gänzlich wesensverschiedene Ansätze zur Physiognomik zu betonen; man hat sie gewöhnlich übersehen und doch gibt die Tatsache, daß Nicolai auf anderen Wegen zu dem Versuch eines eignen physiognomischen Systems gelangte, eine Möglichkeit, wesentliche Gegensätze der beiden Generationen auszumessen, wie sie damals erst die Möglichkeit der gegenseitigen Ablösung gab.

Freilich ergeben Nicolais eigene Bemühungen um die Physiognomik, wie sie heute fragmentarisch vorliegen[2], kein Ganzes; aber

[1] Nicolai an Lavater 8. X. 73. NN.

[2] Den Plan eines »Bändchens physiognomischer Betrachtungen« bezeugt Nicolai an Merck 8. X. 75 = Wagner I, 72 ff.; an Lessing 29. VI. 76 = Lachmann-Muncker 21, 108 u. a. m. Nicolais physiognomische Fragmente hat Göckingk, insbesondere S. 137 ff., in Auswahl veröffentlicht; vgl. auch Göckingk S. 48. Außer den drei noch zu behandelnden Rezensionen der Lavaterschen Physiognomik sind für Nicolais eigene Physiognomik Quelle die ausführlichen Briefe an Zimmermann vom 15. IV. 75 und 30. V. 75 = Ed. Bodemann, S. 304 ff. Zahlreiche Erwähnungen,

die wesentlichsten Grundzüge seines »Systems« standen und stehen fest. Schon die Entstehung seiner Bemühungen deckt einen solchen Grundzug auf. Die Definition der Physiognomik, die er versucht[1], ist in der Abgrenzung gegen die Auffassung und Darstellung des Menschen in Malerei und Plastik gewonnen. In der bildenden Kunst wird der Mensch nach Maßgabe der »Vorstellungsart« aufgefaßt, seine Darstellung darf nichts haben, »was außer der Form ist«, das Ideal der Schönheit verpflichtet den Künstler. »Die Physiognomik nimmt den Menschen ohne Vorstellung, ohne Darstellung, so wie er selbst ist.« »Sollte die Form, die wir nur durch Malerei oder Bildhauerei erkennen, in der Natur unerkennbar sein?« Sie ist es nicht; nur müssen wir in ihr nicht suchen, was Bedürfnis der Kunst ist; insbesondere müssen wir in der Physiognomik das Ideal der Form vergessen, weil wir sonst nicht »Menschen individualisieren können, welches eigentlich der Zweck der Physiognomik ist«; demgemäß »muß ich bei der Erklärung einer Physiognomie erstens auf das Objekt, zweitens auf mich selbst sehen«, um, im Gegensatz zur künstlerischen Hervorbringung, die Subjektivität auszuschalten, wie es auch Nicolais erste Rezension der Lavaterschen Physiognomik ausdrücklich fordert. »Das große Gesetz der Natur«, erkennt er in anderem Zusammenhang[2], »ist Mannigfaltigkeit, in jeder Ansicht unbeschreibliche Verschiedenheit der Anlagen, der Beziehungen der Kräfte. Jedes Ideal, selbst das herrlichste Ideal der Schönheit, ist nur einseitig.«

Wir dürfen uns nicht damit begnügen, in dem Ausgangspunkt und der Manier dieser Definitionen nur eine mißglückte Nachahmung Lessingscher Zergliederungen zu sehen; sie zeigen — selbst wenn wir Lavaters Bericht über die Genesis seiner Bemühungen um Physiognomik[3] zurückhaltend bewerten — einen gegensätzlichen Ausgangspunkt an. Die spezifisch wissenschaftliche Genesis dieser Bemühungen weist auf den größeren Zusammenhang hin, in dem bei Nicolai die Physiognomik der vorzüglich ästhetische

---

meist polemischer Natur, gelten Lavaters Physiognomik in vielen späteren Schriften Nicolais bis zu den »Vertrauten Briefen« hin; aus ihnen ist für Nicolais positiven Standpunkt wenig zu lernen.

[1] Göckingk S. 138.

[2] Göckingk S. 119.

[3] Im ersten Fragment des ersten Versuches.

Einschlag ist: das »Studium des Menschen« in dem Sinn und Umfang, den wir uns vergegenwärtigten. Daß Nicolai der formalen Definition, die Lavater von der Physiognomik (besonders im ersten Abschnitt der »Abhandlung«) gibt, rückhaltlos zustimmt[1], darf uns nicht täuschen: denn diese Definition hat nichts Verpflichtendes für Geist und Gehalt der »Fragmente«, und das wenige, was sich allenfalls aus ihr herleiten ließe, findet in Nicolai einen entschiedenen Gegner. Ausgangspunkt und Ziel der Lavaterschen Physiognomik werden von seinem religiösen Empfinden her bestimmt; Herder sagte nicht übertreibend, Lavater könne durch die Physiognomik »mehr Prediger Gottes werden, als durch alle Predigten auf Erden«[2]. Nicolai aber polemisiert nicht nur gegen einzelne theologische Hypothesen und religiöse Stimmungen der Fragmente, sondern überhaupt gegen die religiöse Bezogenheit der Physiognomik bei Lavater. Nicolais Bemühungen sind eher auf Ästhetik und Moral bezogen; den »Nutzen der Physiognomik«, den er im übrigen nicht überschätzen möchte, bezeichnet er gegen Lavater als »nähere Kenntnis der wahren Beschaffenheit der Charaktere der Menschen und ihrer vermischten Eigenschaften überhaupt, die durch Schlüsse aus moralischen Compendien oft so sehr verkannt werden. Der Zuwachs von Wahrheit, den das menschliche Geschlecht dadurch erhalten kann, ist schon beträchtlich«[3]. »Die physiognomischen Kenntnisse menschlicher Formen«, erkennt er[4], »sind wahrer und mannigfaltiger als die Kenntnisse durch Bildhauerei und Malerei, welche den Menschen nur kennen lehren, inwiefern er schön und für den Augenblick darstellungsfähig ist«. Der schöne Mensch aber ist keineswegs sein bevorzugter Gegenstand: »ein Mensch, bei dem alle Teile zur Schönheit übereinstimmen, ist an sich kein vorzüglicherer Mensch, als der, an dem z. B. alle Teile zur Empfänglichkeit der Begriffe oder zum Geben oder zur Stärke übereinstimmen«[5]. »Ein Mensch, in dem zuviel

[1] A D Bibliothek 23, 316.

[2] Aus Herders Nachlaß II, 75.

[3] A D Bibliothek 21, 321.

[4] Göckingk S. 139.

[5] Göckingk S. 142, »durch diese (und die folgenden) Bemerkungen wird das ganze unzulängliche Geschwätz Lavaters über die Schönheit, besonders auch gegen Winckelmann auseinandergesetzt«.

Zeichen der Schönheit im Gegensatz gegen andere Eigenschaften, die er notwendiger haben muß, wären, würde ein schlechterer Mensch sein«; die besondere Relativität der Schönheit, die sich aus besonderen Bedürfnissen, aus Alter und Geschlecht ergibt, will er berücksichtigt wissen. Dem Lavaterschen Satz: je schöner, desto moralisch vollkommener, ist er unzugänglicher als Mendelssohn, seine Argumentation deckt sich im wesentlichen mit derjenigen Lichtenbergs (in dessen Schrift »Über Physiognomik wider die Physiognomen«). Ganz entschieden und fast entrüstet weist er das Lavatersche Fragment von Christusköpfen zurück; zu Zimmermann[1] bemerkt er, Lavaters »geheimes und unsinniges System der Religion« müsse ihn dazu führen, den Christuskopf für den schönsten denkbaren Kopf zu halten, wie gewöhnlichen Menschen die Gläubigen die schönsten Physiognomien wären: »aber die Griechen, denen wir doch nur nachaffen und nachlallen, sind zu ihrer Schönheit gewiß durch einen anderen Weg als durch den Glauben gelangt«; und nicht minder schroff wendet er sich in der Rezension gegen diese Lavaterschen Hypothesen. Was sich hier an dem besonderen Problem des »schönen Menschen« zeigt, ist indessen nur Ausfluß einer gegensätzlichen Gesamteinstellung. Der Mensch als Objekt der Physiognomik ist hier und dort verschiedene Qualität. Der Mensch wird von Lavater im Grunde »in seiner Isoliertheit« (wie ein Kapitel seiner späteren Schrift »Moses und Aaron« [1798] überschrieben ist) und als göttliches Ebenbild genommen; Nicolai betrachtet ihn, wie Lichtenberg, in seiner gesellschaftlichen Bindung: bei Lavater stehen im Vordergrund des Interesses die außerordentlichen Menschen, Genie, Prophet, Dichter; Nicolai verlangt in den Rezensionen wie in seinen Briefen an Lavater immer wieder als Objekt der Physiognomik »Menschen aller Stände«[2]. Lavater erhofft für den Physiognomen, daß sein Blick für Vollkommenheiten geschult werde, wie er gerade auch Nicolai gegenüber betont, der Physiognom solle weniger Schwachheiten und Fehler, als vielmehr Vollkommenheiten und schöne Züge entdecken wollen. Nicolai wehrt sich dagegen; die Physiognomik solle den Menschen

[1] An Zimmermann 15. IV. 75.

[2] Die Rezension der Lavaterschen Physiognomik in den Frankfurter Gel. Anz. 18. VIII. 72 = D. L. D. 7 8, 435 unterstreicht Lavaters Standpunkt lobend.

nehmen wie er ist, in seiner durchgängigen Vermischung von Gut und Böse, Schön und Häßlich, und gerade seine — oben zitierte — Überlegung über den Nutzen der Physiognomik stellte die Erkenntnis der »gemischten Eigenschaften« obenan — eine unmittelbar praktische Ausdeutung der Mendelssohnschen Theorie der gemischten Empfindungen, deren Bedeutung für Lessings Kreis Dilthey, soweit ich sehe, zuerst hervorhob[1]. Man wird hierin — zumal sich ähnliches bei Lichtenberg findet, mehr sehen müssen, als eine bloß »realistische« Auffassung des Menschen, mehr jedenfalls als eine Wiederspiegelung seines Eklektizismus; diese Betrachtungsart macht sich auch bei anderen Gelegenheiten geltend, und sie steht in genauem Zusammenhang mit dem hauptsächlichsten Problem seiner physiognomischen Bemühungen. Der Begriff, der für ihn im Mittelpunkt der Physiognomik steht, ist derjenige der Relation der Teile; kein Teil des Körpers bedeutet an sich etwas, jeder nur in Beziehung auf andere, auf die Struktur im Ganzen; und so sind nicht die festen, ruhenden Teile und Züge der menschlichen Gestalt, sondern die beweglichen sein eigentliches Objekt. In diesem Zusammenhange wird sein Begriff des »Totaleindrucks« eigentlich erst verständlich, der keineswegs mit dem Lavaterschen identisch ist, wie es zunächst scheinen möchte; der Totaleindruck ist das Korrektiv der Einzelbeobachtung, und nur als solches von Bedeutung; und umgekehrt (und diese Umkehrung findet sich auch bei Lichtenberg): könnten wir alle Relationen und Proportionen wahrnehmen und aufsummieren, so würden wir den Totaleindruck erhalten, — ein einschneidender Gegensatz zu Lavaters intuitiver Gesamtinterpretation! Es liegt hierin aber noch ein zweites beschlossen: schon die rein organische Veränderung, durch Wachstum z. B., verändert die Relation der Teile; ist die Totalität eine Summe veränderlicher Teile, so ist auch die Totalität, der Mensch im ganzen betrachtet, veränderlich, nach der moralischen Seite, wie auch Lichtenberg sagt, je nach Milieu, Lebensbedürfnissen, Erziehung perfektibel oder korruptibel[2]; eben deshalb wünscht Nicolai auch die Beobachtung des Physiognomen vorzugsweise auf die

[1] Dilthey, Erlebnis und Dichtung, 4. Aufl., S. 50.

[2] Vgl. die Polemik Nicolais gegen die Lavatersche Stollberg-Charakteristik »unverführbar« im Brief Nicolais vom 30. IV. 76 an Lavater.

veränderlichen, nicht die ruhenden psychischen Faktoren, also nicht, wie Lavater es tut, vorzugsweise auf (angeborene) Talente und Fähigkeiten, sondern auf die — leichter beeinflußbaren — Neigungen gerichtet. Angeboren seien den Menschen die gleichen ersten Neigungen und Begierden, aber die Entwicklung bedinge, daß sie ihnen »in unendlicher Verschiedenheit Genüge tun« — ein entschiedener Gegensatz zu der Auffassung des Lenzschen Aufsatzes über Physiognomik[1], die alles Gewicht auf die »erste Bildung der Seele« schon im Fötus legen will. Die moralische Entwicklungsfähigkeit wird aber für Nicolai wie für Lichtenberg, Mendelssohn und Garve, von höchster Bedeutung unter dem Gesichtspunkte der Willensfreiheit. Lichtenberg treibt hier seinen Widerstand gegen Lavater bis zu der Behauptung, die Tatsache der Perfektibilität oder Korruptibilität schließe den Menschen für ewig »aus dem Sprengel der Physiognomik aus«; Nicolai will ihn nur so eingerichtet wissen, daß der Begriff der Perfektibilität darin Raum hat. »Daß Sie mir Perfektibilität zutrauen«, antwortet er Lavater[2] auf dessen Urteil über seinen Schattenriß, »halte ich für ein größeres Lob, als Sie vielleicht intendiert haben«; er weiß sehr wohl den Wertunterschied einzuschätzen, den dieser Begriff bei ihm und bei Lavater hat. Die deterministische Grundansicht, die trotz aller Modifikationen in den Fragmenten durchaus vorherrscht, erfährt bei Nicolai wie bei Lichtenberg entschiedene Ablehnung, und es ist nicht minder bedeutsam, daß Lenz, dessen Aufsatz hier wohl als authentische Interpretation gelten kann, diese Gegensätze bemerkt und unterstrichen hat.

Es ist notwendig, daß wir uns diese Nicolaischen Standpunkte zu einem geschlossenen Bilde zusammenfügen, ehe wir seine Rezensionen[3] der Lavaterschen Physiognomik betrachten; denn diese

[1] Teutscher Mercur 1777, Nov., S. 106ff. (J. M. R. Lenz), »Nachruf zu der im Götting. Almanach.. gehaltenen Rede.. über Physignomik« (von Lichtenberg).
[2] Nicolai an Lavater 19. II. 74 NN.
[3] Ich nehme die mit N unterzeichneten drei Rezensionen — die erste in der Allg. Dtsch. Bibliothek 23, 313—346 behandelt die beiden Abhandlungen »Von der Physiognomik«; die zweite in 29, 379—414 behandelt den ersten und zweiten Versuch der Fragmente; die dritte in Anhang z. 25./36. Bd., S. 1251—1281 den dritten und vierten Versuch, sowie einige kleinere Schriften anderer Autoren zur Physiognomik (hierunter Lichtenberg) — sämtlich für Nicolai in Anspruch, obwohl

Rezensionen bringen, da der Rezensent hier wie öfter seinem Autor mit mehr als gewissenhafter Treue folgt, seine positiven Standpunkte nur sehr eingeschränkt und anmerkungsweise zum Ausdruck; und zudem weisen sie verschiedene Färbung auf. Die erste Rezension ist äußerst vorsichtig und behutsam in ihren einschränkenden Anmerkungen, deutlich und kräftig in der Hervorhebung der Verdienste Lavaters. Freilich ist gerade hier der Gegensatz am stärksten: in der unbewußten Umbiegung der Ergebnisse und der Methode Lavaters in Nicolais Standpunkte; was sich irgend an unstürmerischen Elementen bei Lavater findet, trägt Nicolai sorgfältig zusammen. Er hebt den wissenschaftlichen Charakter[1] der Physiognomik hervor; er kündigt in dem zu erwartenden großen Werke eine genauere detailliertere und systematischere Behandlung des Gegenstandes an. Er nimmt sich Lavaters gegen seine Rezensenten — auch für die Zukunft an —, besonders gegen diejenigen, die eine »bärtige philosophische Maske vorstecken« und dabei doch ihre Philosophie nur »auf einen sehr bequemen sensus communis beziehen«, den er als »Inbegriff der zu einer gewissen Zeit oder in einem gewissen Landstriche herrschenden Wahrheiten und Vorurteile« bezeichnet! Seine abweichenden Standpunkte. bringt er in Form von einschränkenden Anmerkungen vor, in der bestimmten Überzeugung, daß es nur einer aufmunternden Nachhilfe bedürfe, Lavater gewisse Eigentümlichkeiten — in Stil und Beweisverfahren —, die sein Werk schädigen müßten, abzugewöhnen. Er will Lavater

N Petersens Signum ist. In der Rezension 29, S. 386 7 ist das Fragment einer Rezension eines anderen Verfassers eingeschoben, eingeleitet mit den Worten: »ein trefflicher Mann urteilt schriftlich von diesem Werke . .«; diese Stelle möchte ich (nach Nicolai an Joh. Müller 16. III. 73 = Briefe S. 59: »Ich sehe Ihrer Rezension mit Verlangen entgegen« usw.) Joh. Müller zuweisen. Meine Annahme der Verfasserschaft Nicolais stützt sich für die Rezension in 23 auf die Briefe Nicolais an Zimmermann vom 15. IV. 75 = Bodemann S. 304 und an Joh. Müller 12. VII. 76 = Briefe S. 102; beide sind nur auf diese erste Rezension zu beziehen. Für die zweite Rezension: Nicolai an Merck 8. X. 75 = Wagner III, 74; für die dritte Rezension auf deren einleitende Sätze. Alle drei tragen zudem unverkennbar Nicolaisches Gepräge; wörtliche Anklänge und Übereinstimmungen mit brieflichen Äußerungen Nicolais an Zimmermann, Müller, Lavater u. a. m.

[1] Vgl. aber F. H. Jacobi an Lavater 13. VI. 78: »ich halte (Ihr Werk) für eins der herrlichsten und nützlichsten, wenn auch an eigentlicher Physiognomik, oder vielmehr an wissenschaftlicher, kein wahres Wort sein sollte.«

auf genaue Beobachtung, auf induktives Schlußverfahren verpflichten, ja er meint, daß Lavater nur um die Leser in die neue Materie einzuführen, bisweilen ins Deduzieren verfalle! Zu der Erörterung »von dem Gemälde des vollkommensten Menschen oder Jesu Christi« bemerkt er, Lavater möchte, »die ohnedies so sehr weiten Grenzen der Physiognomik nicht noch weiter ausdehnen«, als unbedingt notwendig sei; die »stärkste menschliche Imagination« versage, »wenn sie sich nicht unmittelbar auf existierende Natur stützt«. Und bemerkenswerterweise spricht er nur an einer Stelle, wo Lavater — über die schöne Stimme des vollkommenen Menschen — in Herderschen Tönen schwelgt, von »Cant, der kaum in Aussichten in die Ewigkeit erträglich ist und aus einem Werke ganz wegbleiben muß, das bloß Tatsache und Erfahrung — oder nichts ist«. (S. 342.)

Nicht die Art, wohl aber die Anzahl und vor allem der Ton seiner Einwürfe ändert sich in der zweiten Rezension. Der Bruch mit Herder, dessen Rückwirkung auf Nicolai man nicht stark genug einschätzen kann, geht dem Erscheinen des Werks voran, das mit Sätzen aus der verabscheuten »Aeltesten Urkunde« demonstrativ eröffnet wurde, und das in der ungewöhnlichen, und Nicolai sachlich wie persönlich unbegreiflichen Lobpreisung seiner Freunde, mit dem Publikum zu spielen schien. Merck, der doch diesem Freundeskreise angehörte, bezeichnet Nicolai diese Lavaterschen Charakteristiken recht derb: »die lächerlichen Herrlichkeiten, die er bei den am meisten verunglückten Silhouetten ausgekramt hat, haben mich angeeckelt — denn was hilft das, was man a priori weiß, in die stumpfen Umrisse zu legen, und nachher zu fordern, daß alle Menschen, die in die Eh- und Bettgeheimnisse seiner Bekannten und Freunde nicht initiiert worden, alles das auch sehen sollen«[1]. »Was hat Herr Goethe gedacht«, war Nicolais Antwort[2], »als er das Lied am Ende des ersten Teils der Physiognomik schrieb! Im Ernste kann er so etwas fast unmöglich schreiben, und war's Faunenblick, so — doch ich mag hier weiter nichts sagen.« Er muß erkennen, daß Lavater bei

[1] Merck an Nicolai 7. VII. 75; vgl. später Merck an Lavater (17. V. 78): »die bösen Monumente, die Sie allen jungen Leuten, die noch nichts in der Welt getan hatten, in Ihrer Physiognomik setzten ...«

[2] Nicolai an Merck 8. X. 75. Gemeint ist Goethes »Lied des physiognomischen Zeichners« = Der jg. Goethe 4, 153. Ähnlich an Zimmermann 30. V. 75 = Bodemann 308.

seiner Physiognomik zwei »Nebenzwecke« verfolgt habe, die ihm mindestens ebenso wichtig sind, wie der wissenschaftliche Hauptzweck; und einer dieser »Nebenzwecke« ist, »die große Meinung, die er von seinen Freunden hat, auch seinen Lesern beizubringen«[1]. Er nimmt Anstoß daran, daß Lavater und die Stollbergs sich »das Weihrauchfaß recht an den Kopf werfen«, nimmt Anstoß an den 20 Schattenbildern von Freunden (auf der ersten Tafel des dritten Bandes), an der Vergötterung eines im Grunde unbedeutenden, harmlosen Menschen wie Kaufmann, zu dessen Wahlspruch: »man kann was man will« er bemerkt, daß Lavater dieser Sentenz durch die Umkehr: man will was man kann, gerade soviel genommen habe, »als aller Wahrscheinlichkeit nach der Erfolg der Weissagung nehmen wird.« Und natürlich läßt Nicolai die Stelle, wo Lavater begeistert von Herder spricht, nicht vorübergehen, ohne seinem Unmut über den dunklen Herder und die rätselhafte Urkunde Luft zu machen. Nicht minder scharf nimmt er gegen den zweiten »Nebenzweck« Stellung, der Lavater »auf Abwege führe«: seine »mystischen Grillen« über Religion und künftiges Leben, besonders über die Idee von der wundertätigen Kraft des Glaubens und des Gebets. Er erklärt sie kurzerhand für den »gröbsten Unsinn, zu dessen Entschuldigung oder gar Bestätigung weder Schrift noch Vernunft Beweisgründe an die Hand geben können.« Nichtsdestoweniger folgt er den einzelnen Abwandlungen dieser »Grille« mit zornigem Eifer und zieht alle Register des Spotts gegen Lavaters Ansichten vom Christuskopf; und wenn er auch erklärt, »jedem verständigem Leser« müsse bei der Lektüre der Physiognomik »die Geduld endlich reißen«, so hat er das Werk doch mehr als viermal sorgsam durchstudiert[2], und er verfehlt auch hier nicht, Lavaters Verdienste da, wo er mit ihm übereinstimmt, sorgsam hervorzuheben, Irrtümer zu berichtigen und mangelhafte Beobachtungen zu ergänzen. Dabei macht sich, in allen drei Rezensionen, ein Widerstand von einer dritten, gewissermaßen beide andern umfassenden Seite her geltend: gegen den Stil und das Beweisverfahren Lavaters. »Es wird nicht leicht ein Buch in der Welt sein, das die Geistesphysiognomie des

[1] Anh. z. 25./36. Bd. der A D Bibliothek, S. 1252.

[2] Nicolai an Lavater 30. IV. 76, dazu noch der Anfang der dritten Rezension; vgl. an Merck 8. X. 75.

Autors so deutlich an der Stirn trägt« erkennt er[1]; aber er unternimmt es nichtsdestoweniger, diese Physiognomie zu modeln, indem er bald spöttisch, bald förmlich bittend und beschwörend Lavater sein »desultorisches und deklamatorisches Wesen« vorhält, »die Liebe zum Fremden und Wunderbaren, die Sprünge der Einbildungskraft, das Raisonnement, das oft auf die seltsamste Art mit inniger Mystik verwickelt ist, die helle Philosophie, die oft unvermutet in Andächtelei, Seelenzückungen und ‚Aussichten' übergeht«, »das weitschweifigste, fast mehr als kanzelhafte Wortgepränge«, das sich neben »bündigen, herzrührenden, erhabenen Stellen« so breit mache. Wir kennen die Vorhaltungen, die Nicolai hier und in Briefen an Lavater macht, schon aus der Stilpolemik gegen Hamann und Herder im einzelnen, und können sie daher hier übergehen, bemerkenswert ist aber eine gewisse Zusammenfassung: er findet den Sprachschatz und die charakteristischen Wendungen von Herder und Hamann, aber auch von Goethe, Lenz, Bürger u.a. bei Lavater wieder, seine Polemik gilt daher nicht bloß dieser Schrift und diesem Mann, sondern auch seinen Lehrern, Freunden und Schülern — der ganzen »Schule«. Es ist kein Wunder, daß Nicolai bei solchen Widerständen selbst gegen das von ihm positiv Genommene des Werkes mißtrauisch wurde — mehr als seine Rezension zugab; ja er entfremdete sich der geliebten, hoffnungsfroh begrüßten Wissenschaft. Wenige Jahre später unterstrich er lobend den Satz aus einem »Physiognomischen Kabinett«[2] — nachdem er schon in der dritten Lavaterrezension Lichtenbergs Skeptizismus gegen die Physiognomik sich zu eigen gemacht hatte —: »Physiognomik ist nur ein schmaler Fußsteig zur Menschenkunde, den man nur im Notfall geht, wenn die andern breiteren und gebahnteren Wege versperrt und unbrauchbar sind; kannst Du also diese betreten, so bedarfst

[1] Allg. Dtsch. Bibliothek 29, 382.

[2] Münster 1776, von anonymem Verfasser. Die mit Vs unterzeichnete Rezension erschien Allg. Dtsch. Bibliothek 44, 2, 517. Das Signum Vs ist keinem Rezensenten zugewiesen. Vz ist Nicolais Zeichen für diesen Band; die Druckfehlerberichtigungen schweigen hierüber; gleichwohl möchte ich die Rezension für Nicolai in Anspruch nehmen, zumal stilistische Gründe dafür sprechen; in den Korrespondenzen fand sich außer der interessierten Frage Nicolais an Lavater vom 30. IV. 76, bezüglich der Autorschaft des Buches, kein Anhaltspunkt für die Verfasserschaft der Rezension.

Du des Fußsteigs nicht.« Das »Studium des Menschen« fand jetzt in Geschichte, Kulturgeschichte, Politik, Nationalökonomie und empirischer Psychologie dankbarere Gebiete, je stärker er die beiden »Nebenzwecke« der Lavaterschen Physiognomik im literarisch-wissenschaftlichen und gesellschaftlichen Leben wirksam sah.

Die Verbindung der beiden Nebenzwecke eben durch die »Schule« suchte Nicolai alsbald an anderer Stelle aufzuzeigen. »Von der Lehre der Gebets- und Glaubenskraft, wie auch von Schwärmerei und Enthusiasmus« war eine umfängliche Rezension der Allgemeinen Deutschen Bibliothek[1] überschrieben, die einigen Schriften zum Lavater-Hottingerstreit, aber auch Leonhard Meisters »Über die Schwärmerei«, dem Stollbergschen Museumsaufsatz »Über Spott und Schwärmerei« und jenem Mercuraufsatz gegen die Lukianischen Geister galt, der noch an anderer Stelle dieser Untersuchung herangezogen werden soll. Es war natürlich, daß die Allgemeine Deutsche Bibliothek in dem sich an Hottingers »Sendschreiben« anschließenden Streit mit Vergnügen die Gelegenheit ergriff, Lavater bloßzu-

[1] A D Bibliothek 30, 2 (1777), S. 311—400. Die Rezension ist Zp unterzeichnet, welches Signum weder in deutschen noch in lateinischen Lettern einem Rezensenten zugewiesen ist. Die Druckfehlerberichtigung am Schluß des 30. Bandes sagt: »S. 327, zwischen Z. 14 und 15 l. Zusatz eines anderen Rezensenten«. Offenbar enthält diese Berichtigung wieder einen Druckfehler: an der angeführten Stelle geht der Text ohne Unterbrechung weiter, dagegen findet sich S. 397 zwischen Z. 14 und 15 ein Absatz; aber auch S. 358 findet sich ein größerer Absatz. Aus dieser Druckfehler»berichtigung« ließe sich also für die Verfasserschaft, aber auch für die Anteile der Verfasser nichts Genaues erweisen. Aber zu Petersens Brief vom 4. II. 77 bemerkt Nicolai am Rande in unleserlichem Zusammenhang: »drey Rezensionen ... XXX, 2: 1) über Lavater, Pfenninger, Gedeon.« Danach kann man mit Sicherheit annehmen, daß hier eine Mischrezension von Nicolai und Petersen vorliegt. Die Anteile seitenweise zu bezeichnen, möchte ich auf jene »Berichtigung« hin nicht wagen; wahrscheinlich hat Petersen das sachliche Gerüst geliefert; Nicolai hat die Partien hinzugetan, die allgemeinere Aussichten eröffnen. Unzweifelhaft stammt z. B. die Beantwortung der Lavaterschen »drei Fragen«, die hier in der Rezension von Pfenningers »Appellation an den Menschenverstand« gegeben wird, von Petersen; die lange »Anmerkung« zu derselben, die Lavater entgegen seiner Versicherung doch die Inspiration zu dieser und anderen Apologien nachweisen will, von Nicolai. Von Nicolai rühren m. E. auch die Invektiven S. 358 ff. her, sowie Einleitung und Schluß; aber auch zu den unzweifelhaft von Petersen herrührenden Partien scheint er Zusätze gemacht zu haben, z. B. zu der Herder betreffenden Stelle in der Gedeon-Rezension.

stellen, um so mehr, als Hottinger sich ja mit seinem Pamphlet »Menschen, Tiere und Goethe« im Streit um »Werthers Freuden« auf Nicolais Seite geschlagen hatte; wir brauchen auf diesen Streit an sich hier um so weniger einzugehen, als das vorzüglichste Ergebnis der ersten Rezension von Schriften zum Hottingerstreit[1] in Beobachtungen über den Charakter der literarischen Persönlichkeit Lavaters bestand, die den bisherigen Erfahrungen der Allgemeinen Deutschen Bibliothek und Nicolais insbesondere nichts Neues hinzufügten, die alten Beobachtungen indessen zu bestätigen schienen. Nun glaubte aber diese zweite Rezension zum Hottingerstreit feststellen zu können, daß Lavater mit dem »Lammston« des Predigers die niedrigen Machenschaften des »Verleumders« Pfenninger zu decken versuche, daß er unwahrhaftig verfahre, um seinem Charakter einen edleren Anstrich zu geben, daß »seine Charlatanerie und Eitelkeit ihn beständig mit sich fortreiße«[2], daß es ihm hier wie überall, mehr darauf ankomme, »seinen Prozeß bei einem gewissen Teil des Publikums zu gewinnen, als die Sache selbst aufzuklären.« Hatte nicht Nicolai eben erst festgestellt, daß in der Physiognomik, die Lavaters wahres Lebenswerk hätte werden sollen, die persönlichen »Nebenzwecke« die Erreichung des Hauptzweckes verhinderten? Lavaters literarisches und menschliches Bild schien gezeichnet — so endgültig, daß die gleichzeitigen und späteren Lavaterrezensionen sich auf ein constat beriefen, und die verschiedensten Rezensenten — Campe, Petersen, Eberhard, Lüdke, Schatz, Korrodi und Musäus[3] — sich derselben Terminologie zur Kennzeichnung der Lavaterschen Autorschaft bedienen konnten, mochte sie nun »Christliche Lieder«, Predigten

[1] Allg. Dtsch. Bibliothek 26, 596ff. Verfasser der Rezension ist Campe, doch sind zahlreiche Zusätze Nicolais mir wahrscheinlich.

[2] Nicolai an Merck 8. X. 75.

[3] Lüdke bespricht »50 Christliche Lieder und deren Folge«: A D Bibliothek 20, 2, 543 und 30, 1, 167ff.; Petersen A D Bibliothek 18, 1, 152 und 25, 2, 453 »Bibl. Erzählungen f. d. Jugend« (die noch am besten wegkommen); Campe »Nachdenken über mich selbst« A D Bibliothek 27, 1, 98; Schatz »Verm. gereimte Gedichte« A D Bibliothek 68, 2, 603ff.; Musäus »Die Messiade« A D Bibliothek 67, 2, 434; Korrodi den »Pontius Pilatus« A D Bibliothek 57, 1ff.; zu der Korrodischen Rezension v. Pfenningers »Christl. Magazin« (ebenda S. 82ff.) hat Nicolai gegen Lavater gerichtete Zusätze gemacht.

Biblische Erzählungen für die Jugend betreffen. Ja schon hier in dieser großen Rezension liegt der Hauptakzent weniger auf Lavaters Subjektivität, als auf deren Wirkungen, sie wird symptomatisch genommen, nicht mehr bloß psychologisch, und die Verbindungslinien, freilich hauptsächlich die äußeren, zur Geniebewegung werden gezogen. Denn Schwärmerei und Enthusiasmus, welche die Rezension mit Lavaters theologischem System in Verbindung bringt, werden hier nicht bloß in religiösem Verstande aufgefaßt; sind sie doch das Zeichen, in dem die junge Generation überhaupt zu siegen glaubt, gelten sie doch auch in Dingen der allgemeineren Weltansicht, im Felde der schönen Wissenschaften bereits als Kampfruf. »Die Sache erhält durch diese Wendung ein interessanteres Ansehen; wer an dem Wunderstreit nicht teilgenommen hatte, kann bei dem Streite über die Vorzüge und Rechte der Vernunft (im allgemeineren Bezug) nicht gleichgültig bleiben« (A. D. Bibl. 30, 359). Die Schwärmerei in diesem allgemeineren Sinn hatte der Mercuraufsatz gegen die »lukianischen Geister«, unter die er die »Bibliothekare in Berlin« ausdrücklich zählte, nicht nur verteidigt, sondern Schwärmerei geradezu als Parole im Kampf gegen die Aufklärung ausgegeben, und in so maßloser Weise, daß der Herausgeber Wieland seinen Mitarbeiter nachträglich desavouierte. Die »Bibliothekare« antworteten hier: »da strömen denn nun unbesonnene Jünglinge, die mehr Mut als Kraft belebt, dem Wundertäter zu, der ihnen den Weg zum Ruhmestempel so eben und bequem macht, der sie allen mühsamen Studierens entbindet, anstatt der sukzessiven Entwicklung der Verstandeskräfte, sie zum Schauen mit geschlossenen Augen führt«, »statt des sukzessiven[1] Strebens nach Vollkommenheit« »eine unmittelbare physische Vereinigung mit Gott lehrt«; von dem sie nicht Pflichten lernen, sondern nur »ihren Wirkungskreis zu vergrößern« — es sind die Anwürfe Nicolais gegen die Wertherjünglinge: die Tragweite dieser Angriffe werden wir uns noch zu vergegenwärtigen haben. Lavater freilich, fährt die Rezension fort, verwahre sich gegen solche Unterstellungen; aber »diese schleichenden Wendungen (Lavater-Pfenningers) glei-

[1] Vgl. aber Lenz in den »Anmerkungen über Theater« (Lewy IV, 252): »so viel ist gewiß, daß unsere Seele von ganzem Herzen wünscht, weder sukzessiv zu erkennen noch zu wollen ...«

chen den listigen Absprüngen eines gejagten Wildes, das seine Schwäche fühlt und seine Jäger von der Spur bringen will. Andere Schriftsteller dieser Partei hingegen, wilden Hauern gleich, die sich dem Spieße des Jägers entgegenstellen und ihn selbst zu Boden zu stürzen suchen, voll Drang und Sturm, eine neue Revolution zu erregen, verwarfen ohne Bedenken alle gelassene Vernunft und redeten geradezu der Schwärmerei das Wort.« Auch hier ist natürlich in erster Linie Herder gemeint, dessen Provinzialblätter unmittelbar darauf nochmals in der bekannten Weise angegriffen werden, sodann der Kreis des jungen Goethe, insbesondere Fritz Stollberg.

Auf dieser allgemeinen Polemik liegt, so viel Raum auch die Beweisführung gegen einzelne theologische Hypothesen, gegen das »geheime und unsinnige System der Religion« Lavaters einnimmt, durchaus der Hauptakzent der Rezension; sie trägt nicht mehr den Charakter bloßer Abwehr, sie stellt vielmehr ein langatmiges Angriffssignal dar. Wie dieser Angriff selbst dann mehrere Jahre später gegen Lavater insbesondere geführt wurde, haben wir hier nicht mehr darzustellen: seine Richtung ist bereits in dieser Rezension festgelegt; neue bewegende Gegensätze ergeben sich in diesem, im wesentlichen im Anschluß an die Anekdoten über Lessings Tod geführten Streite nicht mehr[1]; bemerkenswert ist für uns höchstens die seltene Erbitterung, mit der ihn die ehemaligen freundschaftlichen Korrespondenten austrugen. Die Korrespondenz selbst war nach dem Protest, den Lavater bei Nicolai wegen der Haltung der Allgemeinen Deutschen Bibliothek zum Hottingerschen »Sendschreiben« einlegte[2], eingeschlafen: ein Besuch Nicolais bei Lavater (im Sommer 1781) konnte natürlich die Entfremdung und feindselige Spannung ihres Verhältnisses nicht beseitigen, war vermutlich von Nicolai auch nicht mehr zu diesem Zweck geschehen.

Wie Nicolai bereits um diese Zeit von Lavater dachte, wußten seine Freunde, und als der Physiker Böckmann ihn nach Karlsruhe einlud, wo Nicolai »auf dem Zimmer« wohnen sollte, »wo Klopstock dichtete und Lavater physiognomisierte«, setzte er gleich beschwichtigend hinzu: »aber ausgelüftet ist es hinlänglich, daß Sie von

[1] Hier sei auf Alfred Sterns ausführliche und wohlbegründete Darstellung verwiesen: »Mirabeau und Lavater«, Dtsch. Rundschau 118, 424 ff.

[2] Lavater an Nicolai 25. X. 77 NN.

den Gespenstern der Einbildungskraft nicht viel beunruhiget werden«[1]. Mehr als Gespenster der Einbildungskraft sah Nicolai in Lavaters theologischen »Grillen« nicht; für seine allgemeine Kritik des Sturmes und Dranges sind sie bedeutungslos geblieben, und haben erst im Zusammenhang mit neuen Kämpfen Wichtigkeit erlangt.

DER JUNGE GOETHE UND SEIN KREIS

Am 14. XI. 1774, kurze Zeit nach seinem ersten förmlichen Scheidebrief an Nicolai, schreibt Herder an Hamann, Lenz' »Hofmeister« und »Neuen Menoza« rühmend, Goethe habe in Lenz einen Nebenbuhler erhalten. »Dünkt Ihnen nicht auch, daß die Stücke dieser Art tiefer als der ganze Berliner Geschmack reichen?« Wie hier der erzürnte Herder dem Freunde gegenüber, so stellt Merck in seinem Brief vom 28.VIII. 74 dem Gegenspieler Nicolai eine ähnliche Verbindung her; es ist der Brief, in dem Merck jenes schon erwähnte scharfe Verdikt von Herders »Aeltester Urkunde« gibt, diesem »nach Form und Herkommen abscheulichsten Buch, das je geschrieben worden ist«; aber derselbe Brief eröffnet Nicolai mit der Ankündigung von »Werthers Leiden« den Schauplatz eines neuen Kampfes. Hier wie dort zeigt Merck auch gleichzeitig, wie wenig er sich im Grunde als Bundesgenosse Nicolais fühlt. Wenn Herder in der »Urkunde« sich auch gleichsam »im Schlafrock zu Pferde setzt, durch die Gassen reitet und obendrein noch verlangt, daß es jedermann gut heißen soll«, so ist ihm doch jene Schrift »allzeit als Abdruck seines Geistes lieb und wert«; und hier, wo Merck von Goethes Pasquillenwesen abrückt, läßt er an seinen innigen Beziehungen zu Goethe dem Dichter und Menschen keinen Zweifel aufkommen, ja er berichtet nicht ohne Genugtuung, daß Goethe sich mit den Jacobis »ausgesöhnt« habe. Wir sind hier mehr noch als an anderen Stellen unserer Untersuchung auf solche Bezeugungen von Bundesgenossenschaft und Abwehr angewiesen; einmal, weil hier die Gegensätze sich als solche alter und junger Generation offenbaren, und die Jungen wenigstens in Nicolais Augen als Partei, als Schule auf-

[1] 28. VIII. 81 = E. Ettlinger, Briefe Karlsruher Gelehrter an Nicolai, Zeitschrift f. Gesch. d. Oberrheins, N.F. 24, 118.

treten, zweitens, weil Nicolais Gegenäußerungen nur in ganz vereinzelten Fällen literarische Form angenommen haben. Nicolai, der mehr als je unter der Last der äußeren Verpflichtungen, nicht zum mindesten der Herausgeberschaft der Allgemeinen Deutschen Bibliothek seufzte, der kaum die nötigsten Mußestunden für Lektüre aufbrachte, dessen tiefere Interessen, wie wir uns vergegenwärtigten, mehr und mehr anderen Gebieten als dem literarischen galten, hat selbst von der Möglichkeit, in der Allgemeinen Deutschen Bibliothek sich durch kritische Anzeigen Luft zu machen, in diesem Kampf sehr wenig Gebrauch gemacht. Es kommt hinzu, daß die Rezensionen gerade der wichtigsten, uns heute am charakteristischsten erscheinenden Dichterwerke der jungen Generation unter mannigfachen unglücklichen Umständen in der Bibliothek nur sehr verspätet oder gar nicht erschienen sind; der theologische und der realwissenschaftliche Artikel der Bibliothek nahmen immer breiteren Raum und immer stärkeres Interesse von Herausgeber und Lesern in Anspruch. So gewinnt denn für uns dieses viel verzweigte und als Ganzes kaum zu fassende System der bloß literatorischen und faktiösen Geschäftigkeit eine durch nichts zu ersetzende Bedeutung; und unsere Aufgabe erschwert sich durch die Tatsache, daß die eitle, klatschsüchtige Wichtigtuerei einiger Beteiligter Nicolais Blick zeitweilig trüben mußten: ein Beispiel hierfür sind die zahlreichen ungedruckten Briefe v. Bretschneiders, der sich Nicolai in dessen theologischen Kämpfen unentbehrlich zu machen wußte und der Nicolai bis in die neunziger Jahre hinein mit perfiden Anekdoten aus dem Goethekreise versorgte — ein »Berliner« Gegenstück, freilich ungleich bösartiger als dieser, zu dem Darmstädter Leuchsenring, dem Vorbild des »Pater Brey«.

In solcher Atmosphäre vermochte sich das Bild des jungen Goethe Nicolai nicht rein darzustellen; es verlor hier, wo sein Name fast eher bekannt wurde als sein Werk, und zudem nicht immer wie wir sehen werden, in eindeutiger Beziehung, das Unbezwinglich-Sieghafte, das Strahlende, das uns aus dem Briefwechsel und den sonstigen Aufzeichnungen von Goethes Jugendfreunden entgegenleuchtet. Nur einmal, nach dem Erscheinen von Goethes Werther, hat Nicolai davon einen Hauch gespürt; aber eben bei dieser Gelegenheit stießen die Parteien aufeinander.

In unserer Darstellung von Nicolais Verhältnis zu Herder haben wir bereits bemerkt, wie jene fliegenden Blätter »Von deutscher Art und Kunst« den ersten Grund zur tieferen Entfremdung Herders und Nicolais gelegt hatten; wir erinnern uns, daß Herder auf Nicolais Anmerkung hin seinen Anteil als flüchtig hingeworfene Versuche verleugnet hatte. Am 2. IV. 72 aber schreibt Merck an Nicolai: »Haben Sie schon das Ding über die Baukunst von meinem Freunde, dem Dr. Goethe? Wenn Sie es rezensieren lassen, so sorgen Sie, daß es keinem Ungewaschenen in die Hände fällt, der den Genius verkennt.« Es sind jene Bogen, über die der alte Goethe sich, im zwölften Buch von Dichtung und Wahrheit, so unwillig ausgelassen hat: »Hätte ich diese Ansichten, denen ich ihren Wert nicht absprechen will, klar und deutlich, in vernehmlichem Stil abzufassen beliebt, so hätte der Druckbogen von deutscher Baukunst D. M. Ervini a Steinbach schon damals ... mehr Wirkung getan und die vaterländischen Freunde der Kunst früher aufmerksam gemacht; so aber verhüllte ich, durch Hamanns und Herders Beispiel verführt, diese ganz einfachen Gedanken und Betrachtungen in eine Staubwolke von seltsamen Worten und Phrasen und verfinsterte das Licht, das mir aufgegangen war, für mich und andere.« Fast Nicolais Anwürfe gegen die Herderschen Aufsätze! Konnte ihn diese kleine Schrift von Goethes Genius überzeugen? Die Biestersche Rezension der Blätter »Von deutscher Art und Kunst«[1], die Goethe als Verfasser jenes Aufsatzes ebenfalls namhaft macht, wird uns noch an anderer Stelle unserer Untersuchung beschäftigen, als typischer Ausdruck für das Mißverstehen Herderscher Formeln durch den aufklärerischen Kreis. Für Nicolais eigene Stellungnahme zu altdeutscher Art und Kunst, die schon in seinen Kontroversen mit Gerstenberg und Herder beleuchtet wurde, hier nur noch zwei Zeugnisse. Er könne nicht einsehen, sagt er in einer Rezension[2], wie das »Schönbartlaufen«, die »vermummten Aufzüge des Nürnbergischen Pöbels (!)« die Gegenwart interessieren könne; »es ist nicht abzusehen, was die Bekanntmachung einer ausführlichen Nachricht davon, dem deutschen Vaterlande für sonderlichen Nutzen schaffen kann.« Gottscheds »Nöthiger Vorrath«, den er in der

[1] Anhang z. 7. 12. Band der Allg. Dtsch. Bibl. S. 1169ff.
[2] Allg. Dtsch. Bibl. III, 1, S. 264.

Bibliothek der schönen Wissenschaften (III, 1, 85 ff.) mit ironischen Anmerkungen bespricht, wird von ihm nur als untauglicher Versuch aufgefaßt, Bouhours bekanntes Schmähwort zu widerlegen; das altdeutsche Theater könne eher das Gegenteil bewirken; bei Gottscheds Charakterisierung Hans Rosenplüts als des »deutschen Thespis« entfährt ihm der Stoßseufzer: »wie weit glücklicher wäre Deutschland, wenn es einen deutschen Sophokles oder Euripides nennen könnte«. Daß er auf dem Gebiete der bildenden Kunst, wo er in Winckelmann seinen Lehrer gefunden, altdeutscher Art und Kunstübung womöglich noch verständnisloser gegenüberstand, ist leicht zu erschließen; und der Goethesche Aufsatz war am wenigsten geeignet, in ihm Verständnis zu erwecken. Ihn wegen dieses mangelnden Verständnisses schelten zu wollen, wäre unbillig; wir haben, so wenig uns seine Art, die altdeutsche Kunst lediglich von seinem Fortschrittsbewußtsein aus zu beurteilen, auch behagen mag, diese Tatsache als Ausdruck einer Weltansicht zu nehmen, die nicht minder fest und umfassend begründet war, als die mit jener Bewegung einsetzende; doch wird uns diese Polarität noch an anderer Stelle deutlicher entgegentreten. — Ein wenig später äußerte er sich zu Höpfner[1] über die Frankfurter Gelehrten Anzeigen: er lese sie mit vielem Vergnügen und zähle sie zu den besten deutschen Zeitungen, doch wünsche er, daß die »Schreibart nicht so geziert und dunkel wäre«, und daß man gegen »verdiente Männer« nicht »aus allzufeiner Kritik unbillig wäre« — und die Rezension, die er als Beleg für seine Behauptung anführt, ist unzweifelhaft von Goethe[2], was Nicolai freilich kaum bekannt geworden ist. Mit vollem Bewußtsein der Goetheschen Autorschaft trat Nicolai aber dem »Götz von Berlichingen« entgegen. Höpfner hatte ihn Nicolai

[1] Randbemerkung zu dessen Brief vom 25. VIII. 72 NN. u. Goethe-Jahrb. VIII, 125.
[2] Es ist die Rezension von Geßners Idyllen; vgl. Max Morris, »Goethes und Herders Anteil an den Frankfurter Gel. Anz. . .« 2. Aufl., Stuttgart 1912, S. 136. Wenn Morris hier übrigens bei seinem Nachweis, daß die andere in dieser Nicolaischen Anmerkung genannte Rezension (von Beckers »Responsis«) eine Goethe-Höpfnersche Mischrezension sei, sagt, Goethes Name sei Nicolai damals noch durch kein Druckerzeugnis bekannt gewesen, so berichtigt sich dieser Irrtum nach dem Datum des oben erwähnten Briefes von Merck an Nicolai (vom 2. IV. 72). Petersen hatte übrigens schon kurz vorher in s. Brief vom 1. XII. 72 NN. Goethe als Verfasser des Aufsatzes genannt.

begeistert gerühmt: »Den Götz von Berlichingen haben Sie doch schon gelesen. Ich wünschte, daß Sie den Verfasser persönlich kennten, ein Mensch, der bei seinem wahren Genius der beste, gutherzigste, liebenswürdigste Sterbliche ist. Auf seine und Mercks Freundschaft bin ich stolz[1].« Aber zu der Mitteilung Mercks[2], »Goethe arbeitet an vielerlei dramatischem Wesen«, setzt Nicolai am Rande ein »Un« hinzu, und in dem Brief, in dem er Gebler über die erste Berliner Götz-Aufführung berichtet[3], äußert er sich unwillig über den Triumph dieses »Unwesens«: »Götz von Berl. ist allerdings in Berlin mit großem Zulaufe aufgeführt worden, vielleicht hatten die Kleider und Harnische, ganz neu und im vollkommenen Costüme gemacht, an diesem Beifalle eben so viel Anteil als etwas anders ... das Sonderbarste ist, daß selbst Prinzessinnen und Hofleute, die durchaus französisch sind, den Götz besucht haben ... Das Berlinische Publikum ist, wie fast alle Publika der Welt, ein vielköpfiges Ungeheuer, davon sich einige Köpfe mit den feinsten Säften der besten Pflanzen nähren, die meisten aber Distel und Stroh fressen.« Die spätere Eschenburgsche Rezension[4] hat dem Götz sogar, wegen des häufigen Szenenwechsels wie aus inneren Gründen, die Eignung fürs Theater völlig abgesprochen, wofür sie freilich der allgemeinen Begeisterung durch den kahlen Lobspruch Rechnung trug, die deutsche Nation könne auf dieses Werk stolz sein; der für den aufklärerischen Kreis in der Folge fruchtbarste Gedanke dieser Rezension, der freilich nicht Eschenburgs geistiges Eigentum ist, mochte in der Festellung liegen, daß Goethe mit den mechanischen auch die »essentiellen« Regeln »fortgeworfen« habe. Er hätte Nicolai zur Zurückweisung einer Äußerung Deinets[5] dienen können, mit der

[1] 24. II. 73, jetzt gedr. Grenzboten 1911, S. 588.
[2] 28. VI. 74 = Wagner III, 101.
[3] 8. X. 74 (Werner S. 60); die Aufführung (vgl. darüber Goethe-Jahrbuch II, 96ff.) fand bereits am 21. IV. 74 statt. Dieser Bericht Nicolais stimmt ganz mit dem überein, was Lessing über die Aufführung an s. Bruder Karl schreibt: »Daß Götz großen Beifall in Berlin gefunden, ist, fürchte ich, weder zur Ehre des Verfassers noch zur Ehre Berlins. Meil (der die Kostüme entworfen hatte) hat ohne Zweifel den größten Teil daran. Denn eine Stadt, die kahlen Tönen nachläuft, kann auch hübschen Kleidern nachlaufen.«
[4] Allg. Dtsch. Bibliothek 27, 2, 361 ff.
[5] An Nicolai 20. XII. 73 NN.

dieser den Gegensatz zwischen dem neologischen Eifer der Allgemeinen Deutschen Bibliothek im theologischen, und ihrem fast orthodoxen im ästhetischen Fach traf: »Die Lehrbücher der Religion werden ja über einen andern Leisten geschlagen, warum sollte sich das Aristoteles nicht müssen gefallen lassen. Man lasse die Köpfe ausbrausen. Zuletzt bleiben doch die alten die Gewährsmänner. Jetzt heißt es, schicke dich in die Zeit.« Der Verleger der Allgemeinen Deutschen Bibliothek hätte freilich seinen Charakter verleugnen müssen, hätte er sich dieses laissez aller des Verlegers der Frankfurter Gelehrten Anzeigen zu eigen gemacht. Er hatte bald Gelegenheit, seine Charakterstärke zu erweisen.

»Wollten Sie wohl zwei Possenspiele von Goethe verlegen?« fragt ihn Höpfner an[1]. »Es sind keine persönliche Satiren darin. Göthes Nahme ist statt alles Lobes. Ein Freund von G.[2], der bey uns studiert, besitzt das Mspt. als ein Geschenk des Verfassers. Seine Umstände nöthigen ihn so gut er kann damit zu wuchern . . . das ganze wird 5—6 Bogen[3] stark. Die Farce Götter Helden Wieland wird Sie delektirt haben . . .« Und bald darauf[4] wiederholt Höpfner sein Vermittlungsangebot: »Die Goethischen Manuskripte wachsen wie ein Schneeball. Ich habe wieder ein kleines Drama und einen Prolog, zusammen drei Bogen von ihm erhalten. Schreiben Sie mir doch mit nächster Post ob Sie Verleger seyn wollen . . .« Nicolai hat abgelehnt[5]: er möchte »nicht gern an solch persönlichen Satiren auf irgend eine Art Theil nehmen.« Um diese Ablehnung aber recht zu würdigen, muß man wissen, daß er diese Goethesche Farcen sehr geschätzt und, nachdem er Goethes Possen-Manier in »Götter Helden und Wieland« kennen gelernt hat, den »Prolog zu den neuesten Offenbarungen Gottes . . .« sofort als Goethisch erkennt. Zu Höpfners Frage[6]: »Haben Sie den Prolog . . . schon gelesen? Er ist — meines Geschmacks, meisterhaft«, setzt Nicolai am Rande: »Meines Erachtens auch!«, und wiederholt sein Urteil in seinem Antwort-

[1] Nicolais Empfangsnotiz vom 17. VI. 74 NN., vgl. R. Hering, Fr. J. Höpfners Beziehungen . . . Jahrbuch d. Fr. Dtsch. Hochst. 1911.
[2] Klinger.
[3] »10—12« durchstrichen.
[4] 14. VII. 74. NN.
[5] An Höpfner 26. VII. 74 = Wagner III, S. 101.
[6] An Nicolai NN.; Empfangsnotiz Nicolais vom 14. III. 74.

brief[1]: »Der Prolog zu Bahrdts Offenbar. hat meinen Beifall auch. Niemand als Goethe kann der Verf. seyn. Ich hoffe D. Bahrdt wird doch Spaß verstehen.« Wenn jene Anekdote, die Nicolai später erzählt hat[2], — daß Lessing nach dem Erscheinen von »Götter Helden und Wieland« Goethe habe »in seiner bekannten Manier zergliedern« wollen, wie er es mit Klotz getan, von Nicolai aber zurückgehalten worden sei, — nicht völlig Nicolaische Erfindung ist, so mochte Nicolai weniger durch die Erwägung, die er später geltend macht — daß Wieland dem jungen Goethe gegenüber keiner Verteidigung bedurft hätte — als vielmehr durch seine ursprüngliche, starke Freude an dem reizvollen, lustigen Spiel des Witzes bestimmt worden sein, sich der Goetheschen Posse bei Lessing anzunehmen. War auch der Goethesche Witz, die derbe Laune dieser Stücke anderer Prägung als der Hamannsche: er war so willkommen wie dieser einst den Literaturbriefstellern und wie speziell Nicolai alles willkommen war, was an Werken des Witzes sich durch bunte, skurrile Einfälle, originale Fülle und souveräne Heiterkeit auszeichnete, wie ihm Lichtenbergs Schriften und Briefe eine unerschöpfliche Quelle des Genusses waren, wie er Justus Mösers »Harlekin oder die Verteidigung des Grotesk-Komischen« lebhaft applaudierte[3]. Und hier, wo Resewitz Bahrdts »Neueste Offenbarungen« im ganzen preisgegeben hatte[4], fiel es ihm leicht, mitzulachen. Die spätere Nicolaische Rezension[5] dreier Goethescher Farcen erhebt allerdings den drohen-

[1] An Höpfner 29. III. 74, Hs. i. Fr. Dtsch. Hochstift Frankfurt.

[2] In s. »Anhang zu Schillers Musenalmanach« S. 158 ff.

[3] Nicolais (mit Th. Abbt gemeinsam verfaßte) Rezension im 204. 5. Literaturbrief, und Nicolai Reisebeschreibung II, 612.

[4] Allg. Dtsch. Bibliothek XXII, 104 u. Anhang z. 13. 24. Bd. S. 5 (daß die Rezension von ihm stammt, bezeugt Resewitz in s. ungedr. Brief an Nicolai vom 29. XII. 73 NN.) Es ist aber bezeichnend, daß Resewitz nur das Allzubedenkenlose und Eilfertige, wissenschaftlich nicht Haltbare der Bahrdtschen Übersetzung heftig tadelte, dagegen das, was Herder und Goethe eigentlich ablehnten, die Entkleidung vom jüdischen und hellenistischen Gewand, im Prinzip bejahte. — Übrigens blieben spätere Versuche Bahrdts, mit Nicolai Verbindung anzuknüpfen (Briefe Bahrdts an Nicolai vom 1. VII. 79 und 1. VI. 78 NN.; der letztere trägt Nicolais Notiz »nicht beantwortet«), erfolglos. Zu der Resewitzschen Rezension vgl. Höpfner an Nic. 14. VII. 74 NN.: »Bahrdt glaubt, Sie hätten es veranstaltet, daß seine Neuste Off. nicht mehr gelobt worden. Vermuthlich glaubt er, Sie seien über seine theolog. Bibl. jaloux.«

[5] »Götter, Helden u. Wieland«, den »Prolog« und das »Neueröffnete moralisch-

den Finger gegen Goethes Ton; doch läßt sich leicht erkennen, daß sich die Mahnung dagegen richtet, daß Goethe daraus eine Manier mache, den Possenton unterschiedslos anstimme. »Wo kein Landfriede ist, unds Faustrecht gilt« – sagt Nicolai dort dem Dichter des Götz ... »da kann zwar ein starker Kerl viel treuherziger zuschlagen, als wenn auf den ersten Schlag gleich die Wache geholt wird; aber nach kurzer Zeit wird eben so treuherzig wieder geschlagen, und dann schlagen immer fünf oder sechs auf den einen, der ausgeschlagen hat, welcher denn zuweilen wohl eine gute Polizei herwünschen möchte«. Nicolai war aber weit entfernt, Polizei zu spielen; er lobt hier vielmehr mit vergnüglichem Schmunzeln den frischen, derben Witz; »die Schrauberei ist fein und ohne Bitterkeit« heißt's über den Prolog; nur »Götter Helden und Wieland«, das er für das schwächste Stück hält, sei Goethens, auch abgesehen von dem »plumpen« Angriff auf Wieland; in der Erfindung nicht ganz würdig, und nur das, was zur Euripideischen Alkestis gesagt werde, verrate den »guten Kopf«. »Überdies sollte man denken, der Mann, der im Stande wäre, auch bloß nur die Scene von Martin (im Götz) zu machen, schämte sich, so etwas Ungereimtes über Tugend und Moral zu sagen, wie er hier den Hercules sagen lässet.« Im ganzen ist mehr freudige, vergnügte Zustimmung als Widerspruch in dieser Rezension, die Ablehnung beschränkt sich auf einiges Formale, die Anerkennung gilt dem Grundzug der Goetheschen Possen.

Wie aber die Literaturbriefsteller sich gegen den Hamannschen Witz schwerhörig zu stellen begannen, sobald er ihnen eine unterschiedslos angewandte Manier zu werden schien, so änderte sich auch Nicolais Haltung gegen die literarischen Satiren, sobald sie eine Sache der Nachahmer wurden. Doch zu gleicher Zeit wurde Nicolai Partei in diesem Possen-Wettstreit, und ein Teil der Satiren, und zwar die beißendsten und zügellosesten wandten sich gegen ihn, den Verfasser der kleinen, seither so berüchtigten Schrift: »Freuden des jungen Werthers. Leiden und Freuden Werthers des Mannes. Voran und zuletzt ein Gespräch«, die in der Ostermesse 1775 erschien.

Wenn nun irgendwo, so bedarf das Bild Nicolais hier und in dem sich anschließenden Streit einer zutreffenden Färbung; und

polit. Puppenspiel« zeigt Nicolai – er hat seine Verfasserschaft im Brief an Merck 8. X. 75 bekannt – Allg. Dtsch. Bibliothek 26, 202 ff. (1775) an.

wiederum nicht bloß der historischen Persönlichkeit willen. Gerade hier wäre unsere Aufgabe so undankbar wie ihre Lösung zwecklos, handelte es sich nur darum, diesem Leben nachträglich mehr Fülle und Wärme zuführen zu wollen, als es selbst auswirkte. Auch hier gilt unsere Frage umfassenderen Werten, und das Ergebnis unserer Untersuchung möchte allgemeinere Einsicht vorbereiten. Dazu bedarf es freilich zunächst genauer und richtiger historischer Perspektive und einer unbefangenen Würdigung des Schriftchens, die nicht jenem Kunstwerk diese formlose Parodie gegenüberstellt, sondern den Geist, aus dem »Werthers Leiden« entsprangen und mehr noch den sie auswirkten, und den Geist, der sich dieser Auswirkung feindlich entgegenstellte.

Denn dies muß zunächst festgestellt werden: Das Kunstwerk »Werthers Leiden« hat bei Nicolai ein dankbares und gerührtes Echo geweckt, und seine Kritik des Goetheschen Werther vom ästhetischen Standpunkt kann sich mit den besten zeitgenössischen Beurteilungen messen. Nicolai hat Werthers Leiden unmittelbar nach dem Erscheinen gelesen, von Merck und Petersen[1] in dringlicher Form darauf hingewiesen; eben diese Hinweise mochten, durch ihre ein wenig sensationslüsterne Deutung auf die Leidensgeschichte des jungen Jerusalem als Urbild[2], einige Voreingenommenheit bei Nicolai erregt haben. Doch trägt sein Handexemplar eine Anzahl Randbemerkungen, die unter dem unmittelbaren Eindrück der Lektüre einige Stellen als besonders schön, wahr, tief empfunden fixierten[3]. Den tiefen Eindruck, den Werthers Leiden auf ihn gemacht hat, bezeugt er auch in zahlreichen Briefen, mit denen er die Übersendung seiner »Freuden« an gute Freunde begleitet. So schreibt er an Iselin[4], an den Baron v. Gebler[5], an Merck[6], an Lessing[7], daß er Goethes Genie schätze, »sein Werk tief empfunden« habe (an Merck),

[1] Brief Mercks v. 28. VIII. 74 und Petersens v. 6. XI. 74 = Grenzboten 1911 S. 558.
[2] Eschenburgs Briefe vom 17. XI. 72 und 1. XII. 72 (NN.) hatten sie ihm detailliert und mit warmem Mitgefühl geschildert.
[3] H. Düntzer, »Nicolais Handexemplar von Werthers Leiden« Schnorrs Archiv X, 385 ff.
[4] 17. I. 75 NN. gedr. bei Werner, Der Berliner Werther S. 3.
[5] 7. I. 75 = Werner, A. D. Josephin. Wien, S. 63.
[6] 6. V. 75 = Wagner III, S. 66.
[7] 17. I. 73 = Lachmann-Muncker 21, 52.

daß er »den Geist und das Feuer und die Wahrheit der Charaktere« der »Leiden« bewundere (an Iselin), und empfiehlt Johannes Müller, dessen er sich wie ein väterlicher Freund annehmen zu müssen glaubt, den Goetheschen Roman unbedingt zu lesen; wenn er ihn noch nicht kenne, solle er ihn sich sogleich »auf der Post senden lassen«: »seit langer Zeit werden Sie kein so herrliches Werk des Geistes gelesen haben«[1]. So erkennt er selbst, als inzwischen eine moralisch-pädagogische Kritik die erste gefühlsmäßige abgelöst hat, in dem »Gespräch« vor den »Freuden« mit warmen Worten Goethes Meisterhand im Werther: »Wer kann diesem feurigen, edlen Charakter Bewunderung und Liebe, und seinem Schicksal, zumal wenns so meisterhaft erzählt, so lebhaft dargestellt wird, seine Thränen versagen?« Und so rühmt er auch die Komposition des Romans: »Der Autor hat mit seltener Kenntnis alle Züge dieses schwärmerischen Charakters so zusammengesetzt, mit bewunderungswürdiger Feinheit alle Begebenheiten, auch die kleinsten, so eingeleitet, daß die schreckliche Katastrophe natürlich erfolgt . . .[2]« Auch die lyrisch-elegische Stimmung, in die der ganze Roman getaucht ist, hebt er dort nachempfindend hervor. »Meinst nicht,« fragt Martin, der Nicolais Meinungen ausspricht, »daß sich mir das Blut im innersten Herzen bewegt hat, als ich las, wie Werther neben Alberten ging, ‚pflückte Blumen am Wege, fügte sie sehr sorgfältig in einen Strauß und — warf sie in den vorüberfließenden Strom, und sah ihnen nach, wie sie leise herunterwallten'«. Nur an zwei Punkten erhebt seine ästhetische Kritik Einwände: Lottens Charakter scheint ihm nicht naturwahr, oder, was für ihn damit gleichbedeutend ist, brüchig zu sein. In den ersten Worten Alberts in den »Freuden Werthers des Mannes« kommt dieser Einwand zum Ausdruck. Lotte, als »gutes Landmädchen«, »lustig und fromm«, »die frohen Muts tanzen, aber auch den Kindern Brot schneiden konnte«, die »häusliches Leben herzlich liebte, ob sie gleich wußte, daß's kein Paradies, aber doch im Ganzen eine Quelle unsäglicher Glückseligkeit ist«, durfte doch eigentlich

[1] 16. X. 75 a. a. O. S. 96.

[2] Zu der Stelle in Werthers letztem Brief: »Ach ich dachte nicht, daß mich der Weg hierher führen sollte«, setzte Nicolai in seinem Exemplar des Werther ein »falsch!« am Rande. Freilich ist dies ein arges Mißverstehen dieser seelischen Peripetie, — aber es beweist, wie sehr ihm der Selbstmord Werthers rein psychologisch als zwingender, natürlicher Schluß erschien

nicht auf den empfindsamen, »seine Weise viel Töne höher hinaufstimmenden«, lauter »innige Empfindung« und »starke Anspannung« fordernden Werther so bereitwillig eingehen, ja, er durfte ihr überhaupt kaum der geeignete Liebhaber scheinen; wenn Albert in den »Freuden« auf Lotte verzichtet, so dient die Erkenntnis dieser Brüchigkeit, die ihn an Lottens Wert irre macht, zur Motivierung. — Und ebenso weckt der Charakter Alberts in den Leiden Nicolais Widerspruch, um so mehr, als die durchschnittlich-populäre und zum Teil auch die literarische Meinung ihn einseitig beurteilt. Das durchschnittliche Bewußtsein, daß sich zwischen den Werther-Moritaten[1] und der bekannten Reitzensteinschen Elegie[2] fixieren läßt, faßte Albert als den Liebhaber auf, dem sein Mädchen davonlaufen möchte; ein Teil der literarischen Kritik[3] ergreift für Werther Partei gegen Albert, in besonders einseitiger Weise die Rezension in den Frankfurter Gelehrten Anzeigen[4], über die Nicolai sich zu Lavater äußert[5] und deren Ausruf: »Möcht nit Albert sein, um aller Welt Güter nicht!« Nicolai dann in seinen »Freuden« parodiert und ernsthaft bekämpft hat: Albert werde zu Unrecht so lieblos aufgefaßt, wie er im Goetheschen Werther ohne Notwendigkeit so arg im Schatten stehe. Wir erinnern uns des gereizten Briefwechsels Kestner-Goethe[6] über diesen Punkt; wieviel Nicolai von diesem Kestnerschen Protest bekannt geworden ist[7], bleibe dahingestellt. Jedenfalls war es kaum zehn Jahre später, als Goethe bei der Um-

[1] Appell, »Werther und seine Zeit«, Oldenburg 1896, S. 43ff.

[2] Zuerst Teutscher Mercur 1775, Juni, 193; vgl. auch das dort erschienene Entgegnungsgedicht, August 1775, S. 57 und Aug. Corn. Stockmann »Leiden d. jg. Wertherin«, Eisenach 1775 u. a. m.

Jetzt fast vollständig gesammelt abgedruckt bei J. W. Braun, »Goethe im Urteil seiner Zeitgenossen«, Berlin 1883, Band I.

[4] Frankf. Gel. Anz. 1774, 1. Nov. Daß Nicolai diese Rezension in den »Freuden« parodiert hat (vgl. DNL 72 S. 367, Z. 17, »Schmeißfliegen«; ferner S. 379, 13 und S. 382, 37 u. a. m.), haben schon die Neuen Hallischen Gel. Anz. 6. II. 75 bemerkt.

[5] Nicolai an Lavater 17. I. 75. NN.

[6] Brief Kestners (nur im Konzept erhalten) v. Ende Sept. oder Anfang Oktober 74 = Briefwechsel Goethe-Kestner S. 220f.

[7] Vgl. Kestner an v. Hennings vom 7. XI. 74 – Briefw. Goethe-Kestner S. 224ff., wo Kestner protestiert und aufklärt mit der Weisung »bei Mendelssohn und sonst zu äußern, daß dem Buch die Jerusalemische Geschichte hauptsächlich zu Grunde liege«; v. Hennings wird dieser Weisung sicher auch in bezug auf den Kestnerschen Protest gefolgt sein.

arbeitung von »Werthers Leiden« den Roman »noch einige Stufen höher zu schrauben« beabsichtigte, unter anderem seine »Intention, Alberten so zu stellen, daß ihn wohl der leidenschaftliche Jüngling, aber doch der Leser nicht verkennt«[1]; ja schon sehr bald nach dem Erscheinen des Werther hat Goethe — wenn das Zeugnis aus Dichtung und Wahrheit[2] hierfür Geltung haben kann — im Carlos des Clavigo, der ewigen Bösewichter müde, »den reinen Weltverstand mit wahrer Freundschaft gegen Leidenschaft, Neigung und äußere Bedrängnis wirken lassen, um auch einmal auf diese Weise eine Tragödie zu motivieren«, und so im Praktisch-Dichterischen jenen Mangel an Belichtung im Roman, wie er sich in der Stellung Alberts zeigt, überwunden. Nicolais Tadel ist eine Umschreibung dieses Mangels, nur hat er seine Empfindung stärker psychologisch als ästhetisch begründet. — Halten wir diese Kritik Nicolais neben andere zeitgenössische Werther-Kritiken, so müssen wir erkennen, daß sie eine der positivsten, überzeugendsten ist[3]: an Wärme der Nachempfindung steht sie denjenigen von Heinse (in der Iris), von Schubart und Claudius kaum nach, wenn ihr auch der — uns freilich wenig überzeugende — emphatische Ton dieser Kritiken fehlt, die doch kaum die Schönheiten, den Reichtum an dichterischem und seelischem Gehalt des Werther aufzuzeigen vermögen; das Niveau der durchschnittlichen Journalkritiken, ja, das der Wielandschen Rezension übertrifft sie bei weitem und nur die bedeutende Garvesche Rezension[4] scheint uns eine beziehungsreichere, tiefer eindringende Reflexion über den Werther darzustellen[5].

Eben diese Garvesche Rezension kann uns mit ihren weitreichenden Formulierungen dazu dienen, die Nicolaische Stellungnahme

[1] Goethe an Kestner 2. V. 83 = Weim. Ausg. Briefe 6, 157.

[2] D. u. W. XV, Weim. Ausg. 28, 347 f.

[3] Das hat schon der Rezensent der »Freuden« im Hamburg. Unpart. Korresp. vom 24. I. 75 erkannt.

[4] In Engels »Der Philosoph f. d. Welt« Leipzig 1775, 1. Teil, 2. Stück, S. 21 ff.

[5] Es sei noch darauf hingewiesen, daß Nicolai sein Urteil über den künstlerischen Wert der »Leiden« auch später aufrecht erhielt, als er allgemein als Verächter des Werther und als Goethefeind verschrien war: so zeigt er Allg. Dtsch. Bibliothek, Anh. z. 25. 36. Bd. S. 900, eine Übersetzung des Goetheschen Romans ins Französische an als »eine sehr treffliche Übersetzung des vornehmsten und fast möchte man sagen des einzigen wahren deutschen Romans« an. Vgl. auch »Vertraute Briefe« S. 115, S. 195 u. a. m.

zum Wertherproblem, nicht mehr zu Werthers Leiden als Kunstwerk, tiefer zu begründen. Daß Nicolai diese Trennung vollziehen mußte, ist uns nach unserer einleitenden Orientierung über seine Kunstanschauung und seine kritische Methode klar geworden. Mendelssohn hat diesem Dualismus einmal den zugespitzten Ausdruck verliehen: er wolle im Leben lieber der fromme Aeneas oder der strenge Cato des Addison sein als der jähzornige Achill oder der eifersüchtige Othello; aber erdichtet haben möchte er lieber die Ilias und den Othello[1]; und im neunten der »Briefe über die Empfindungen«[2] statuiert er der Schaubühne ihre eigene Sittlichkeit: im Leben sei nichts gut, das nicht auf unsere Vollkommenheit gegründet sei, auf der Schaubühne hingegen alles, was in der heftigen Leidenschaft seinen Grund hat; daher sei auch das Laster, sei auch der Selbstmord »theatralisch gut«. Das praktisch-ethische Problem unterliegt einer anderen Beurteilung als das Kunstwerk. Nur wenn man sich diesen Dualismus, diese ausdrückliche Trennung des Kunstwerks von dem — von der Zeitstimmung ja allgemein absolut genommenen — Wertherproblem vergegenwärtigt, versteht man auch Lessings vielberufene Stellungnahme zum Werther[3], die wir keineswegs unter seine »Paradoxe« rechnen[4]; er will ausdrücklich verhütet wissen, daß ein dem Werther wahlverwandter Jüngling die poetische für die moralische Schönheit nimmt. Eben diese Trennung und vorzugsweise dieser Dualismus hat, wie wir sehen werden, Goethes und seiner Freunde Zorn gegen Nicolai entfacht. Wenn aber Lessing an Eschenburg die Frage richtet: »Glauben Sie wohl, daß je ein römischer oder griechischer Jüngling sich so und darum das Leben genommenn?«, und urteilt, daß man »zu Sokrates Zeiten eine solche ἐξ ἔρωτος κατοχή (Überwältigung vom Liebesgott), welche τι τολμᾶν παρὰ τὴν φύσιν (etwas wider die Natur zu wagen) antreibt,

[1] Schriften IV, 1, 579f.

[2] Auf die Nicolai sich in s. »Abhandlg. v. Trauerspiel« wiederholt beriet.

[3] Vgl. insbesondere Lessing an Eschenburg 26. X. 74 = Lachmann-Muncker XVIII, 115 und das Fragment aus s. Nachlaß »Werther der Bessere«: Lachmann-Muncker III, 472; Lessings Voreingenommenheit gegen den Goetheschen Werther aus seiner Freundschaft für den jungen Jerusalem darf freilich nicht unterschätzt werden; vgl. Danzel-Guhrauer, »Lessing«, 2. Aufl., Berlin 1881, II, S. 361, der sich auf Weiße an Garve 4. III. 75 stützt.

[4] Wie Gervinus, Gesch. d. Dtsch. Dichtung, 4. Aufl. IV, 300, will.

nur kaum einem Mädelchen verziehen haben würde«[1], — so gilt dieser Gesichtspunkt nur für Lessing, nicht aber für diejenigen, die sich als seine Genossen empfanden[2]. Mit diesem Gedanken erhob sich der Dichter des »Philotas« auch hier weit über die Sphäre des bürgerlichen Realismus, der ihn als seinen Wortführer ansprach; diese Formulierung der Gegensätze, Schillers und Friedrich Schlegels spätere Deduktionen im Kern vorahnend, diese Gegenüberstellung von antik-heroischer und bürgerlich-christlicher, von klassischer und sentimentalischer Auffassung[3] ist von seinen vorgeblichen Genossen nicht aufgenommen worden. Aber wenn wir der gedanklichen Einstellung Mendelssohns und Lichtenbergs, Pestalozzis und Eschenburgs, Weißes, Nicolais und Garves, um nur diese zu nennen, eine äußerste Zuspitzung geben wollten, würde sie in diese Richtung weisen.

Der vornehmste Gesichtspunkt der erwähnten Garveschen Rezension, der in anderer Form auch in Nicolais Kritik des Wertherproblems wiederkehrt, gilt jedenfalls ohne Zweifel dem Sentimentalischen im Wertherproblem. Garve faßt es als Werthers »Schuld«, daß er in der Natur sein Selbst auslöscht, der Gesellschaft es entgegensetzt. Ablehnender Stolz gegen die Menschen paart sich in Werther mit liebender Hingabe an Pflanzen, Insekten, an die schweigende Natur; von der menschlichen Welt sind es vorzugsweise die Kinder, die ihn fesseln[4]; die Konzentration seiner Empfindsamkeit

[1] An Eschenburg 26. X. 74.

Nur Lichtenberg (»Von der Macht der Liebe«, Verm. Schriften ed. Lichtenberg und Kries I, 85), dessen Auffassung des Wertherproblems sich vielfach mit derjenigen Nicolais berührt, wies darauf hin, daß die Griechen die Liebe »nicht für unwiderstehlich« gehalten hätten; ihnen seien die Mädchen nicht Göttinnen gewesen, der Umgang mit ihnen kein Paradies usw. »Sie brauchten (die Frauen), die organisierten Fleischmassen zu zeugen, aus denen sie selbst nachher Helden, Weise, Dichter formten.« Aber mit spezifisch aufklärerischer Wendung: die Griechen von heute — das sei »die Gemeinde der aktiven, vernünftigen, starken Seelen, die man über die ganze Erde ausgebreitet findet«. Die prinzipielle Schärfe und Tiefe des Lessingschen Einwurfs erreicht Lichtenberg nicht, ebensowenig wie etwa Bodmer (15. VI. 75 an Schinz: Goethe-Jahrbuch 5, 192), der gleichfalls dem Werther gegenüber das antike Lebensideal geltend zu machen suchte.

Schon Gervinus a. a. O. hat der Lessingschen Briefstelle diese Deutung gegeben.

[4] Ähnliches beobachtet die Rezension in Weißes »Neuer Bibliotek d. schönen Künste u. freyen Wiss.«, Leipzig 1775, XVIII, 1, 46: Werther freue sich nicht mit

auf jeden kleinen Gegenstand hält er für ein Verdienst, und alles, was seine Aufmerksamkeit auf wichtige Objekte, auf die Probleme des gesellschaftlichen und staatlichen Lebens insbesondere ziehen könnte, sieht er als Zerstreuung, als Behinderung seines Strebens nach Vollkommenheit an. Es ist bestes aufklärerisches Gedankengut, was Garve hier vorträgt; durchaus und ausschließlich gesellschaftliche Auffassung des Menschen; die Natur als fremdes Umgebendes, das Kind — ein Glaubenssatz der aufklärerischen Pädagogik — ein Noch-Nicht-Mensch; das Streben nach Vollkommenheit, nach Ichheit überhaupt, nicht als subjektives Bedürfnis aufgefaßt, sondern objektiv, als ethisches oder soziales Pflichtgebot. Das alles findet sich in Nicolais »Freuden« wieder. Man muß beobachten, wie die Naturstimmung und -bezogenheit der Leiden in den Freuden ins Idyllische à la Geßner umgebogen wird, daß am Schluß der Freuden das Idyll steht: Werther mit Lotte auf einem Bauerngut, trotz der Benutzung von Stellen aus den Leiden mit kräftig-heiteren Farben gemalt. Nicolai hat seiner Naturauffassung und derjenigen der Leiden dort auch eine paradoxe Zuspitzung gegeben. Als der wilde Engländer durch die Wasserkünste seines phantastischen Naturgartens Werther zum Wegzug nötigt, sagt er: »Natur im Garten geht weit über die verdammte Kunst«; und Werther denkt bei sich: »'s ist doch auch Natur, wenn Wurzeln in der Erde stehen und Äpfel an den Bäumen hängen.« Die Naturauffassung der Jungen, die auf dem Gefühl ruht, wird von Nicolai hier als bloß subjektivistisch dargestellt; sie vergewaltigen die Natur, indem sie sie absolut nehmen. Nicolais Naturauffassung wird nicht vom Gefühl, sondern von der Beobachtung her bestimmt und getragen und sie nimmt Natur relativ, auf den Menschen bezogen. — Auch das übrige aufklärerische Gedankengut, das wir in der Garveschen Rezension fanden, münzt Nicolai in den Freuden, zumal in den beiden Gesprächen zwischen Hans und Martin, aus. Er sieht Werthers Katastrophe im Roman als durchaus zwingend dargestellt; aber er bemüht sich um ihre tieferen Gründe. Werther müsse zum Selbstmord getrieben werden, wenn er in den Menschen nur Fremde, ja Feinde

etwas, sondern an etwas, daher an Dingen, an der Natur, nicht mit Menschen. Vgl. Nicolais Bemerkung in seinem Handexemplar: »Wie ist der Mann gegen Kinder so warm und gegen seine Mutter so kalt« (zu Werthers Brief v. 24. März).

sehe, wenn er »immer einzeln für sich sein« und »immer außerm Geleise ziehen wolle«. »Wenn ihn Menschen haben mochten«, fragt Martin-Nicolai, »sich an ihn hängten, warum schlendert er nicht ihren Weg mit ihnen eine Strecke weiter, bloß weils Menschen, eine recht gute Art Volks, waren. Er würde viel besser mit sich gestanden haben«; nie hätte Werther, anstatt »mit belebender Kraft Welten um sich zu schaffen«[1], vergessen dürfen, daß »er selbst ein Geschöpf sei«; Werther hatte, »seit er an der Mutter Brust lag«, die Wohltaten der Gesellschaft genossen, er war ihr dagegen Pflichten schuldig. Hier sieht man die ganze Schärfe des Gegensatzes zum Sturm und Drang. Auch die Jungen durchdrang ja lebhaft das Gefühl, Geschöpf zu sein, schon als natürliches Korrelat zu dem titanenhaften Schöpfergefühl, und wir haben, in dichterischen wie in menschlichen Äußerungen, die lebhaftesten, tiefsten Bekundungen dieses Gefühls bis zum emphatischen Ausbruch über die Nichtigkeit des Geschöpfs, der eigenen Existenz; aber sie bezogen dieses Gefühl aus dem religiös-kosmischen Erleben, niemals vom Erlebnis der Gesellschaft. Welch tiefer Unterschied zu dieser Nicolaischen Position, — und nicht nur ein dynamischer, tonaler Unterschied — wenn derjenige von ihnen, bei dem das soziale und moralische Erlebnis sich am stärksten offenbarte, wenn Lenz etwa schrieb[2]: »Der Mensch ist mit freien Händen und Füßen dennoch nur ein tändelndes Kind, wenn er von dem großen Weltmeister, der die Weltuhr in seiner Hand hat, nicht auf ein Plätzchen eingestellt wird, wo er ein paar Räder neben sich in Bewegung setzen kann!« Und noch deutlicher mag eine Stelle aus Lenz' Abhandlung »Ueber die Natur unseres Geistes«[3] jenen Unterschied vergegenwärtigen: »Der Gedanke, ein Produkt der Natur zu sein, hat etwas Erschreckendes. Und doch ist er wahr. Aber mein trauerndes, angsthaftes Gefühl dabei ist ebenso wahr!« Eine zeitgenössische Kritik[4] hat denn auch nur diesen Gegenpol des titanenhaften Schöpfergefühls in »Werthers Leiden« wirkend erkannt und den Determinismus, ja Fatalismus in dem Goetheschen Roman stark hervorgehoben. Man kann ein starkes

[1] Mit Bezug auf Werthers Leiden Djg G. IV, 295, Z. 19.
[2] Lenz an Salzmann Sept. 1772 = Briefwechsel ed. Freye-Stammler I, 39.
[3] Schriften ed. Lewy IV, 329 ff.
[4] Lemgosche Auserles. Bibl. 1775, VIII, 500 ff.

Unbehagen gegen diesen Determinismus zwischen den Zeilen der Garveschen Rezension lesen, und Nicolai hat dieser Empfindung Ausdruck gegeben. Garve fragt zweifelnd, ob einmal eine Zeit kommen werde, wo die »immer gleich eingeschränkte Sinnlichkeit durch den immer gleich großen, unendlich weiten Verstand« (als dem aufklärerischen Vehikulum der moralischen Freiheit) . . »wird überwogen und dadurch die Ruhe des Geistes und Herzens festgestellt werden«; er will die Frage, ob es »der Natur des Menschen und der Dinge gemäß, d. h. erlaubt sei, sich zu ermorden«, unterschieden wissen von der Frage, wie der Mensch, der vor diesem Entschluß stehe, davon abgehalten werden kann — als der dem Wertherproblem gemäßen und wichtigen Frage; und hier antwortet er: »ohne Zweifel nur durch Verhütung der Leidenschaft selbst«. So weit ging Nicolai nicht, aber die Garvesche Frage ist auch seine Frage; auch für ihn und gerade für ihn ist, seiner ganzen Lebensauffassung nach, wie wir sie in der Einleitung zu zeichnen versuchten, das Problem des leidenden Menschen das Problem seiner Gesundung[1]. Leiden — das ist für ihn eine Verwirrung der Seelenkräfte, die Ausgleich verlangt, keine seelische Gesamtdisposition, wie sie Goethes Werther zeichnete, ein Zustand, eine Erscheinung, nicht Wesen und Sein; das Wertherproblem empfand er von hier aus untragisch, lediglich als praktisch-ethisches und soziales Problem. Es wird verständlich, wenn er an Lessing schreibt[2], die »hobbesischen Grundsätze« der »Leiden« seien ihm »anstößig«: Thomas Hobbes, der die Willensfreiheit prinzipiell geleugnet, der die mechanische Kausalität der Naturerscheinungen auf die Anthropologie über-

[1] Daß dies für Nicolai das zentrale Problem war, geht, abgesehen von den zahlreichen bezüglichen Stellen in den »Freuden«, schon aus der Entstehung der »Freuden« hervor; denn der ursprüngliche Plan, den uns Göckingk überliefert (a. a. O. S. 52), enthält einzig die Lösung dieses Problems, nicht die ganze erweiterte Polemik der »Freuden«. Daß dieser erste Plan besser gewesen, wie Minor und Appell annehmen, kann ich nicht finden, auch nicht, daß Nicolai ihn nur aufgegeben hätte, weil er mehr Zeit erfordert hätte. Wenn Appell (S. 168) übrigens bei dieser Gelegenheit meint, »der Berliner Geschäftsmann« hätte eben geglaubt, nicht länger als drei Tage auf seine Schrift verwenden zu sollen, so scheint mir diese boshafte Bemerkung ganz unangebracht bei dem Manne, der, um nur ein Beispiel zu nennen, jahrelanges diplomatisch-historisches Studium nicht scheute, um seine Beschreibung Berlins wissenschaftlich fest zu fundieren.

[2] An Lessing 17. I. 75 = Lachmann-Muncker 21, 52.

tragen, die Theorie der Moral als Mechanik der Begehrungen gelehrt, der den Egoismus als treibende Kraft des Menschen und die Gesellschaft lediglich als nützliche Form des Egoismus behauptet hatte — diesen Vertreter des Determinismus vorzugsweise hatte Nicolai in der Schule von Leibniz, Christian Wolff, Shaftesbury und Moses Mendelssohn überwunden. Die Stürmer standen nun gewiß nicht bei Hobbes[1]; aber Nicolai sah — und dies ist für Nicolais Stellung äußerst lehrreich — seine Grundsätze in Werthers Leiden verkörpert[2]. Ihre prinzipielle Widerlegung hat er freilich nicht versucht; ihn interessierte nur, wie die Folgerungen, die Werther daraus zog, verhütet werden könnten. Und hier ergibt sich eine bemerkenswerte Gegenüberstellung. Mathias Claudius meint zu diesem Punkt ironisch: »Der arme Werther ... wenn er doch eine Reise nach Paris oder Peking getan hätte! So aber wollt' er nicht weg von Feuer und Bratspieß und wendet sich so lange dran herum, bis er kaput ist«[3]. Die Polemik Nicolais aber läuft — wenn er auch in der Rezension einer der zahlreichen Wertherschriften[4], die ein Rezept zur Vermeidung des Selbstmordes gegeben hatte, spöttelt: »Das ‚Distrahieren' möchte nicht hinlänglich sein« — positiv gefaßt, doch auf solches »Distrahieren« hinaus. Werther gliche einem in hitzigem Fieber liegenden Kranken; er möchte zu ihm sprechen: »Freund! Du liegst in einer engen Stube voll fauler Dünste, öffne's Fenster, draußen ist's lieben Gottes reine Luft ..... nimm'n Chinatrank, der Fäulnis hindert und Kraft gibt.« Ein solcher Gesundheitstrank ist dem seelisch Leidenden die Freundschaft eines Stärkeren wie Alberts, der den, der sich dem Nichts gegenüber glaubt, in die Welt zurückführen konnte[5]. So konnte nur sprechen, wer das

[1] Vgl. etwa die (Goethesche) Rezension von A. v. Jochs »Belohnung u. Strafen ...« in Frankf. Gel. Anz. (DLD 7/8, 678ff.).

[2] »Frankf. Zeitgen. u. Hobbes« bemerkte er in s. Exemplar d. Werther (a. a. O. S. 389).

[3] Asmus .. S. W. d. Wandsb. Boten I, 80.

[4] Allg. Dtsch. Bibliothek XXVI, 106; es ist die Schrift von Riebe »Ueber die Leiden« usw. s. Appell S. 165ff. Daß dieser Teil der Rezension, Allg. Dtsch. Bibliothek S. 105—108, von Nicolai selbst stammt — nur die Rezension der »Leiden« und »Freuden« ist von Merck, obwohl das Ganze mit Mercks Signum Au. gezeichnet ist — bezeugt Nicolai 8. X. 75 an Merck: »Die Anzeigen, die ich Ihrer Rezension der beiden Werthers angehängt habe —«.

[5] Nicolais ‚Erfindung' in den »Freuden«, Werther an Albert gesunden zu lassen, ist wohl eine verschärfte Konsequenz aus dem Verhalten Wolmars zu St. Preux

Schicksalhafte, unter dem Werther steht, verkannte oder es doch, wie Nicolai, in »Werthers Leiden« für ein bloßes Kunstprodukt hielt: unmöglich konnte Nicolai sich auf die ‚Distraktion' in der Nouvelle Héloise berufen, auf die Weltumsegelung des St. Preux: denn dort hat St. Preux schon entsagt, zum mindesten das Selbstmordstadium überwunden. Schubart und Heinse aber, in ihren schon erwähnten Anpreisungen von »Werthers Leiden«, und Lenz in seinen (neuerdings wieder aufgefundenen) »Briefen über die Moralität der Leiden des jungen Werther« umschreiben gerade das Schicksalhafte, das über Werther schwebt, und fühlen sich davon aufs stärkste angezogen. Und jene Stelle in Lavaters Physiognomischen Fragmenten (4. Teil), wo er das Wesen des Genies stammelnd umschreibt, zeigt diese schicksalhafte Auffassung, fern von den ethischen Polen Gut und Böse, und gibt indirekt den Zusammenhang dieses Werther mit der Geniebewegung: »Genie«, heißt es dort, ist »Gegebenheit, wenn ich so sagen darf, was wohl geahnt, aber nicht gewollt und begehrt werden kann, oder was man im Augenblick des Wollens und Begehrens hat, ohne zu wissen wie, was gegeben wird, nicht von Menschen, sondern von Gott oder vom Satan«.

Daß Nicolai die Verflechtungen, die Werther zur Katastrophe führen, nicht für Schicksal hält, sondern sie zu einem bloßen Kunstgriff des Dichters auflöst, steht im Zusammenhang mit einem weiteren, durchgehenden Grundsatz seiner Polemik. Was Mendelssohn dem Dichter der »Nouvelle Héloise« vorgeworfen hatte, daß seine »Kenntnis des menschlichen Herzens mehr spekulativisch als pragmatisch« sei[1], wird von Nicolai gegen Goethe, mehr noch

(in Rousseaus Nouvelle Héloise); er hat jedenfalls seinem Albert alle Züge Wolmars zu geben versucht. Auch die zitierte Stelle vom Chinatrank ist Worten des St. Preux (an Sir Bomston) nachgebildet; St. Preux braucht sie freilich in entgegengesetztem Sinn als Argument.

[1] Schon Fritz Jacobi hat bei Gelegenheit der Wertherkritiken auf diese Mendelssohnsche Rousseau-Kritik (im 166. 71. Literaturbrief) hingewiesen. Als die Jacobis mit Heinse den Werther lesen, gedenkt Fritz Jacobi der zu erwartenden Kritiken; er möchte »rasend werden« bei dem Gedanken, daß »ein Schurke von Rezensenten den Werther auf das theatrum anatomicum stellen könnte«. Heinse meint, es gäbe »doch noch menschliches Gefühl und Scham in der Welt, niemand werde sich das ankommen lassen«. Worauf Fritz Jacobi: »Erinnern Sie sich nur der Berliner Literaturbriefe über Rousseaus Julie, und das war doch auch ein Buch. — Heinse stutzte« (nach Fritz Jacobis Brief an Goethe vom

gegen die Wertherschwärmer angewandt und in den Freuden weitläufig umschrieben. Nicolais Meinung ist, daß das Leben der Wirklichkeit nicht solche Gegensätze kenne, wie Werther und den diplomatischen Grafen, wie Werther und Albert bei Goethe. Es mußte seine Meinung bestärken, wenn Höpfner ihn glaubwürdig versicherte[1], daß »die Buffin« im Gegensatz zur Wertherschen Lotte »ein simples Mädchen« sei, das »natürlichen Verstand hatte«, und aus der Goethe zu Unrecht eine »stolze, affektierende Enthousiastin« gemacht habe. Und das Leiden Werthers! Können Menschen der Wirklichkeit darum und so leiden wie Werther? Und werden sie seine Folgerung ziehen können? »Ich glaube«, schreibt Lichtenberg[2], »der Geruch eines Pfannkuchens ist ein stärkerer Beweggrund in der Welt zu bleiben, als die mächtig gemeinten Schlüsse des jungen Werthers sind, aus derselben zu gehen.« Solche Kaltschnäuzigkeit brachte Nicolai nicht auf, wenigstens noch nicht zu dieser Zeit. Er hat, wie er später rückschauend feststellt[3], nur zeigen wollen, daß, selbst wenn Werthers Wünsche erfüllt würden, das Leben ihm noch Hartes und Widriges genug bescheren würde, und daß eine Natur wie die seine eben stets unglücklich sein werde. Er hält die Überwindung einer Leidenschaft für leichter, als das Ertragen »bürgerlicher, unvermeidlicher Verhältnisse« — worin ihm Garve beipflichtet[4] — wiederum das Gesellschaftliche gegen das Individuell-

21. X. 74). Der Zusammenhang auch in Mercks »Pätus u. Arria« — Nicolai rezensiert diese Farce Allg. Dtsch. Bibliothek 26, 208 und zitiert die auf Nicolai und Mendelssohn bezüglichen Verse — hervorgehoben. Zwei Schulknaben disputieren darin über das moralische Thema:

»Die zeigten durch den Mendelssohn — Daß man im Unglück sich so ließ
Und die Empfindungsbriefe, — Durch Sinnlichkeiten rühren,
Daß aller Selbstmord in der Welt — Die höh'ren Seelenkräfte nicht
Am Ende dahin liefe: — Das Ruder ließe führen« usw.

[1] An Nicolai 27. IX. 75 (jetzt gedr. Grenzboten 1911, 560) vermutlich auf Nicolais Anfrage. Man beachte, daß auch Kestner in dem oben erwähnten Brief an v. Hennings sagte, daß die Charaktere im Werther zwar »wahr« wären, »aber nicht in dem Maße, daß der tragische Erfolg daraus fließen könne«. Dies sollte v. Hennings »bei Mendelssohn und sonst« verbreiten.

[2] An Dieterich 1. V. 75 = Lichtenbergs Briefe ed. Leitzmann und Schüddekopf I, 227.

[3] Göckingk S. 55.

[4] Garve an Nicolai 5. II. 75. — Zu allen diesen Äußerungen Nicolais: Parallelen in Lichtenbergs »Von der Macht der Liebe«, Verm. Schriften I, 82 ff.

Schicksalsmäßige, das soziale gegen das methaphysische Leiden ausspielend. Wie die Kenntnis des objektiven Lebens streitet Nicolai, wiederum weniger dem Dichter von Werthers Leiden, als den zahlreichen kritiklosen Wertherschwärmern, jenen, die Werthers Tragödie unter dem Eindruck des Romans nachzuspielen sich vermaßen[1], den Jünglingen, die damit kokettierten, die Kenntnis und richtige Einschätzung ihrer Subjektivität ab; er erkennt in ihrer Selbstüberschätzung eine Komponente ihres anarchischen, asozialen Individualismus. »Plaudert da viel von Kraft und Stetigkeit«, ruft er ihnen zu, »und seid arme lässige herumtrollende Flittchen. Habt 'n weidlich Geschwätz, von Einschränkung und Modelung ... und doch gäbt ihr nicht 'n Polsterchen von eurem Sorgenstuhle, noch 'n Schleifchen von eurem Haarbeutel weg, daß 's anders würde. Euch Püppchen würd's auch frommen, wenn's Faustrecht gälte, müßt't ja aus'm Lande laufen. Daß ihr Springinsfelde Werther würdet, damit hat's nicht Not, dazu habt 'rn Zeug nicht!« Er glaubt ihnen ihre Kraftgeste ebensowenig wie ihre Gefühlsbetontheit; er zweifelt, daß sie sich in einer Liebe ganz vergessen könnten und möchte ihren Individualismus von dieser Seite als Eitelkeit und Egoismus erkennen. Er möchte ihn aber auch an seinen praktischen Folgerungen widerlegen; die Figur des wilden Engländers in den »Freuden« sollte dazu dienen. Der Engländer legt sich auf seinem Grundstück neben Werthers bescheidenem Nutzgärtchen »wunderbare und schreckliche Gärten« an, und baut einen »orientalischen Garten«; »hätt' er bei Dzzidda gewohnt, würd' er ein Versailles angelegt haben.« Als Werthers Gärten durch die Wasserkünste des Engländers überschwemmt werden, erkennt er: »Der Kerl ist traun 'n Genie, aber ich merk's wohl, ein Genie ist ein schlechter Nachbar.« Gelte das Faustrecht, schreibt er an Höpfner[2], so gelte nicht nur ausschlagen, sondern auch wiederschlagen. »Ich gestehe, ich bedaure die Leute herzlich, die so viel von Kraft und Selbständigkeit plaudern und bei dem geringsten Widerspruch aus der Haut fahren wollen. Bei ihnen müssen beständig ihre Prinzipien mit

[1] Einen solchen Fall, wo »eine sonst verständige, aber etwas hysterische Person« sich nach der Lektüre von Werthers Leiden das Leben genommen habe, berichtet Nicolai an Iselin (17. I. 75 gedr. b. Werner, Der Berliner Werther S. 3).

[2] An Höpfner 13. IV. 75. Hs. im Fr. Dtsch. Hochstift Frankfurt.

ihrem bürgerlichen Leben in Collision kommen und sie unmutig machen[1].«

So verschob sich, als Folge der durchaus moralischen und sozialen Auffassung des Wertherproblems im Goetheschen Roman, auch die Richtung der Polemik gegen das absolut genommene Wertherproblem. »Dein Held mag Werther sein,« sagt Martin-Nicolai im »Gespräch« vor den »Freuden«, — »mein Held ist der Autor«; schärfer konnte Nicolai nicht ausdrücken, daß seine Polemik nicht eigentlich den Charakter des Goetheschen Romans treffen wollte, sondern den absolut genommenen Werther als Glied der bürgerlichen Gesellschaft; und hier war eben, wie Nicolai, den Erlebnisanteil Goethes am Werther wohl ahnend[2], begriff, Goethe von wesentlich anderer Faktur als Werther. Nicolai hat nicht etwa erst, als er wegen seiner »Freuden« angegriffen wurde, sondern schon in den Briefen, mit denen er die Übersendung seiner »Freuden« an Freunde begleitete[3], sich dagegen verwahrt, den Genius verkannt, gegen sein Werk gefrevelt zu haben, und wir müssen ihm wohl glauben, daß dies seine echte Überzeugung gewesen ist, die er denn auch bis in sein Alter vertreten hat. An Merck schreibt er[4], er habe mit den »Freuden« nicht Goethe angegriffen, sondern »einen Haufen Leser mancherlei Art, die aus Stellen im Werther, die Goethe im Charakter des schwärmerischen Werthers geschrieben hatte, Axiomen und Lebensregeln machen wollten . . .« »Ich habe überdies seinen Talenten, zwar nicht in dem kindischen Trompetenton, in welchem ihn die Zeitungsschreiber ausposaunen, aber in dem Ton eines vernünftigen Mannes, der sein Genie schätzt und sein Werk tief empfunden hat, Gerechtigkeit widerfahren lassen.« Und diesen Stand-

[1] Dies war denn auch das eigentliche Thema seiner späteren Romane »Sempronius Gundibert« und »Geschichte eines dicken Mannes«, und auch in den »Vertrauten Briefen« spielt es, gegen die »romantischen Genies« gewandt, eine große Rolle. Der Bezug auf den Werther tritt überall deutlich hervor (vgl. z. B. Vertr. Briefe S. 115, 122, 195), natürlich auch im Anh. z. Schillers Musenalmanach a. m. O. Dicker Mann I, 7, 71.

[2] Etwas später klärte ihn Höpfner in s. Brief vom 27. IX. 75 (gedr. Grenzboten 1911, S. 560) hierüber ausdrücklich auf.

[3] An Gebler 7. oder 17. I. 75 = R. M. Werner, A. d. Josephin. Wien S. 63; an Lessing 17. I. 75 = Lachmann-Muncker 21, 52; an Lavater 17. I. 75 NN.; an Iselin 17. I. 75 = Werner, Der Berliner Werther S. 3.

[4] 6. V. 75 = Wagner I, S. 65 ff.

punkt hat er auch bei zahlreichen anderen Gelegenheiten vertreten[1]. Die gesamte Journalkritik[2] – mit Ausnahme des Pastors Goeze[3] – Wieland, Justus Möser, Campe, Semler, Geßner, Höpfner, Boie[4], um nur diese zu nennen, haben diese Nicolaische Absicht anerkannt und lobend unterstrichen; und Merck hat in seiner Rezension von Wer-

[1] Hier seien nur erwähnt: Nicolai an J. G. Zimmermann 15. IV. 75 = Ed. Bodemann, Joh. G. Zimmermann S. 303 ff.; und Nicolais ausführliche Bemerkung auf dem Brief Marcards aus Oldenburg vom 10. XI. 75, der ihm das Manuskript einer Anti-Wertherschrift geschickt hatte; Nicolai findet sie nicht ernsthaft, nicht treffend genug; und zudem zu persönlich gegen Goethe, dabei hält er den Standpunkt seiner »Freuden« entgegen.

[2] Hamburg. Unpart. Korresp. 1775, 24. I.: Frankfurter Gel. Anz. 1775, 3. III; Neue Hall. Gel. Zeitungen 1775, 6. II.; Berlin. Nachrichten v. Staats- u. Gel. Sachen 1775, 2. II; Gothaische Gel. Zeitungen 1775, 1. II.; Greifswalder Neueste Krit. Nachrichten 20. V. 75; Schirachs Magazin Halle 1775, 4. Bd., 1. Teil, S. 61 ff.; Lemgosche Auserles. Bibl. 1775, VIII, 500. Sie alle heben hervor, die »Freuden« wären kein Pasquill, sondern eine Anweisung für Unmündige, den Werther zu lesen; Nicolai habe sich die civica corona verdient; Nicolai habe die Schönheiten des Goetheschen Werkes tief empfunden und zur Darstellung gebracht; der Goethesche Roman sei nicht parodiert, sondern nur weiter gesponnen, wie man weiter denkt, wenn man wachend träumt. Die beiden zuletzt genannten Stimmen sind mit der Erfindung in den »Freuden« nicht ganz einverstanden – doch ist dies für unsere Frage gleichgültig, um so mehr als sie sich dem allgemeinen Lob anschlossen.

[3] Goeze (Hamburger Nachrichten 1775, 4. IV.) ist sich nicht ganz klar darüber, ob Nicolai für oder gegen Werthers Leiden schreibt; wären die Freuden »Ironie«, so gehöre ein Schlüssel dazu, den er nicht habe, wären sie »ernst«, so sei die Schreibart läppisch. Im ganzen wittert er in den »Freuden« ein Gift ähnlich dem der »Leiden«.

[4] Wieland i. Teutschen Mercur, 1775, März: man müsse gegen Nicolai sehr eingenommen sein, wenn man seine wahre Absicht verkenne; die »Freuden« eine Satire auf gewisse Leser, nicht auf das bewunderte Goethesche Werk; »ein Wort geredet zu rechter Zeit«. – Justus Möser an Nicolai 20. II. 75 und 10. XII. 75 = Werke ed. Abeken X, 156 f.; Campe an Nicolai 4. II. 75 und 5. VI. 75 NN.; Semler 4. II. 75 NN.; Geßner 2. II. 75 NN.; Höpfner 24. III. 75; Boie 20. X. 75 NN. Zu diesem Boieschen Brief an Nicolai vgl. aber Boie an Merck 10. IV. 75 = Wagner I, S. 62 ff.: »Nicolai hatt es schon mehr verdient (wegen der »Freuden«) unsacht angefaßt zu werden. Warum mischt sich der Mann in alles was ihn nicht angeht« usw. Wenn übrigens K. Weinhold (»Chr. H. Boie«, Halle 1868, S. 165) es merkwürdig findet, »daß Boie die wunderlichen Wendungen der Freuden für komische Laune gehalten zu haben scheint«, und zur Entschuldigung Boies anführt, er sei aus Freundschaft für Kestners gegen den Wertherdichter verstimmt gewesen, so ist diese »Entschuldigung« wohl ebenso wenig stichhaltig wie überhaupt notwendig: Witz und Laune lassen sich dem Nicolaischen Schriftchen nun gewiß nicht absprechen.

thers Leiden und Werthers Freuden[1] wiederholen können, was Nicolai ihm als seine Absicht bei den »Freuden« mitgeteilt hatte. Wirft man Nicolai vor, daß er — gleichviel was seine Absicht war — schon durch die Tatsache und den Ton der »Freuden« gefrevelt hatte, so durfte er sich auf die Erfahrungen berufen, die er mit seinem »Sebaldus Nothanker« machte, dem Jung Stilling ja auch eine moralische Kritik in Gestalt eines Pamphlets entgegenstellte[2]; und der junge Goethe hatte mit seiner Farce bei Gelegenheit der Wielandschen »Alceste« recht eigentlich den Ton angegeben. Lenz schreibt an Lavater[3] über seine gegen Wieland gerichteten »Wolken«, das »Gegengift« gegen Wieland habe ihm »längst auf dem Herzen gelegen, — geradezu läßt das Publikum seiner Sinnesart, seinem Geschmack nicht gern widersprechen, man muß einen Vorwand, eine Leidenschaft brauchen, sonst nimmt es nimmer Anteil.« Den Ausdruck dieser Leidenschaft fanden die Jungen — Goethe hat im 13. und 14. Buch von Dichtung und Wahrheit die psychologischen wie die zeitbedingten tieferen Gründe für dieses Formprinzip angegeben — in der dramatischen Farce. Nicolai entschied sich mit Mendelssohn[4], daß gegen schädliche Schwärmerei nicht vernunftmäßige Widerlegung, sondern Satire anzuwenden sei; und die Form seiner Satire ist, mit den durch den Stoff gebotenen Modifikationen, wie die des Lichtenbergschen »Parakletor« oder »Timorus«, von Swift und der französischen Satire des 17. und 18. Jahrhunderts her genährt; die Karrikatur dient der Erkenntnis, wie der Witz im weiteren Sinn das beliebteste vehiculum der Aufklärung, und das Epigramm ihr charakteristisches Merkmal sind. Nicolai hat, wie er an Iselin schreibt, den Jungen das Wertherproblem »aus einem andern Augenpunkte« zeigen wol-

[1] Allg. Dtsch. Bibliothek XXVI, 1, S. 105 ff., jetzt abgedr. in Joh. H. Mercks Schriften und Briefwechsel ed. K. Wolff, Bd. I, Leipzig 1909.

[2] Nicolai glaubte übrigens, daß Goethe Jung Stilling »zur Herausgabe des erbärmlichen Dinges ‚die Schleuder' — aufgemuntert und ihm seinen Schutz versprochen habe, als Jung aus Furcht einige Schimpfworte habe entfernen wollen. Risum teneatis«. (Nicolai an Merck 28. XII. 75 = Wagner I, S. 80). Vgl. oben S. 150, Anm. 2.

[3] Sept. 1775 = Briefwechsel ed. Freye-Stammler I, 127.

[4] Vgl. L. Goldstein a. a. O. S. 10; vgl. hierzu, daß, wie Nicolai 17. I. 75 Lessing mitteilt, die »Freuden« ohne Anraten Mendelssohns nicht erschienen wären. Weshalb Fr. Braitmaier, »Gesch. d. poet. Theorie u. Kritik« II, 140, Mendelssohns Einverständnis bezweifelt, und worauf er seinen Zweifel gründet, ist mir nicht erfindlich.

len[1]; so mußte seine Ausdrucksform die parodierende Satire sein.

Es war nun freilich nicht die Form des Schriftchens, die den Nicolai ganz unerwartet kommenden Widerstand der Jungen erregt hat. Ihr entrüsteter Widerspruch und ihr höhnisches Gelächter bezog sich auf den Standpunkt Nicolais, der Kunstwerk und Leben trennte, und auf die lediglich moralische und soziale Auffassung des Wertherproblems. Betrachten wir zunächst die Wirkung der »Freuden« auf Goethe, so kann hieran kein Zweifel sein.

Die bekannten Äußerungen Goethes gegen die »Freuden« bis zu den »Xenien« hin – besonders den »alten Reim«[2], die Äußerung zu Auguste Stollberg[3], die Anekdote »Nicolai auf Werthers Grabe«[4] und den von Goethe bei der Abfassung von »Dichtung und Wahrheit« verloren geglaubten satirischen Prosadialog zwischen Werther und Lotte[5] – hat man öfter zusammengestellt, als dargestellt,

[1] 17. I. 75.

[2] D. u. W. XIII, Weim. Ausg. 28, 231; vgl. jetzt über den »alten Reim«: Zeitschrift f. d. dtsch. Unterr. XXXIII, 9 (F. Seiler).

[3] 7/10. III. 75, Morris Djg. G. V, 16.

[4] Morris Djg G. V, 32.

[5] Dieses zuerst von Zoeppritz, Aus Friedr. H. Jacobis Nachlaß I, 272 veröffentlichte Stück – jetzt Djg G. V, 36 ff. – scheint später Nicolai zu Gesicht gekommen zu sein. Boies Brief an Nicolai vom 10. IX. 1787 NN. enthielt zwei Einlagen: eine davon, ein Lied von Voß, ist dem Brief beigeheftet und liegt in Nicolais Nachlaß; die andere muß Nicolai zurückgesandt haben. Nicolais Antwortbrief ist verloren gegangen; er wird seine Randbemerkung darin verwertet haben: »Das Ding ist gar fade, u. wie Madame Mendelssohn«. Boie antwortet (14. I. 88NN.): »Göthens Stück, daß Sie mir wieder zurückgeschickt haben, ist nichts als ein unverdauter Einfall im ersten Augenblick des Verdrusses über die mißverstandenen Leiden und Freuden niedergeschrieben, und ich habe ihm einen Dienst getan, daß ich es nicht drucken ließ, wie, ich weiß nicht mehr, ob er selbst oder einer seiner Freunde es mir zu dem Ende zugeschickt. Ich ließ damals der Kuriosität wegen eine Abschrift davon nehmen und schickte das Original zurück, das wahrscheinlich längst vernichtet ist ... Was die Anekdote wegen Madame Mendelssohn sagen soll, weiß ich nicht. Vermutlich wie Sie meinen, eine der elenden herumgetragenen Anekdoten, deren so manche umherlaufen, u. die oft mehr Schaden tun als man denken.« (Dazu vgl. Boie an Lenz 11. IV. 76 = Briefe an Lenz ed. Freye-Stammler I, 226: »Mein Verleger Weygand schickte mir vor einigen Tagen Anekdoten zu Werthers Freuden von Goethens Hand geschrieben fürs Museum zu, die ich wieder zurückgeschickt, weil ich sie seinet- und meinetwegen nicht drucken lassen mochte. Auch weiß Goethe vielleicht nichts davon, daß ich

welchem tieferen Gefühl diese Äußerungen des Unmutes entsprangen; sie selbst besagen darüber so gut wie nichts; will man den tieferen Grund der Goetheschen Abwehr erkennen, so muß man, mit vorsichtiger Abwägung der Standpunkte des jungen und des alten Goethe, seine Äußerungen im 13. Buch von Dichtung und Wahrheit heranziehen. Bemerkenswert ist hier zunächst — wenn man von der milden Stimmung des alten Goethe gegen den »übrigens braven, verdienst- und kenntnisreichen Mann« absieht —, daß Goethe berichtet, er habe sich um die Aufnahme der Leiden bei der Kritik wenig gekümmert, aber seine Freunde hätten diese Dinge gesammelt und sich mit eifrigem Spott darüber hergemacht. Wie wenig die »Freuden« Goethe im Grund erregten, bezeugt die Tatsache, daß er an demselben Abend, wo ihm die »Freuden« zugekommen waren, jenes unvergleichlich heitere Liedchen in »Erwin und Elmire« niederschrieb[1]:

»Ein Schauspiel für Götter
Zwei Liebende zu sehn....«

In Klingers »Leidendem Weib« bricht Franz, als Läufer ihm »etwas Neues über den Selbstmord« bringt, furchtbar aus: »Könnt ich ihnen doch all das Gehirn austreten, die für oder dawider schreiben«. Aber als Goethe bei einer Tischgesellschaft in Elberfeld von dem orthodoxen Rektor Hasenkamp feierlich verflucht wird wegen dieser »ruchlosen Schrift«, antwortet er sehr ruhig: »Ich sehe es ganz ein, daß Sie aus Ihrem Gesichtspunkte mich so beurteilen müssen, und ich ehre Ihre Redlichkeit, mit der Sie mich bestrafen. Beten Sie für mich!«[2] Er konnte ja bereits zwei Jahre später, im »Triumph der Empfindsamkeit« die Puppe, nebst Häckerling und Makulatur, mit der Neuen Heloise und — Werthers Leiden ausge-

sie gehabt. Sagen Sie's ihm und bitten Sie ihn, sie womöglich wegen hiesiger Freunde zu unterdrücken. Wider N(icolai) jetzt auch noch was zu sagen, da die Freuden längst vergessen sind [1776!], wäre ja zu spät.«) K. Weinhold, Chr. H. Boie S. 188 und Appell S. 192 nehmen an, Boie habe die Anekdote »Nicolai auf Werthers Grabe« gehabt und Nicolai mitgeteilt. Nicolais Randbemerkung und Boies Antwort bez. »Madame Mendelssohn«, die auf die Einkleidung des Prosadialogs zielen, machen unzweifelhaft, daß Nicolai auch jenen Prosadialog gekannt oder doch einzelnes von ihm gehört hat.

[1] Wie Fritz Jacobi 22. III. 75 an Wieland berichtete. (Briefe ed. Roth I, 205).

[2] Über die Verbürgtheit und die Datierung dieser Anekdote vgl. Biedermann, Goethes Gespräche V, S. 10 und H. G. Gräf, Goethe über s. Dichtungen I, 2, S. 530, Anm. 1.

stopft sein lassen! So gewinnt Mercks Zeugnis[1] an Glaubwürdigkeit, daß, wäre er anstatt Fritz Jacobis in jenen Tagen bei Goethe gewesen, Goethe auch die »Freuden« anders aufgenommen haben würde: die Form der Goetheschen Abwehr wäre wahrscheinlich eine andere geworden; ihr eigentlicher Grund lag indessen tiefer. Im ersten biographischen Schema für Dichtung und Wahrheit heißt es zu 1775: »Der Dichter verwandelt das Leben in ein Bild; die Menge will das Bild wieder zu Stoff erniedrigen[2].« Dieser Satz ist dann in der Darstellung einmal gegen die kritiklosen Wertherschwärmer gerichtet: »Wie ich mich nun aber dadurch erleichtert und aufgeklärt fühlte, die Wirklichkeit in Poesie verwandelt zu haben, so verwirrten sich meine Freunde daran, indem sie glaubten, man müsse die Poesie in Wirklichkeit verwandeln, einen solchen Roman nachspielen und sich allenfalls selbst erschießen[3].« Ebenso stark aber richtet sich die Darstellung gegen diejenigen, die, wie Nicolai, das Wertherproblem absolut nehmen und einer moralischen Kritik unterziehen. Goethe beklagt, daß ihm niemand über das »Büchlein, wie es lag, etwas Verbindliches« gesagt hätte[4]: er hätte, scheint ihm, veranlaßt werden sollen, das Werk, an dem er lange »gesonnen, um so manchen Elementen eine poetische Einheit zu geben, wieder zu zerrupfen und die Form zu zerstören«. Und ebenso trifft Goethe auch mit dem direkt gegen Nicolai gerichteten Satz Nicolais Art, das moralische Problem aus dem Kunstwerk selbständig loszulösen: »Ohne Gefühl, daß hier nichts zu vermitteln sei, daß Werthers Jugendblüte schon von vornherein als vom tödlichen Wurm gestochen erscheine, läßt der Verfasser meine Behandlung »bis zum verbesserten Schluß ... gelten« und dann Werther in die Behandlung des »einsichtigen psychischen Arztes sich begeben«. Von hier aus erhalten dann auch die Invektiven des Prosadialogs[5] erhöhten Wert. »Ich kann leiden,«

[1] Merck an Nicolai 28. VI. 75.

[2] Weim. Ausg. 26, 357.

[3] Weim. Ausg. 28, 225.

[4] Weim. Ausg. 28, 231.

[5] Werther klagt darin, daß »die Leute, die unsere Sachen zurechtlegen wollten (wie Nicolai), ihr Handwerk nicht verstunden«. Albert (= Nicolai) habe es gut gemeint; »was kann man dafür, daß es die Leute gut meinen?« Lotte entgegnet: »Es mag gut sein, nur sollten sie mit ihrer hochweisen Nase nicht so oben drein

schrieb Goethe an Salzmann[1], »wenn meine Freunde eine Arbeit von mir zu Feuer verdammen, umgegossen oder verbrannt zu werden; aber sie sollen mir keine Worte rücken, keine Buchstaben versetzen;« er hasse »alle Spezialkritik von Stellen und Worten«; ein Kopf, aus dem das Werk kam, sei ein Ganzes und »konsistent in sich«. — Die Goetheschen Worte aus Dichtung und Wahrheit zielen aber auch auf den zweiten von uns erkannten Gegensatz der Anschauungsweisen: Nicolais untragische, das Wertherproblem lediglich sozial und moralisch beziehende, nicht individuell-schicksalhafte Auffassung wird hier von Goethe abgelehnt; gerade das Schicksalhafte in diesem Sinn hat Goethe in der Umarbeitung der »Leiden« von 1785 ja noch verstärkt.

Wir finden diese Goethesche Ablehnung der Freuden in veränderter Form, aber mit derselben Richtung auch in den »Briefen über die Moralität der Leiden . . .« von Lenz[2]. Im vierten der Briefe nennt er die Nicolaische Parodie eine »Schande seines Kopfes und Herzens«, sie sei witzlos, platt, »so hergestottert für eine Pasquinade«; er zielt aber auch tiefer. »Die Scheidungen Werthers und Lottens« seien »so wenig in ihren Charakter hineingedacht«, Nicolai habe die ganze Geschichte so durcheinandergezettelt, »daß das hinterste zu vorderst« stünde, »wodurch die Seele der ganzen Rührung herausgezogen«. Habe Nicolai nicht die Hindernisse bedacht, die sich »gleich anfangs der Verbindung Werthers und Lottens entgegenstellten«, und »wie tief und unveränderlich unvermeidlich Werther das empfinden mußte, um Werther zu werden«? Werther wurde gerade durch »die heilige moralische Empfindung« der Unverletzlichkeit der Ehe getrieben. Werther, formuliert Lenz im achten

---

sehen. Das gestehe ich Dir gern, ich kannte Alberten immer als einen edlen ruhigen und doch warmen Mann, aber seit pagina 23 (nämlich der »Freuden«, wie Zoeppritz meint, wo der verbesserte Schluß anfängt) ist er mir unerträglich.« »Erst mußt ich lachen, wie er von der ganzen Sache gar nichts begreifen, nicht die mindeste Ahnung von dem gehabt hatte, was in Deinem und meinem Herzen vorging. Hernach verdroß michs, was er sich den Bauch streicht und tut, als wenn er im März gesehen hätte, daß es Sommer werden würde.«

[1] 6. III. 73 = Djg G. III, 32.

[2] Lenz' Stellung zu Werthers Leiden und zum Wertherproblem der Zeit habe ich zum Gegenstand einer Abhandlung gemacht, auf die hier hingewiesen sei: »J. M. R. Lenz u. Goethes Werther«.

der Briefe, ist »ein gekreuzigter Prometheus«; es ist der zugespitzteste Ausdruck der Nicolai gegensätzlichen Wertherauffassung.

Gegenüber solcher Ablehnung und Begründung — die Nicolai nicht bekannt und deren er selbst sich nicht bewußt wurde — bedeutet es wenig, was die übrigen Genossen des Sturms und Drangs zu diesem Gegensatz äußerten. Allenfalls traf noch Heinr. Leop. Wagner in »Prometheus, Deukalion und seine Rezensenten« mit dem gegen Nicolai gerichteten Spottvers:

»Das ist nun so mein Element
Zu baun auf fremdes Fundament«

— der sich freilich ebensosehr auf die Anknüpfung des »Sebaldus Nothanker« an die Thümmelsche Wilhelmine beziehen konnte — auf jenen von uns hervorgehobenen Punkt. Die übrigen Äußerungen sind zornige Worte. Voß nennt die »Freuden« ein »dummes, heimtückisches Geschwätz«[1]. Bürger urteilt[2]: »Mit seinen Freuden des jungen Werther hat sich Nicolai wirklich schlecht verantwortet. Daß doch so viele Leute das Ding (den Goetheschen Werther) vom falschen Standpunkt aus betrachten und ist doch nur ein einziger, auf welchen jeder Vernünftige blindlings zu stehen kommen müßte . . .«. Schubarts Rezension der »Freuden«[3], die mit der Aufforderung schließt: »Nunter mit dem Quark in Entengraben!«, wendet sich gegen den goldenen Mittelweg, die Kompromißhaftigkeit Nicolais; es wäre so, meint Schubart, als ob »ein griechischer Süßling zum Scopas gekommen wäre und gesagt hätte: gib deinem Laokoon ein Alltagsgesicht«; so möchte Nicolai aus Werther einen guten Jungen, ein »französisches Milchgesicht« machen, aus Albert einen »Hasenfuß«. Man wird nicht behaupten können, daß diese Schubartschen Anwürfe Nicolai eigentlich treffen. Von wem die grobe anonyme Zuschrift stammt, die ich in Nicolais Nachlaß fand, konnte ich nicht ermitteln[4]. — Allerdings hatte Nicolai dazu bei-

[1] An Ernestine 9. III. 75. Über die Aufnahme der Leiden und Freuden im Kreise des Hainbundes vgl. die Briefe des jüngeren Boie bei H. Uhde, »In Göttingen vor 100 Jahren« = Im Neuen Reich 1875, S. 290 f.; über Nicolais Freuden: »bei aller Hochachtung, die der Verf. für Goethe bezeugt, sieht man doch, daß er ihm gern eins versetzen will«.

[2] Bürger an Boie 31. VI. 75 = Briefw. ed. Strodtmann I, 238.

[3] Deutsche Chronik 16. III. 75.

[4] Diese Zuschrift — bei Nicolai am 29. I. 75 eingegangen — verfährt sehr grob

getragen, daß der Streit um seinen Werther, der in Wagners »Prometheus . . .« und Hottingers »Menschen, Thiere und Goethe«[1] fortgesetzt wurde — um von anderen wenig belangreichen Äußerungen zu schweigen — ein Streit zwischen alter und junger Generation wurde. Die Antagonisten der Leiden hatte er in den Freuden zu Vertretern zweier gegensätzlicher Weltanschauungen gemacht und durch den absichtlich hervorgekehrten Altersunterschied der beiden Personen des Gesprächs — des 42jährigen Martin und des 21jährigen Hans — diese Gegensätzlichkeit zu einer solchen der Generationen gestempelt; und es ist nicht verwunderlich, daß die Jungen der Bekehrung der Jugend zu den Grundsätzen des Alters, die seine Freuden demnach zu predigen schienen, ein trotziges Nein entgegensetzten. Nicolai stand dieser Ablehnung und Feindschaft verständnislos gegenüber; er begriff nicht, daß Goethe — wie ihn Freunde versicherten[2] — auf ihn »schimpfe«[3]; so hielt er die

mit Nicolai: »... 's soll ein Buchführer seyn, ders gemacht hat. Trägt großen Abscheu fürs Todtschiessen, ist fürs Cédieren; muß nie seyn verliebt gewesen, verzerrt dem armen Werther seine schönste Stellen.... Ist sehr fürs hohe Moralische: hat aber keinen Sinn dafür ...« Dazu ein Gedicht »Fabian und Werthers Geist« (Fabian = Nicolai); Werther habe ein Wespennest erregt, »freche Tat«, »frecher Critikast«. Nicolais Schriften seien ein »Mittelding von Wasser und Bombast«.

[1] Nicolai an Merck 8. X. 75 = Wagner I, 76: »Ein fliegendes Blatt: Menschen, Thiere und Göthe hat mir, ich will es nicht läugnen, gefallen, weil es voll Geist ist, u. auch weil es mich verteidigt. Ich versichere Sie aber bei meiner Ehre, daß ich den Verf. nicht kenne, daß ich es auf keine Weise .. veranlaßt habe, daß ich noch nicht weiß, was den Verf. dazu mag veranlaßt haben, der mir ganz unbekannt ist.« Ähnlich an Höpfner 17. VIII. 75 (hs. im Hochstift). In der Allg. Dtsch. Bibliothek Anh. z. 25.37. Bd., S. 771, besprach Nicolai dann verspätet diese Hottingersche Satire; da »der alte Streit schon völlig vergessen«, solle er durch diese Rezension nicht aufgeweckt werden; er wolle nur auf den Verf. hinweisen, der »die trefflichste Anlage zur Satire habe«. Er druckt dann den Epilog daraus ab und hebt in Sperrdruck den Satz daraus hervor: »Schnakscher Einfall ist nicht Widerlegung«. — Im Nicolaischen Nachlaß befinden sich zwei Briefe Hottingers an Nicolai aus den Jahren 1776 und 1781. Nicolai hat ihn wohl zur Teilnahme an der Allg. Dtsch. Bibliothek aufgefordert, doch scheint nichts daraus geworden zu sein.

[2] Höpfner 27. IX. 75; Merck 28. VI. 75; Höpfner an Nicolai 16. XII. 78 NN. vgl. Nicolai an Höpfner 17. VIII. 75, hs. im Hochstift. Nicolai an Merck 8. X. 75: »man meldet mir Wunderdinge von seinem Zorn wider mich . .«.

[3] Vgl. seine Besprechung von v. Bretschneiders bekannter Werther-Moritat, Allg. Dtsch. Bibliothek Anh. z. 25. 36. Bd., S. 772; der Verf. der Leiden könne sie so

Jungen für händelsüchtige Burschen, die einen ehrlichen Mann »im Übermute ihres Mutes« anfielen. Er mußte darin bestärkt werden durch die überaus gute Aufnahme seiner »Freuden« bei der gesamten Kritik und durch die lobende, die Tendenz seiner Freuden unterstreichende Zustimmung zahlreicher Männer seiner Generation; einige dieser Stimmen haben wir schon oben angeführt. Hier seien noch einige erwähnt. Sophie v. La Roche, die Verfasserin des »weiblichen Werther«, wie man ihre Sternheim genannt hat, sagte ihm ihren freundschaftlichen Dank für die »Freuden«; Werthers Leiden hätten diese Wirkung hervorbringen müssen; sie liebe »eine edle Seele« — dies geht auf den Verfasser der »Freuden« — mehr, als den größten Geist. Justus Möser meinte, er an Goethes Stelle würde Nicolai für seinen besten Freund halten; die Freuden sollten jeder neuen Ausgabe der Leiden angebunden werden. Und Petersen sagt[1], er habe eine solche Schrift wie die Freuden gewünscht, da Goethe »der von allen Orten zu ihm aufsteigende Weihrauch« gefährlich werden könne[2].

Das Gefühl, Goethe und seine Genossen hätten ihm Unrecht getan, hat auf Nicolai auch während der folgenden Zeit gelastet. Indessen hat es den Kritiker Nicolai nicht beeinflußt. Allerdings ist das literarische Verhältnis Nicolais zu Goethe nach dem Wertherstreit ein wenig beziehungsreiches Kapitel, in dem nur untergeordnete Gesichtspunkte hervortreten. Bemerkenswert ist zunächst, daß Nicolai »Prometheus Deukalion und seine Rezensenten« für ein Werk Goethes hielt, und sich trotz Goethes öffentlicher Erklärung in den Frankf. Gel. Anz. (v. 9. IV. 75) nicht von Wagners Verfasserschaft überzeugen mochte[3]; ähnlich hat er bei der

wenig übelnehmen, »wie der triumphierende Imperator die Spottgesänge seiner Soldaten, die nichtsdestoweniger ihr Leben für ihn einsetzen«.

[1] 5. III. 75 NN. = Grenzboten 1911 S. 559.

[2] Eine Zustimmung Lessings hat Nicolai nicht erhalten, oder sie ist uns verloren gegangen. Vgl. Lessing an Wieland 8. II. 75, »der Kerl ist ein Genie usw. sagt Nicolai sehr gut in seinem wo nicht besseren, doch klügeren Werther«. Bemerkenswert ist, daß Lessing Goezes donnernde Philippika gegen den Werther zu Beginn seines 5. Anti-Goeze parodiert hat. In Lessings und Nicolais Stellung z. Wertherstreit wiederholt sich also die Haltung, die sie einst gegen Schönaichs und Reichels Angriffe eingenommen hatten: Lessing hatte die Angriffe der beiden (in der Bodmerias, in den Anhängen z. Neolog. Wörterb. und im Nüßchen) stillschweigend übergangen, Nicolai hatte sie (im zehnten s. Briefe üb. d. itz. Zust.) derb abgelehnt.

[3] Nicolais Randbemerkung zu Petersens Brief vom 5. III. 75 NN. »Hr. Göthe ist

minderwertigen Schnurre »Wieland und seine Abonnenten« (von Contius) auf Goethes Verfasserschaft geraten[1]. Der Streitigkeiten ungeachtet, wünscht er durch Mercks Vermittlung[2] Goethens Zustimmung, sein Bild vor einen Band der Allgemeinen Deutschen Bibliothek zu setzen. Seine Hochschätzung des Goetheschen Genius mindert sich nicht, doch meint er, »sein System von Anspannung« werde ihn alsbald »aus der Erfahrung bemerken lassen, was Werther nicht begreifen konnte, daß Überspannung Erschlaffung ist«[3]. Bald glaubt er diesen Satz in den folgenden Goetheschen Produktionen, in Clavigo[4] und

darüber (über die »Freuden«) sehr böse geworden, wie auch sein Prometheus zeigt.« Höpfner an Nicolai 24. III. 75 NN.: »Die Farce übrigens Deukalion desavouiert er (Goethe) schlechterdings.« Bei einem Besuch bei Weiße machte Nicolai diesen aber dahin zuversichtlich, daß Goethe der Verfasser der Farce sei (Briefe aus Ch. F. Weißes Nachlaß, Schnorrs Archiv 9, 487, Anm. 2); und an J. G. Zimmermann schreibt Nic. 15. IV. 75 = Ed. Bodemann, S. 303 ff. »Ober (Goethe) gleich den Prometheus so gewiß gemacht hat, als ich den Sebaldus Nothanker . . .« (daselbst übrigens: Nicolai halte sich für zu gut, um darauf zu antworten). Nicolais »Beweis« war, daß Goethe, wie v. Bretschneider Nicolai 16. X. 75 NN. mitgeteilt hat, dem Formenschneider Dannheuser die Aufträge für die Holzschnitte im Prometheus gegeben haben sollte, worauf auch Nicolais Rezension des Prometheus Allg. Dtsch. Bibliothek 26, 1. 206 anspielt. Außerdem traute Nicolai H. L. Wagner, der ihm nur als Verfasser der »elenden« »Confiskablen Erzählungen« bekannt war, dies »drollige Pasquillchen« nicht zu.

[1] Vgl. Weiße an Blankenburg 20. V. 75 = Jak. Minor, Briefe aus Weißes Nachlaß, Schnorrs Archiv 9, 488. Über dies Pasquill und s. Verf. vgl. Erich Schmidt, Satirisches a. d. Geniezeit, Schnorrs Archiv 9, 453 ff. Über ein Pasquill »Ourang Outang, von einem vertrauten Freunde des Herrn G. . .«, das Hambg. Neue Zeitungen Nr. 204 angekündigt wurde, aber nicht erschien, Nicolai an Merck 8. X. 75 = Wagner I, S. 77.

[2] Nicolai an Merck 8. X. 75 = Wagner I, S. 77, »wenn ich gewiß wäre, daß Goethe es nicht für Schmeichelei und Andringlichkeit annehmen wollte«.

[3] An Höpfner 17. VIII. 75, hs. im Hochstift, Frankfurt. Vgl. Nicolai an Höpfner 10. X. 75 ebenda.

[4] Eschenburgs Rezension des Clavigo (Allg. Dtsch. Bibliothek 27, 2, 361 ff.) findet, daß der »Mangel absichtsvoller Zusammenfügung und Verkettung des Ganzen« noch stärker als im Götz (!) hervortritt; er tadelt den Dialog. — Kästner berichtet über eine Clavigoaufführung, der er beigewohnt hatte (Empfangsnotiz Nicolais: 9. III. 77 NN.): ein vor ihm stehender Mann habe sich das Gesicht gewischt, als Marie tot war; »ich fragte ihn, ob es Thränen oder Schweiß wäre? Es war aber nur das letzte!« Dazu bemerkt Nicolai am Rande: »Vortrefflich! So gehts auch manchem, der die neuen Trauerspiele lieset.« Ein Urteil Nicolais

Stella[1], wie in Erwin und Elmire bestätigt zu sehen. — Petersen hat ihm gemeldet[2], daß Goethe »an einem neuen Schauspiel Dr. Faust« arbeite; von anderer Seite hört er, daß er darin eine Rolle spielen solle — was freilich erst in der »Klassischen Walpurgisnacht« Ereignis wurde —; darauf schreibt er an Zimmermann[3]: »Man droht von Frankfurt aus ... daß Goethe mich in seinem Doktor Faust wie ich leibte und lebte aufstellen wollte. Auch das wird mich gar nicht aus der Fassung bringen, sondern, wenn die Komödie aufgeführt wird, setze ich mich vornan. Ich traue mich, mich neben jedes Bild zu stellen, das man von mir macht, es gleiche mir nun oder nicht.« Immer wieder stellt Nicolai es so dar, als ob Goethe ihn hasse und alles mögliche gegen ihn in Szene setze; er ist natürlich überzeugt, daß Goethe in seinem Streit mit Wieland dessen »Partei« nehme, »ob er ihm gleich sonst äußerst verächtlich begegnet«[4]. Nicht ohne Bitterkeit sieht

über den Clavigo ist mir nicht bekannt geworden; bei Gelegenheit seiner Rezension der »Bayerischen Beiträge z. schön. u. nützlichen Literatur« 1779 80, die Nicolai Allg. Dtsch. Bibliothek 44, 2, 575 ff. bespricht, geht er auf die Clavigorezension darin nicht ein. Seine Rezension der Himburgischen Ausgabe von Goethes Schriften (1777) (Allg. Dtsch. Bibliothek Anh. z. 25. 36. Bd., S. 754) ist nur Titelaufzählung, mit Protest gegen den Nachdrucker Himburg.

[1] Bei Stella hätte er sich »einen anderen Ausgang vorgestellt, nämlich daß die beiden Weiber den Schurken Fernando, der sie ohne Ursache verlassen hat und gewiß nächstens wieder verlassen wird, beide würden verabschiedet haben«. (!) »Beim Grafen von Gleichen war die Sache ganz anders motiviert. Doch, ob ich gleich verliebt gewesen bin .. so mag vielleicht ein ‚Liebender' ein ganz anderes Ding, und das Schauspiel nicht für mich geschrieben sein.« Goethes Leistungen schienen zurückzugehen: »Erwin (u. Elmire) und Stella sind schon Stufen hernieder, nicht herauf«. (An Merck 28. XII. 75; vgl. Schubarts Urteil über den Clavigo, Goethes Genie sei »auf Brennesseln eingeschlafen«, ähnlich auch Wieland 15. VIII. 74 an F. Jacobi.) »Ein Schauspiel von Göthe: ‚Stella oder die zwei Liebenden', welches jetzt hier gedruckt wird, könnte sonderbare Beispiele von überspannter Empfindsamkeit darbieten.« (Konzept an Marcard 10. XI. 75 NN.) Nicolais Rezension des »Theaters der Deutschen«, Königsberg 1776, dessen 16. und 17. Teil von Goethe »Stella« und »Erwin und Elmire« enthielten, ist bloße Titelaufzählung (Allg. Dtsch. Bibliothek Anh. z. 25. 36. Bd., S. 3202 3).

[2] An Nicolai 6. XI. 74 = Grenzboten 558. Dazu vgl. Petersens Brief vom 30. I. 78: »Göthe hat das Mspt. von s. Doktor Faust seiner Mutter in Frankfurt geschickt, die es, wie ein Heiligtum, verwahret. Einige Göthe-Freunde, die zu Frankfurt darin geblättert haben, können verschiedene Sachen darin nicht genug preisen.«

[3] 15. IV. 75 = Bodemann S. 303 ff.

[4] An Höpfner 6. V. 79 = Wagner III, 162.

Nicolai sich nun von Weimar ausgeschlossen; zu einem Brief von W. H. Buchholz aus Weimar[1] setzt er am Rand hinzu: »Ich wäre wohl sehr begierig, alle diese Herrlichkeiten zu sehen, aber ich bin ja nun in Weimar exkommuniziert. Vale, optime!« Die zahlreichen Anekdoten, die über die erste Weimarer Zeit Goethes Nicolai zugetragen und von ihm weitergegeben werden, ersparen wir uns aufzuzeichnen. Auch die wenig bemerkenswerten, übrigens sehr spärlichen Subjektivismen Nicolais über die Goethesche Produktion der folgenden beiden Jahrzehnte können wir übergehen. Wichtiger erscheint uns Nicolais Stellungnahme zum Wilhelm Meister, schon deshalb, weil sie im Zusammenhang mit seiner Wertherkritik steht und uns einen zusammenfassenden Rückblick auf sie gestattet.

In dem kritischen Feldzug gegen Kant und die Kantianer, den Nicolai später in den »Philosophischen Abhandlungen«[2], der Vorrede zu den »Gesprächen Christian Wolffs mit einem Kantianer«, und den beiden Romanen »Geschichte eines dicken Mannes« und »Sempronius Gundibert«, unternahm, richtet er sich weniger gegen das Kantische Lehrgebäude und dessen theoretische Grundlegung, als gegen die Kantische Ethik, und hier wiederum besonders auf die Frage der Kollision der Pflichten; er übt am kategorischen Imperativ eine durchaus soziologische Kritik und stellt den jungen Gecken Kantischer Schule in den beiden Romanen die Bewährung in und für das Leben der Gesellschaft als Aufgabe, an der sie auf Grund ihrer Prinzipien scheitern. Auch das junge »Genie« der späteren »Vertrauten Briefe«, Gustav, der Kantianer, Romantiker und »Goetheaner« ist, scheitert zunächst an dieser Aufgabe. Als er von Adelheid zur Annahme eines Amtes überredet wird, schimpft er

[1] 25. III. 76 NN. Buchholz berichtet von der ausgezeichneten Aufnahme Goethes durch »Serenissimo«, seiner Aussöhnung mit Wieland und den geselligen Freuden, besonders dem Liebhabertheater. Über Goethes erste Zeit in Weimar unterrichtet ihn auch Höpfner 24. XII. 75 NN.; Petersen hatte Nicolai Goethes Berufung nach Weimar, 20. X. 75, mitgeteilt. Über den Herzog Karl August, den Nicolai als Erbprinzen kennen gelernt, urteilte Nicolai (an Ramler 19. VI. 73 = Beil. z. Voss. Ztg. 1893, Nr. 590): »Der Erbprinz ist von der Literatur sehr unterrichtet und hat für alles, was deutsch ist, viel guten Willen.« Vgl. im übrigen zu Nicolais Besuch in Weimar im Jahre 1773: Ed. Berend, Ztschrf. f. Bücherfreunde N.F. 2 (1910), 1 ff.

[2] Darunter besonders bezeichnend: »Ob Kants Moralprinzip bei der Ausübung in allen Fällen hinreichend?«

auf die hommes d'affaires mit Wendungen, die »aus Werthers Leiden gestohlen« sind; und Adelheid muß ihm von Nicolai ausrichten: Goethe habe Recht gehabt, Werther so sprechen zu lassen, aber darum habe Werther noch nicht Recht; Werther als Charakter eines Romans sei höchst vortrefflich; Werther im Leben sei ein Narr[1]. Aber Gustav hat noch andere Vorbilder als Werther: nach romantischen Grundsätzen gebildet, verehrt er den Wilhelm Meister[2]. Doch Nicolai urteilt: »der arme Meister hat in seinen Lehrjahren nichts gelernt, als sich von jedem Geschöpfe regieren zu lassen, das er antraf«, von dem »unerklärlichen Jarno«, von dem »geheimnisvollen Abbé«, »von der possierlichen unbekannten Gesellschaft, die den Burschen soll haben erziehen wollen«. »Eigentlich ist Meister gar kein Charakter, sondern ein nicht handelndes Schlenderwesen, das nebenher mit jeder weißen Schürze liebelt[3].«

[1] In einer Anmerkung hierzu beruft Nicolai sich natürlich auf Lessing, der ebenfalls die poetische von der moralischen Schönheit getrennt habe. (Vertr. Briefe S. 209.)

[2] Die literarische Stellung der Romantiker zu Goethe — wie zu Herder s. o. S. 209 — hat Nicolai erkannt, und an ihrem »wunderlichen Geschwätz über Goethe« (»Ich dächte, Goethen selbst müßte dies kriechende Lobhudeln zuwider sein«) Anstoß genommen. (Vertr. Briefe S. 85.) Wenn Goethe sich mit solchen Apologeten umgebe, erkläre es sich, daß er »sich zu vernachlässigen beginne«, wobei Nicolai auf Reineke Fuchs und den Großkophta hinweist. Zu Friedrich Schlegels bekanntem Satz von den »drei größten Tendenzen des Zeitalters« (Athenäum II, 56) meint Nicolai: »in Frankreich, England und Aegypten wird der Wilhelm Meister wohl nicht gelesen werden«; Friedrich der Große, die Amerikanische Republik und — die Kartoffeln wären wohl ganz andere Tendenzen als die Fichtesche Wissenschaftslehre und der Meister. — Über Fr. Schlegel im Zusammenhang mit der Meister-Kritik äußert sich Nicolai auch in seinem Brief an v. Halem vom 21. VI. 97 = C. F. Strackerjan, G. v. Halems Selbstbiographie nebst e. Sammlung von Briefen an ihn. Oldenburg 1840, II, 193. Ebenda auch über die Hamlet-interpretation des Goetheschen Meister, und über die Komposition des Romans. Bemerkenswert der Nicolaische Einwurf, daß die Hamlet-Anmerkungen nicht von Meister, sondern von Goethe sind: wären sie von Meister, so hätte er sich schon gebildet und für seine Ausbildung vom Theater nichts mehr zu erhoffen; die Verlegung in die Theatersphäre wäre also unnotwendig. Im bespöttelten »Bureau d'esprit« der Frau v. C... in den »Vertrauten Briefen« liest man außer dem Wilh. Meister — Schillers Räuber! (Vertr. Br. S. 66.)

[3] »Wäre der Harfner nicht da, und Mignon, diese beide so neue und interessante Charaktere«, fährt Nicolai fort (Vertr. Br. S. 87), »und allenfalls die zweideutige lustige Philine, nebst den vortrefflichen Gedichten, was wären Meisters Lehr-

An diesem Roman, dessen Kernproblem die Bildung des Individuums an der Gesellschaft ist, tadelt Nicolai also, daß Wilhelm Meister sich an die Welt, an die Gesellschaft verliert. Dabei hat Nicolai den Standpunkt, den er dem Werther gegenüber einnahm, keineswegs aufgegeben: »ohne Anhänglichkeit an Menschen aller Art kann die Bildung eines jungen Mannes durch die Gesellschaft nicht vollendet werden«, heißt es auch hier in den »Vertrauten Briefen« (S. 122). Werther — nach Nicolais Auffassung — isoliert sich in anarchischem Individualismus, er muß scheitern auch ohne das Individuell-Schicksalhafte, unter dem er steht; Wilhelm Meister zerflattert in der Gesellschaft, und er kann sein Ziel nicht erreichen trotz der geheimnisvollen Gesellschaft, die sein Schicksal zu bestimmen scheint. Die Einstellung der Nicolaischen Auffassung ist in beiden Fällen, zu dem romantischen Werther und zu dem, von einer anderen Seite her romantischen Meister, dieselbe; ein Beweis für sein einheitliches Reagieren gegenüber der romantischen Gesamtbewegung. —

Das Verhältnis Nicolais zu den Genossen Goethes bietet wenig bemerkenswerte Gesichtspunkte für die Klärung der allgemeinen Gegensätze. Im »Eloge de feu . . .«[1] wird ergötzlich übertreibend geschildert, wie sich der »Geniekerl« in den Köpfen der Gegner ausnimmt:

»Ein Ungeheur mit funkelnd hohlem Munde,
mit mehr als einem bösen Geist im Bunde,
ein wilder Gems, der immer hopsa springt.«

Ganz so faßte Nicolai die Klinger, Wagner, Lenz usw. nun nicht auf. Im Gegenteil sah er sie eher als »leichte, luftige Kerlchen«, wie er Lenz in seiner Wertherparodie darstellte. Er bemerkte einen Widerspruch darin, daß die sich als Originalgenies fühlten und das Evangelium der Genialität und Originalität verkündeten, die er — und wir vergegenwärtigten uns in unsrer Einleitung, was dies dem Autodidakten, dem Antidogmatiker und Antisystematiker bedeuten mußte — als Trabanten Goethes und als Shakespeareaner betrachtete. »Die Leutchen aus der Goetheschen Schule«, die »Goe-

jahre an sich?« — Was Nicolai im Anhang z. Schillers Musenalmanach S. 87 über Meister sagt, ist recht unerfreulich und belanglos.

[1] Lenz' Schriften ed. Lewy II, 92.

theaner« — so bezeichnete sie ihm Höpfner[1]. Höpfner wußte ihm von ihrer Selbstüberschätzung und Intoleranz zu erzählen: Goethe, Lenz, Kayser — »Halbgötter«; »Lessing ist nur allein in der Komposition etwas; sein Faust wird gegen den Goetheschen eine armselige Figur machen. Ramler, ein kalter elender Mensch. Jerusalem (d. Ä.) und Mendelssohn — stupor vulgi hos fecit philosophos; Nicolai hat gar keinen Verstand«; und »die Goetheaner, die geradezu alles für Ochsen und Esel erklären, was nicht zu ihrer Schule gehört oder ihren Helden Goethe nicht anbetet«. Von Klinger hörte Nicolai[2], daß er »bald Opium nehme, den Geist anzuheitern, bald sich die Stube bis zum Zerspringen des Ofens einheizen lasse, um seine Imagination mit fürchterlichen Bildern recht anzufüllen«. Klinger gehörte danach natürlich in die Gattung »feuriger Jünglinge«, die er in der Hamannrezension (s. o. S. 145) gekennzeichnet hatte.

Eine persönliche Begegnung mit Lenz mag dazu beigetragen haben, daß Nicolai die Jungen so sah. Wie Nicolai berichtet[3], hatte Lenz, auf der Reise von Königsberg nach Straßburg, bei ihm vorgesprochen und ihm eine in deutschen Alexandrinern abgefaßte Übersetzung von Popes Essay on criticism angeboten[4]; Nicolai wollte ihn, um von ihm loszukommen, an Ramler empfehlen, der aber hatte ihn an Nicolai geschickt! »Freilich, daß der Mann, der mir eine alexandrinische Übersetzung des Essay on crit. so ängstlich hatte empfehlen wollen[5], ein halbes Jahr nachher ein großes

[1] 12. VIII. 75 NN. und 24. IV. 76 NN.

[2] Petersen an Nicolai 22. VII. 76 NN.

[3] An d. Herausgeber des »Archivs der Zeit« 6. II. 1796 NN., als Berichtigung der dort erschienenen Anekdote über Lenz.

[4] Vgl. hierzu Lenz an Salzmann 28. VI. 72 ed. Freye-Stammler I, 25: »Ich habe von einem Schriftsteller aus Deutschland eine Nachricht erhalten, die ich nicht mit vielem Golde bezahlen wollte. Er schreibt mir, mein Verleger, von dem ich, durch ihn, ein unreifes Manuskript zurück verlangte, habe ihm gesagt, es wäre schon an mich abgeschickt. Noch sehe ich nichts. Lieber aber ist mir dies, als ob mir Einer einen Wechsel von 1000 Thalern zurückschickte.« Auch Freye-Stammler beziehen dies auf die Pope-Übersetzung.

[5] Lenz' unbeholfen-ängstliches, mehr als bescheidenes Auftreten bezeugen Herder (an Hamann 3. VI. 74), F. L. Stollberg (an Gerstenberg, Goethe-Jahrbuch X, 143), Werthes (an Fr. H. Jacobi 18. X. 74 = Goethe-Jahrbuch VII, 206); der letztere spricht von seinem »feinen zugespitzten Gesichtchen«, nennt ihn »das jüngere Brüderchen von Goethe«, einen »Shakespearischen Amor«; vgl. auch Luise König

Genie heißen sollte[1], das über alle Regeln sich erhübe, nahm mich Wunder;« diejenigen, die den »naiven« Lenz dahin gebracht hätten, seien Urheber »seiner nachherigen unglücklichen Periode«[2]. Für Nicolai blieb Lenz das leichte luftige Kerlchen, als das er ihn, den Werther in seinem Werther, konterfeit hat. »Schimpft allweil auf'n Batteux«, heißts dort mit Anspielung auf Lenz' »Anmerkungen übers Theater« —, »Werther selbst konnt's schier nicht besser; sonst konnt der Fratz bei hundert Ellen nicht an Werthern reichen«. »Plaudert viel, neust aufgebrachtermaßen . . . von historischen Schauspielen, zwanzig Jährchen lang« »jeds in drei Minuten zusammengedruckt wie ein klein Teufelchen im Pandämonium (germanicum)«. Nicolai war über Lenz' Arbeiten[3] wie über seine

---

an Mad. Heß 14. VI. 74 = Waldmann, Lenz in Briefen S. 25, »so blöde, so bescheiden, meiner Tage hab ich keinen Autor so gesehen«. »Verfasserchen« apostrophiert ihn Eschenburg A D Bibl. 27, 379.

[1] Geht dies insbes. auf das Zitat des Neuen Menoza in Herders Aeltester Urkunde? Mit welchem Hochgefühl es Lenz erfüllte, beweist Lenz' Brief an Herder 9./10. X. 76 ed. Freye-Stammler II, 39.

[2] Im Kern dasselbe enthielt die von v. Bretschneider (21. V. 76 = Reise d. Hrn. v. Bretschn. . . usw. S. 274 gedr.) berichtete Anekdote, deren Wahrheit sich nicht ganz nachprüfen läßt: Lenz habe »mit gebeugtem Knie und in der ehrfurchtsvollsten Stellung« vor Frau La Roche um »Protektion oder eine Gabe« — dies ist übertrieben — gebettelt und, als er ein halb Jahr später in Weimar sich arriviert geglaubt, »ganz cavalièrement« an sie geschrieben: »Madame, schicken Sie mir doch einige französische Chansons; ich wünsche mich in den Abendstunden damit zu delassieren.«

[3] Nic. an Höpfner 17. VII. 74: »Lenz hat mir von Anfang an ein sehr mittelmäßiger Kopf geschienen. Ich weiß nichts Verfehlteres und Schielenderes als den »Otto« und nichts Verhunzteres als das so schöne Sujet »Das Leidende Weib« Petersen (28. IX. 75 NN.) und Höpfner (Okt. 75 NN.; am 10. Okt. empf.) belehren ihn darüber, daß beide Stücke von Klinger sind. (Höpfner: »In Lenzens Stücken ist doch, dünkt mich, noch mehr Genie.«) Lenz als Verf. des Hofmeister war Nic. bekannt: Nicolais Randbemerkung z. Brief Buschmanns vom 7. VII. 74: (»Goethens Hofmeister ist mir ein wahres Fest gewesen«) »Ist nicht von Goethe, sondern von einem namens Lenz, in Straßburg.« Vgl. auch Nicolais Randbemerkung z. Petersens Brief vom 5. III. 75 = Grenzboten 1911, S. 559; ferner Merck an Nicolai 28. VI. 74. — Hat Salzmann, der Genosse der Goetheschen Tafelrunde in Straßburg, Nicolai besucht? Boie empfahl ihn, der Nicolai gern kennen lernen wollte, lt. Brief vom 2. VII. 75 NN., an Nicolai. — Lenz als Verf. der Rede gegen Lichtenbergs Aufsatz von der Physiognomik (im Göttinger Almanach; Lenz' Rede im Teutschen Mercur Nov. 77) von Petersen 30. I. 78 NN. namhaft gemacht.

Lebensumstände[1] genau unterrichtet. Über Lenz' Selbstrezension des »Neuen Menoza«[2] macht er sich lustig. Als ob Nicolai gewußt hätte, wie peinlich Lenz – der erst nicht genug auf Beschleunigung des Druckes seiner »Wolken« hatte drängen können, sie dann unter tausend Selbstverwünschungen zurückzog und sie durch die »Verteidigung des Herrn W(ieland) gegen die Wolken« zu entkräften suchte; ein wenig später hätte er beides gern ungeschehen gemacht – wie peinlich Lenz dies empfinden mußte, zeigt Nicolai das Gegenstück der Wolken zusammen mit dem Eloge de feu . . . in der Allgemeinen Deutschen Bibliothek an[3], als »ein Paar elende Scharteken«: Lenz, von dem eine Zeitlang einige Leute ein gewaltiges Lärmen machten, habe hier eine lächerliche Selbstüberschätzung bewiesen, indem er geglaubt habe, gegen eine fast unbeachtete eigene Schrift eine neue schreiben zu müssen, um deren Wirkung aufzuheben; übereilt habe er sich nicht minder, sei »im Aristophanischen Spleen einen Schritt zu weit gegangen«. Nicolai findet es amüsant, daß Lenz sagt, Wieland habe seine Shakespearische Manier als kunstvoll verdächtigt, wäre aber selbst blamiert gewesen, wenn er, Lenz, das Blatt umgekehrt und »nicht mit der Miene eines rüstigen Knaben, sondern eines alten, erfahrenen, untrüglichen Kunstrichters« seine Oper erbärmlich gefunden hätte: »Herr Lenz muß wohl glauben, er könne beide Mienen sehr leicht

[1] Lenz' Aufenthalt in Weimar, Berka, Abreise nach Straßburg, Aufenthalt bei Schlossers in Emmendingen: Petersen an Nic. 11. I. 77, 30. I. 78, 9. III. 78, 25. III. 78. Ebenders.: »Die Nachricht von Lenzens Verrückung ist kanonisch. Vermutlich wird Klinger das nämliche Schicksal haben.« »Lenz ist zum 2ten Male verrückt«; Schlosser wolle ihn in ein »Narrenhaus« bringen lassen. – Eine irrtümliche Todesanzeige Lenz' findet sich Allg. Dtsch. Bibliothek 40, 2, 628, die Allg. Dtsch. Bibliothek 41, 1, 312 berichtigt wird; Lenz befinde sich in Petersburg.

[2] Frankf. Gel. Anz. 1775, Nr. 55 f. Nicolai an Höpfner 17. VII. 74: »Sehr possierlich ist, daß Hr. Lenz, nachdem niemand den Menoza lesen wollen, in der Frankfurter Zeitung selbst seines Werkes Schönheiten darstellt und im ‚Leidenden Weib' (s. S. 277, Anm. 3) den Hofmeister anpreisen will.« Zu dieser Lenzschen Selbstrezension vgl. Chr. H. Schmid an Lenz 27. III. 76 und Allg. Dtsch. Bibl. 27, 377.

[3] Allg. Dtsch. Bibliothek Anh. z. 25. 36. Bd., S. 774; bekanntlich ist das Schriftchen bis auf die von Weinhold (Dramat. Nachlaß) mitgeteilte Szene nicht erhalten. Goedekes Annahme (IV, 3, S. 784), daß Beckmann Verf. dieser Rezension war, ist irrtümlich. Das Zeichen Beckmanns, der ausschließlich Naturhistorie und Physik rezensierte, ist 𝔄, nicht A.

annehmen.« »Als ob, wenn auch all dieses wahr wäre, seine verfehlte Shakespearische Manier dadurch im geringsten besser würde. Aber solchen Leuten kommt es nur darauf an, das Fleckchen zu finden, wo es am wehesten tut.« Das war die Antwort auf Lenz' Polemik gegen den »wachsgelben Aristarchen« an der Spitze der Allgemeinen Deutschen Bibliothek, wie die »Verteidigung des Herrn Wieland« gespottet hatte[1]. Ähnlich äußert sich Nicolai über den »Eloge de feu . . .«. Nimmt man hierzu noch einige allgemeine, nichtssagende Äußerungen Nicolais in Briefen an Freunde, in denen er wegwerfend von Lenz sprach[2], so ist das Bild ihrer Beziehungen — ein wenig erfreuliches und wenig aufschlußreiches Bild — gezeichnet. Eschenburgs Referate über die Lenzschen Dramen in der Allgemeinen Deutschen Bibliothek[3] bereichern dies Bild nicht. —

»Klinger scheint mir ein sehr mittelmäßiger Bursche zu sein, der nur die Manier aufschnappt und selbst nicht viel in sich hat« — bei diesem Urteil Nicolais über Klinger[4] blieb es, trotz mehrfacher Variationen, im allgemeinen. Auch hier zeigt sich der Kritiker

---

[1] »Buchhändler J« heißt es darin mit einem Druckfehler für N = Nicolai: vgl. Lenz an Zimmermann Mai 76 (= Freye-Stammler I, 265) und Rosanow S. 280.

[2] Beispielsweise in seinen Randbemerkungen zu Petersens Briefen vom 23. X. 74 und 5. III. 75 NN., die er entsprechend verwertet haben wird.

[3] Eschenburg Allg. Dtsch. Bibliothek Anh. z. 25.–36. Bd., S. 763 f. über »Flüchtige Aufsätze von Lenz«, hrsgb. v. Kayser; Allg. Dtsch. Bibliothek 34, 2, 488 über »Die Freunde machen den Philosophen« und die »Soldaten«; ebenda 27, 2, 368 ff. über den Hofmeister, Neuen Menoza und die Anmerkungen übers Theater; diese letzteren: »flüchtig und dreist«, der wahre Kritiker des Aristoteles sei Lessing; Lenz wird zum Studium der Hamburgischen Dramaturgie aufgefordert. Die Soldaten: »ein buntscheckiger Cento unzusammenhängender Szenen und zerstückter Gruppen«; unsittlich und frech (das letztere in bezug auf die Verwendung des Namens La Roche gesagt). Unsittlich wird auch »Die Freunde machen den Philosophen« genannt. Eine gewisse Anlage zur treuen Naturdarstellung wird nur dem Verfasser des Hofmeister nachgerühmt. — Eberhard bemerkt (Anh. z. 25.–36. Bd., 2296) zu der Erzählung »Prinz Zerbin oder die neuere Philosophie«: »Warum neuere Philosophie? Welche neuere Pilosophie lehrt Mädchen verführen u. dann verlassen?« (!) Pistorius bemerkt (A D Bibliothek 29, 1, 30 ff.) zu Lenz' »Meinungen eines Laien«, der Laie sei ein Nachahmer des Verf. der Aeltesten Urkunde (Herders); nur habe er das »heilige Dunkel der Herderschen Orakelsprache nicht zu erreichen gewußt«. Seine Hypothesen seien geeignet, »den Menschen ganz als Maschine u. Klotz aufzufassen« (!)

[4] An Höpfner, nach d. 23. IV. 76. Hs. im Hochstift, Frankfurt.

Eschenburg[1] als farbloser oder unzugänglicher, ablehnender Referent, der jede tiefere Begründung seines Standpunktes vermissen läßt; eine an Lessing, der klassizistischen und der bürgerlich-realistischen Ästhetik genährte Durchschnittsauffassung. Das gleiche müssen wir über Eschenburg als Kritiker H. L. Wagners sagen[2]; von Nicolai haben wir auch hier nur vereinzelte belanglose Äußerungen. — Zu den Trabanten Goethes zählte Nicolai auch Kleuker[3], Contius[4], Cranz[5], Kaufmann und Kayser[6], die wir hier nur erwäh-

[1] Allg. Dtsch. Bibl. Anh. z. 25. 36. Bd., S. 760 über »Sturm und Drang«: starke Begabung Klingers; seine »wilde, überspannte Phantasie« werde sich »schon noch abkühlen«. »Otto« und »Das leidende Weib (vgl. Nicolais Randbemerkung z. Eschenburgs Brief vom 16. V. 75, vor dieser Rezension, eine Anweisung?): »Aufwallungen jugendlicher Hitze«, Klinger ein sehr selbstgefälliger Autor. »Zwillinge« (Anh. z. 25. 36. Bd., S. 3006): Eschenburg will den Julius von Tarent vorziehen; »wie die meisten Klingerschen Stücke« könne man es »nicht ohne Schwindel und Kopfweh lesen«. »Simsone Grisaldo« will Eschenburg überhaupt nicht verstanden haben (Anh. z. 25. 36. Bd. d. A D Bibl., S. 759). — Vgl. außerdem das Schreiben aus Riga: Allg. Dtsch. Bibl. 44, 1, 301 (1780) über die Klingerschen Romane.

[2] Die »Kindsmöderin«, Allg. Dtsch. Bibliothek Anh. z. 25. 36. Bd., S. 765. Das soziale und moralische Element wird von Eschenburg hervorgehoben, gegen den Wagnerschen Naturalismus erklärt er sich in scharfen Worten. Nicolais Rezension des »Prometheus«, Allg. Dtsch. Bibliothek 26, 206, spricht zwar von »unverschämter Oscitanz« und »karrenschiebermäßiger Grobheit« und sagt, Goethens Erklärung wäre gerade noch zur rechten Zeit gekommen, um seine Ehre zu retten, aber sie sieht doch darin »eine eigentümliche Kraft und eine trotzige Unbekümmernis«, die man sehr wohl Goethe zutrauen könne.

[3] Kleuker, von Petersen (fälschlich) als Verfasser des Aufsatzes namhaft gemacht: »Eines Ungenannten Antwort auf die Frage ... usw.« im Teutschen Mercur, Aug. Sept. 76. Wieland versichert (ebenda), den Verfasser, dem er entgegentritt, nicht zu kennen. Vgl. Wieland an Lenz Okt. 76. Der Aufsatz im Teutschen Mercur stichelt boshaft gegen die »Bibliothekare in Berlin«, wie gegen den Sebaldus Nothanker.

[4] Vgl. oben S. 271, Anm. 1, Nicolais derb abfertigende Rezension: Allg. Dtsch. Bibliothek 26, 209. Contius versuchte später, unter Verleugnung seiner literarischen Vergangenheit, mit Nicolai Verbindung anzuknüpfen und ihn zum Verlag »einiger Bogen Gedichte« zu bewegen. Nicolai hat den Brief (3. VIII. 88 NN.) anscheinend gar nicht beantwortet.

[5] Vgl. Nicolai an Höpfner 6. V. 79. Hs. im Hochstift Frankfurt. »Cranz ist ein elender Mensch« .. usw. Baumann aus Cleve teilte Nicolai 25. IV. 79 mit, daß die Aufsätze in den Frankf. Gel. Anz. 1779, Nr. 16 f. u. 78 f., die sich über Nicolais Streit mit Wieland lustig machen und gegen Nicolai scharf zu Felde ziehen, von Cranz herrühren; diese Aufsätze sprechen zwar lobend von Sebaldus Nothanker, verdammen aber Nicolais »Bänkelsäuerei« (dies geht auf Nicolais Feynen kl. Almanach).

[6] Über Kayser: Höpfner an Nicolai 24. IV. 76. Über Kaufmann, Kayser und

nen wollen; diese kleinen Geister haben ihn natürlich kaum beschäftigt, sein Gesamturteil aber verschärft.

In der Anzeige, die Nicolai dem »Rheinischen Most«, jener Sammlung von Satiren aus dem Kreis der Jungen, widmete[1], zog er gewissermaßen eine Summe aus dem Treiben der Geniezeit. »Die Vergleichung der meisten Gedichte mit einem gärenden Most ist nicht übel. Aber wie muß es kommen, daß es bei dem ersten Herbst geblieben ist? Ist der Wein am Rhein seit 1775 nicht geraten? Haben die Köpfe, welche die Mittagssonne nicht heiß genug finden konnten, um recht durchglühet zu werden, und die durch Lobeserhebungen ihrer Klienten noch dazu so fleißig gedüngt worden sind, dennoch seitdem nichts als Heerlinge getragen?«(!) Es ist hier fragend ausgedrückt, was Nicolai einige Zeit vorher zu Höpfner mit naiver Zuversicht und Selbstsicherheit geäußert hatte[2]: »Was die Bürschchen schwatzen, bedeutet nicht viel. Das wilde Wesen wird in vier oder fünf Jahren verraucht sein und dann wird man ein paar Tropfen Geist, und im Tiegel ein großes caput mortuum treffen. Ich habe schon mehr dergleichen Revolutionen erlebt. Man muß die Knaben nur gehen lassen und nicht sehr auf sie Acht geben, denn ihre ganze Absicht ist, Lärm zu machen.« Aber etwas positiver dachte Nicolai doch von dieser Bewegung, als er es hier ihrem halben Bundesgenossen Höpfner anvertraute. v. Knigge, der Eschenburgs Stelle in der Bibliothek in der Folgezeit verdrängte, sprach wenige Jahre später bereits von »Sturm- und Drang-Meßware«[3]. Nicolai aber wiederholte in einem Brief an Joh. v. Müller[4] zwar jene an Höpfner gerichteten abfälligen Bemerkungen, allein er setzte doch hinzu, er erwarte trotz allem einen »wohltätigen Einfluß« von dieser Bewegung: »man wird das Abenteuerliche, das sie einführen will, bald überdrüssig werden, aber von dem Kräftigen wird etwas zurückbleiben«.

Kleuker: Petersen an Nicolai 12. I. 78 = Grenzboten 1911, S. 612, Kayser treibe »die Sucht, Goethe nachzuahmen, bis zur Manie«, gleiche seine Handschrift derjenigen Goethes an, bediene sich eines Petschaft nach Art des Goetheschen, falte seine Briefe wie Goethe usw. Kaufmann – ein herumreisender Agent der »Kraft-Genie und Wunderpartei«.

[1] Allg. Dtsch. Bibliothek Anh. z. 25./36. Bd., S. 754.

[2] An Höpfner 23. IV. 76 = Wagner III, 140.

[3] Gelegentlich der Anzeige einer Werthernachahmung Allg. Dtsch. Bibl. 60,2, 451.

[4] Briefe an Joh. v. Müller, S. 102; 12. VII. 76.

»Wir wollen's Genie nicht einschränken«, so hieß es in Nicolais »Freuden«, »denn der Kerl ist reich und mächtig, und Klagen tut's nicht. Aber wenn wir dem Genie aus dem Wege gehen könnten«. Nicolai konnte und wollte den Genies nicht mehr aus dem Wege gehen. Nicht so sehr der Zuspruch von Freunden und Mitarbeitern[1] drängte ihn dazu, die ihn für den praeceptor des guten Geschmacks hielten; die »ganze in 30 Jahren befestigte Form seines Denkens«[2], die Summe seiner Bestrebungen um Gesellschaft, Bildung, Literatur schien in Frage gestellt durch das gärende Unwesen der Jungen, die ihn mehr als andere Vertreter der älteren Generation zur Zielscheibe ihrer Angriffe nahmen: mußte er nicht bemerkt haben, daß die zügellose Satire Wagners im »Prometheus« gegen niemanden so scharf und beißend war wie gegen ihn? Die Stellung der Jungen gegen seine Allgemeine Deutsche Bibliothek wurde immer einmütiger und entschiedener, seitdem ihr Apostel Herder sich in so schroffer Weise von ihm losgesagt hatte. Und jetzt eben erschien, nach vielen äußeren und inneren Hemmnissen[3] der dritte Teil des Sebaldus Nothanker, in dem, wie wir uns vergegenwärtigen, Nico-

So fragt z. B. Kästner (NN. Empf. 22. I. 77), ob Nicolai nicht »eine Sammlung von Haupt- und Staatsaktionen zum Gebrauch unserer dramatischer Dichter« anlegen wolle. (Nicolai bemerkt dazu am Rande: »Sie haben . . . Recht, die Kerls sind nicht wert, daß man Witz . . . gegen sie verschwendet.«) Daß dies eine Kästnersche Aufforderung zu einer Satire gegen die Jungen war, geht auch aus seinem spätern Brief (NN. Empf. 22. I. 79) hervor, wo er von Nicolai ausdrücklich etwas »Dramaturgisches« wünscht, da »die Leute es so wahnsinnig machen, daß es bald nicht mehr auszuhalten ist«. »Noch einmal, liefern Sie uns was dramaturgisches oder ich lasse Ihnen die Erinnerung drucken: d o r m i s; N i c o l a e?« — Ähnlich etwa Marcard 24. III. 77 NN. an Nicolai: »Warum wollen Sie nicht etwas Witziges in die Welt schicken. Warum wollen Sie das Talent, das Sie haben, vergraben! Wahrhaftig! die Lenze, die Stollberge, die Miller und Brückner denken nicht so delikat . .« usw. Ähnlich auch Gebler 15. VI. 79 = Werner S. 96 an Nicolai. Auch Boie verlangt (9. XII. 76 NN.) Nicolais »Gedanken« über die gegenwärtige Gärung »fürs Museum«; am 28. I. 78 erinnert er ihn daran: »Sie wollen mir ja auch einmal etwas fürs Museum geben.«

[2] J. K. Pfenninger an Nicolai 10. VII. 74 NN.

[3] Davon gibt Nicolais Brief vom 5. III. 76 an Höpfner Zeugnis, den ich nach der im Hochstift Frankfurt befindlichen Handschrift im Anhang mitteile.

lai eine Summe aus seinen Bestrebungen zog. Chr. H. Boie sprach sich über den Nicolaischen Roman zu Bürger aus[1], es sei »vielleicht der erste deutsche Roman«; aber er macht eine bezeichnende Einschränkung ganz im Sinne Bürgers: Der Roman sei aber »nur für den Teil des Publikums, der bei der Lampe studiert«, und zielt damit unzweifelhaft gegen das Überwiegen des gelehrten, unvolkstümlichen Elementes. In der Tat, wen trifft Sebaldus auf seinen Wegen anderes als Theologen der verschiedensten Sekten? Und wenn Nicolai auch mit besonderer Vorliebe bei dem Leben des einfachen Volkes verweilt, das er freilich in einem Maße kennt und zu farbiger Darstellung bringt, wie kaum ein zweiter zeitgenössischer Autor, wenn er auch neben der kleinbeschränkt-bürgerlichen sogar die proletarische Existenz berücksichtigt (z. B. Seb. Noth. II, 25) — das eigentliche Interesse des Darstellers liegt in den verschiedenen Schattierungen des gelehrten Publikums, und die gelehrten »Meinungen« bilden das äußerliche wie das innerliche Agens des Romans. Ja selbst die lyrischen Ruhepunkte — landschaftliche Schilderungen bei den Wanderungen des Sebaldus, Momente der Selbsteinkehr des vom Unglück verfolgten Pastors — werden in diese Sphäre hineinbezogen; beim Anblick einer schönen Gegend, im lebhaften Empfinden der bewegten Natur werden Gedanken von spezifisch theologischer Färbung gewonnen; die Lieder, in die solche Situationen sich lösen, sind Dankes- und Loblieder, und der Pietist auf der Landstraße nach Berlin (II, Kap. 1) singt ganze Seiten des im Kurfürstentum Brandenburg eingeführten Kirchengesangbuches.

Es ist unzweifelhaft das Gegenteil des Bürgerschen Begriffes der Popularität, die nach seinem Ausdruck »das Siegel der Vollkommenheit« einer Dichtung sein sollte, was sich in Vorwurf, Darstellung und Wirkung des Nicolaischen Romans zeigte. Freilich haben wir uns vergegenwärtigt, daß der »Popularphilosoph« Nicolai, weit entfernt, mit Absicht unpopulär zu sein, im Gegenteil sein ganzes Wirken auf Popularität einstellte; immer wieder ist es seine Klage

[1] Boie an Bürger 10. V. 73 = Strodtmann I, 116. Bürger antwortet 17. V. 73 = Strodtmann I, 119, der Nothanker habe ihm »im Ganzen sehr gefallen«; »endlich hat sich denn doch einmal einer eines Originalstoffes bemächtigt« usw. — macht aber skeptisch-ironische Einschränkungen gegen Nicolais Verfasserschaft, gegen das Überwiegen der »Meinungen« gegen das eigentlich Romanhafte.

— auch gerade im Roman —, daß die deutsche Dichtung und Bildung nur »an den Universitäten hängt«, ist es sein Bemühen, das Volk in seiner Ganzheit an beiden teilnehmen zu lassen. Allein Nicolais Popularitätsbemühungen sind ein Übersetzen, Anpassen, eine Methode; popularisieren im Nicolaischen Sinne kann man alles, und die Dichtung wird populär, wenn man nur den richtigen »Augenpunkt« zu ihrer Erfassung und Beurteilung darbietet. Bürgers und vor allem Herders Popularitätsbegriff sind davon geschieden. Die Popularität liegt für sie schon in der Sache selbst; es wird nichts populär gemacht — es verlöre denn seine Art — sondern es ist's oder ist es nicht. Und der populus ist, wenigstens für Herder, kein bloß empirischer Begriff, sondern etwas Organisches, und als Organisches hervorbringend, nicht bloß Objekt. Diese Unterschiede werden im Verlauf unserer Darstellung noch deutlicher hervortreten.

Allein schon vom Sebaldus Nothanker aus können wir einen zweiten Gegensatz zu der Bürgerschen Anschauungsweise — oder vielmehr zu der Bürgerschen Formulierung von Herder begründeter Anschauungen — erkennen. Einen nicht minder wichtigen Bestandteil des Bürgerschen ästhetischen Glaubensbekenntnisses bildet sein Naturalismus, den er — von der besonderen Färbung bei jedem derselben abgesehen — mit Wagner, Klinger, Lenz, Mahler Müller teilt. Der Charakter des Sebaldus ist, gemäß Diderots Formulierung, durchaus von der »condition« her gebildet (das ästhetisch Ungenügende der Darstellung des Charakters interessiert uns hier nicht); sie bestimmt seine »Individualität« — wenn man davon sprechen kann, wo nur eine Summe von Neigungen, Fähigkeiten, bestimmter intellektueller Färbung und wunderlichen Einzelheiten (in denen sich Sterne als Vorbild erweist) dargestellt ist; und sie bestimmt auch seine Schicksale. Aber diese Bindung des Helden an seine condition führt hier nicht wie bei den Stürmern zum tragischen Leiden, zum Konflikt des Helden mit der Gesellschaft, und noch weniger ist dieses System von sehr wenig realen Verflechtungen naturalistisch zu nennen; es fehlt nicht an den Entführungen, unvorhergesehenen Trennungen usw. des alten Abenteuerromans, an märchenhaften Räubern — deren massenhaftes Auftreten mit dem Frieden von 1763 »motiviert« wird — und wenn schon solche Elemente des älteren Abenteurerromans bei Wieland bisweilen ziemlich sta-

tionär wirken, hier im Sebaldus Nothanker sind sie opernhafter Apparat; vom Naturalismus ist dies Gewebe von Fiktionen weit entfernt. Schon die Anknüpfung an Thümmels Wilhelmine, diesem Muster einer Gattung, die rein in der literarischen Tradition begründet war, diesem Zwitter aus Konvention und Satire, beweist dies; und Nicolai hat Wert darauf gelegt, in seinem Sebaldus sich innerhalb der Grenzen zu halten, die durch den Stil der Wilhelmine abgesteckt waren.

Bürger hat diese beiden Grundtendenzen seiner Anschauungsweise wie seines dichterischen Schaffens öffentlich zuerst in den Fragmenten aus Daniel Wunderlichs Buch im Maiheft des Deutschen Museums von 1776 — hier insbesondere in dem Herzensausguß über Volkspoesie« — ausgesprochen, späterhin in einem dritten, erst aus seinem Nachlaß veröffentlichten Fragment »Zur Beherzigung an die Philosophunculos«, und in den beiden Vorreden zu seinen Gesammelten Gedichten, schließlich in den, ebenfalls erst aus seinem Nachlaß veröffentlichten Fragmenten »Über die Popularität in der Philosophie«[1]. Er hat im »Herzensausguß« den latenten zu einem offenbaren Gegensatz gemacht, dem Nicolai alsbald in seinem »Feynen kleynen Almanach« entgegentrat.

Es ist bezeichnend (— und geeignet, die Methode unserer Darstellung wie besonders unsere Behauptung zu rechtfertigen, daß Nicolai erst aus der Abwehr heraus satirisch-kritisch zum Sturm und Drang Stellung nahm —) daß Nicolai erst bei Gelegenheit des Bürgerschen »Herzensausgusses« diese Stellung zu einer Anschauung nahm, die ihm im Kern schon bei Gerstenberg und mehr noch in Herders Fragmenten, vor allem in Herders Ossianaufsatz entgegengetreten war. Bürgers Aufsatz konkretisierte, überspitzte und — dogmatisierte lediglich Herders Anschauungen. Erwin Kirchers Feststellung[2], daß der Nicolaische Almanach sich mehr gegen Herder als gegen Bürger richtete, ist leicht mißverständlich; der Gegensatz der Anschauungen tritt stärker und tiefer an Herder als an Bürger gemessen hervor; ohne den Bürgerschen Aufsatz, der, wie Kircher sagt, Herders Theorien zum »ästhetischen Schlagwort« machte, wäre

[1] Alles ed. Wurzbach III, 1 ff.

[2] Erwin Kircher, Volkslied usw., Zeitschrift für Deutsche Wortforschung 4, 45, Anm. 2.

der Almanach aber nicht geschrieben worden, der eigentliche Angriff galt Bürger. Das können wir schon daraus erkennen, daß die Diskussion über dieses Thema mit Gerstenberg und Herder, die wir oben berührten, unergiebig blieb: nicht nur, weil Nicolais Äußerungen zu unscharf formuliert und wohl auch zu unklar gedacht waren, und nicht nur, weil er kein eigentliches Gegenüber fühlte, sondern vor allem, weil seine Neigung zum Kompromiß einen Schleier über den geahnten Gegensatz deckte, und die Korrespondenten bald abbogen. Erst bei Gelegenheit des Bürgerschen Herzensausgusses wird auch seine Stellung deutlicher, und so sehr wir auch bedauern mögen, den Gegensatz nicht schon Herder gegenüber wirksam zu sehen, — wir müssen, wollen wir nicht konstruktiv verfahren, seine Stellungnahme zu der ursprünglicheren und tieferen Herderschen Konzeption dieser für den Sturm und Drang so fruchtbaren Gedanken nur sehr behutsam zu erschließen suchen[1].

Theoretische Auseinandersetzungen, zumal über Gegenstände der Kunst, waren Bürgers Natur zuwider; erst spät hat er sich ästhetischer Reflexion zugänglich gezeigt[2]. Ließ er sich in jüngeren Jahren dazu herbei, so kam es ihm nicht auf Gründe und Gegengründe, überhaupt nicht auf Begründung, sondern nur auf Fixierung seiner Meinungen an; aber was über die Schwelle seines Denkens trat, hielt er dann auch starr und eigensinnig fest. Unzweifelhaft riß ihn der Anstoß, der von Herder kam, aus einer ziemlich traditionellen Poetik zu den Gedankengängen seines »Herzensausgusses« und den damit zusammenhängenden Kundgebungen fort. Herder, bekennt er zu Boie[3], habe durch seinen Ossianaufsatz »einen Ton geweckt«,

[1] Die Tatsache z. B., daß Nicolai an Herders Denis'-Rezension Anstand nahm, wird man nicht ohne weiteres als Gegensatz Nicolais zu der im Ossianaufsatz an Denis' Übersetzung geübten Kritik nehmen dürfen; er selbst macht (an Herder 25. I. 72) einen anderen Grund namhaft, und er hat ja auf der anderen Seite stillschweigend Herdersche Rezensionen geduldet, deren Standpunkt er nicht teilte oder ablehnte. Im Wesentlichen wurde die Herdersche Rezension durch Nicolais Einspruch nicht berührt.

[2] Vgl. Chr. Janentzky, Bürgers Ästhetik Berlin 1909 (in Munckers Forschungen XXXVII) S. 51 ff.

[3] An Boie 18. VI. 73 = Strodtmann I, 122; ähnlich fühlt er sich durch Herders 1777 erschienenen Aufsatz: »Von der Aehnlichkeit der mittleren englischen und deutschen Dichtkunst« berührt: an Boie Ende Oktober 1777 = Strodtmann II, 172. — In dem einzigen erhaltenen Brief Bürgers an Herder 24. I. 78 bittet Bürger

der schon lange in seiner Seele »auftönte«; hier fühle er sich in seinem Elemente. Diese subjektive Abhängigkeit, die, mit Herder zu sprechen, »Genesis des Enthusiasmus«[1], ist das Kennzeichen der objektiven. Bürgers Äußerungen erscheinen, an den Herderschen gemessen, wie aus einem größeren Komplex herausgeschnitten. Die geschichtsphilosophische Konstruktion, die die Herderschen Ausführungen trägt, wird bei Bürger ersetzt durch Ressentiment. Herder verbindet mit den Begriffen »wilde Völker«, »alte Lieder«, »Volkslieder«, zeitlich, sachlich, psychologisch distinkte Vorstellungen; bei Bürger verschwimmen sie in einer an Rousseau genährten Vorstellungswelt. Herder erkennt Voltaires Spott über Rousseau, »daß ihm das Gehen auf allen Vieren so wohl gefiele« als berechtigt; »das menschliche Geschlecht ist zu einem Fortgang von Szenen, Sitten, Bildung bestimmt; wehe dem Menschen, dem die Szene mißfällt, in der er auftreten, handeln, sich verleben soll«[2]! Herder weiß, stellt bedauernd fest, daß, was bei den alten Völkern »Natur« ist, sich heute nur bei den unmündigen Mitgliedern der Nation findet; er sieht, »nach der Lage unserer gegenwärtigen Dichtkunst« zwei Möglichkeiten: erkennt ein Dichter, daß die Seelenkräfte, die teils sein Gegenstand und seine Dichtungsart fordert, und die bei ihm herrschend sind, vorstellende, erkennende Kräfte sind«, so sind Klarheit der Komposition, Ordnung der Teile, Gliederung der Beziehungen seine Aufgabe; »fordert sein Gedicht aber Ausströmung der Leidenschaft und der Empfindung, oder ist in seiner Seele diese Klasse von Kräften die wirksamste Triebfeder, so überläßt er sich dem Feuer der glücklichen Stunde.« Milton, Haller, Kleist, Lessing auf der einen, Klopstock, Gleim, Jacobi auf der anderen Seite seien Beispiele; Gerstenberg und Wieland verbinden beides. Was ist aber bei Bürger daraus geworden! Die Unterschei-

---

Herder, wenn er ihm einmal schreiben wolle, davon zu schreiben: daß jedes Volk seine eigene Poetik habe und haben müsse; und von der großen ewigen Wahrheit: »daß alle Poesie für die Nation popular sein müsse, daß alle fremde antiquarische Nachmacherey Nürnberger Tand sey«. (Der Brief jetzt vollständig abgedruckt bei A. Peveling »Bürgers Beziehg. z. Herder« Münst. Diss. 1917, S. 10f. Diese Dissertation scheint mir die objektiven Beziehungen bezw. Gegensätze nicht genügend hervorzuheben.)

[1] Ossianaufsatz ed. Suphan V, 169, Z. 21.

[2] ed. Suphan V, 168.

dung zwischen »Versmacherkunst« und Poesie; und die Poesie wünscht er »volksmäßig«. Was ist aber »Volk« bei Bürger? Er wehrt sich nur gegen die Unterstellung, Volk sei Pöbel[1]; faßt man seine Äußerungen positiv, so ergibt sich keinesfalls eine organische Einheit im Sinne Herders, eher eine mechanische. Und entsprechend mechanisch faßt er auch die dichterische Produktion als Äußerung des Volkes. »Gäbe es ein ganzes Volk, dessen Nasen so organisiert wären, daß ihnen Teufelsdreck besser röche als die Rose, dem besinge man Teufelsdreck statt der Rose«[2] — allerdings eine paradoxe Zuspitzung seines Popularitätsideales. Herder weiß sehr wohl neben dem Volkslied die Lyrik Klopstocks zu schätzen, erkennt deren Organisation als wesensverschieden, auch wenn er meint, daß Klopstocks Lyrik noch am ehesten von dem Rudiment alter Völker mitten unter uns — den Kindern, Mägden, Jägerburschen — unmittelbar ergriffen werde. Auch Bürger verehrt die Klopstocksche Dichtung; und doch dekretiert er, alles Lyrische und Lyrisch-Epische sollte Volkslied oder Ballade sein. Herder bedauert, daß die Romanze nur noch als niedrig-komische Gattung existiere; Bürger sagt: »von der Muse der Romanze und Ballade ganz allein mag unser Volk noch einmal die allgemeine Lieblingsepopöe aller Stände hoffen«. Das Rudiment der alten Völker mitten unter uns ist für Herder ein Pfand der Vergangenheit, für Bürger eine Versicherung der Zukunft; die Unwissenden, Unmündigen, Unkultivierten sind für ihn ein Imperativ der Dichtung. Es ist kein Zufall, daß Bürger in seinem »Herzensausguß« da beginnt, wo Herder, psychologisch genommen, endet: bei der Polemik — und auch in deren Ton ist ein bemerkenswerter Unterschied — gegen Zeit, Verbildung und Gelehrsamkeit, besonders gegen die »nackigen Poetenknaben« der Gegenwart. Und schließlich, es ist ein Unterschied, ob Herder sich — durch die Abhängigkeit des Gedichts von einem alten Chanson — dazu verführen ließ, Gleims »Marianne« einen schönen Vortrag zuzugestehen — oder ob Bürger Voß' Idylle »Die Bleicherin« als eins derjenigen

[1] »Unter Volk verstehe ich nicht Pöbel. Wenn man verlangt, daß jemand eine leserliche Hand schreibe, so ist wohl nicht die Meinung, daß ihn auch der lesen soll, der überall weder lesen noch schreiben kann,« heißt's in den Fragmenten »von der Popularität in der Poesie« ed. Wurzbach III, 19.

[2] ed. Wurzbach III, 18.

Gedichte pries, die Daniel Wunderlich vorzugsweise liebe[1]. Das durchaus Agitatorische seines Aufsatzes wird durch dieses Urteil scharf beleuchtet, die Überschätzung des bloß Stofflichen.

Dieser agitatorische Aufsatz Bürgers erst, nicht der trotz des dithyrambischen Stils, erkennende, untersuchende Aufsatz Herders rief Nicolai in die Schranken. Seine Abwehr ist des öfteren dargestellt worden: ihre Entstehungsgeschichte, ihre satirisch-polemischen Elemente und ihre inneren Tendenzen[2]; es sei daher nur kurz dasjenige hervorgehoben, was in den Darstellungen nicht berührt wurde.

In der Besprechung, die Eberhard dem Bürgerschen Museumsaufsatz in der Allgemeinen Deutschen Bibliothek[3] widmete, heißt es: »Anpreisung der Volkspoesie in überspannter und beinahe liederlicher Schreibart. So etwas hieß im Jahre 1776 Genie, und im Jahre 1778 ist es die Welt schon überdrüssig.« »Was heißt volksmäßig?« fragte die Allgemeine Deutsche Bibliothek ernsthaft verlegen um die Ausdeutung des Bürgerschen »Modewortes«. Nicolai und seinem Kreis war »Volk« kein problematischer Begriff, so wenig wie Nation, Gesellschaft, Staat; »Volkspoesie« vermochte es ebensowenig zu

[1] 9. V. 76 an Boie = Strodtmann I, 308.

[2] Georg Ellingers Vorrede z. s. Neuausgabe des Feynen kleynen Almanaches in Berliner Neudrucke I, 1. Carl Kleve, Nicolais Almanach. Progr. Schwedt 1895. Dazu neuerdings zur Entstehungsgeschichte die dankenswerten Mitteilungen H. Lohres in Zeitschrift des Vereins für Volkskunde 25 (1915), S. 147 ff. u. Joh. Boltes Nachwort zu dem Neudruck der Ges. d. Bibliophilen (Weimar 1918). Besonders die ebenso tiefdringende wie umfassende Interpretation Erwin Kirchers »Volkslied und Volkspoesie in der Sturm- und Drangzeit«. Ein begriffsgeschichtlicher Versuch. Zeitschrift für Deutsche Wortforschung 4 (1903), S. 1 ff., der ich mich auch da, wo ich mir ihre Anschauungen nicht völlig zu eigen machen kann, dankbar verpflichtet fühle; im ganzen stimme ich mit Kirchers Ergebnissen, soweit sie meine Arbeit berühren, überein; es sei für dies Kapitel nur hier auf sie verwiesen. — Wenn Kircher (S. 21) sagt, »die Einheit sachlicher Gesichtspunkte« fehle dem Ossianaufsatz, so scheint mir das nur zutreffend, wenn man den Ossianaufsatz absolut nimmt, ohne die übrigen entsprechenden Kundgebungen bis etwa 1774; nimmt man diese hinzu, so lassen sich alle wesentlichen Begriffe des Aufsatzes sehr wohl zu sachlicher Einheit verbinden. Übrigens widerspricht Kircher seiner Feststellung indirekt selbst, in der Kennzeichnung der Bürgerschen Anschauungen und ihrem Verhältnis zu den Herderschen. In der Beurteilung des Herderschen Standpunktes von 1777 und späterer Zeit gegen den früheren pflichte ich Kircher bei.

[3] Anhang z. 25./36. Bd., 2299; vgl. ebenda S. 785.

werden. Biester wies in seiner Rezension des Nicolaischen Almanachs[1] darauf hin, daß die Literaturbriefe zuerst das Interesse für die sogenannte Volkspoesie rege gemacht hätten (und Herders Ossianaufsatz hatte Lessings Verdienste um die Volkspoesie ja rühmend hervorgehoben, während Bürger sie überging[2]); und er berief sich, um Nicolais Stellung zu rechtfertigen, auf den Lessingschen Satz: kein Geschmack sei schlecht als der einseitige ... Man sah auf Nicolais Seite in dem Bürgerschen Aufsatz lediglich eine Übertreibung zugestandener Behauptungen und eine ungerechtfertigte Inanspruchnahme fremder Verdienste. Man muß diese Situation Nicolais festhalten, will man seine Abwehr richtig würdigen. Was wir bei seinen Diskussionen mit Gerstenberg und Herder, bei dem Gegensatz zu Hamann und dem jungen Goethe fanden, bestätigt sich auch hier: das Gefühl einer Gegensätzlichkeit empfindet er sehr bald, aber deren Art bleibt ihm verschlossen. Er konnte sich hier auf die Rezension berufen, die Biester den Blättern »Von deutscher Art und Kunst« gewidmet hatte[3]. Herders Verdienst war darin sehr gerühmt worden: »Dies Buch ist ein wichtiges Werk, welches dienen kann, die Natur und die Schätzung derselben in ihr gehöriges Recht einzusetzen;« der Rezensent, der seinen Stil gewaltsam zu Herderscher Kühnheit emporschraubt, glaubt sogar gegen diejenigen polemisieren zu können, »die nicht durch die Hülle von Mode und Anstand durchzusehen taugen«. Sehen wir freilich näher hin, so entdecken wir eine groteske, dem Rezensenten unbewußte Umbiegung der Herderschen Anschauungen. In den beiden Herderschen Aufsätzen, heißt es, seien »zwei der größten Söhne der Natur, Shakespeare und Ossian, gezeigt, die zu hoch waren, als daß ihr Göttergenie der irdischen Kunst sich hätte unterwerfen können«. Die Volkslieder, »Lieder des Volks«, sind in dieser Rezension »Lieder fürs Volk« geworden. Den Unterschied des Geistes, aus dem heraus Gleim seine Lieder fürs Volk dichtete, und aus dem — nach Herder — die Volkspoesie schuf, vermochte Biester so wenig einzusehen

[1] Anhang z. 25. 36. Bd. der Allg. Dtsch. Bibliothek S. 3372 ff. Gemeint ist der 33. Literaturbrief (von Lessing).

[2] Mit den großen »Söhnen der Natur«, die die Volkspoesie neuerdings entdeckt hätten, meinte Bürger in erster Linie Herder und Goethe, sodann Klopstock und die von ihm abhängigen jüngeren Dichter.

[3] Anhang z. 13./24. Bd. der Allg. Dtsch. Bibliothek S. 1169 ff.

wie Nicolai. »Wer wird es unsern Dichtern verwehren, Volkslieder nachzusingen, wie sie Schäfergedichte, Bardenlieder, patriarchalische Gesänge usw. machen,« fragte derselbe Biester in seiner Rezension des Nicolaischen Almanachs[1]. Die Schärfe des objektiven Gegensatzes zwischen Nicolais und Herder-Bürgers Volksliedauffassung soll damit keineswegs gemildert werden; unsere Feststellung soll vielmehr diesem Gegensatz Kontur geben. Ohne sie ist die positive Tendenz des Almanachs nur schwer verständlich.

Die positive Tendenz des Almanachs, die Minor und Cleve höhnisch glossieren, kann nicht gut bestritten werden. Man hat sich darauf berufen, daß Nicolai in seinem Brief an Lessing, in dem er die Absicht des Almanachs mitteilt[2], hauptsächlich die polemische Tendenz hervorgehoben hat, die er als »sehr ernsthafte Absicht« »einige der Toren womöglich klug zu machen« bezeichnet; und daß er die positive Seite mit dem Satz umschreibt: »ich habe mir freilich ein heimliches Vergnügen gemacht, einige schöne Stücke zuerst ans Licht zu bringen; aber ich habe wissentlich einige recht plumpe darunter gesetzt, damit man sehe, daß wahrhaftig nicht alle Volkslieder des Abschreibens wert sind.« Hierauf konnte Lessing zwar mit Recht antworten[3], Nicolai wolle »gerade über das Angelegene der Sache spotten«; aber die positive Tendenz Nicolais ist damit nicht gekennzeichnet. Zu Justus Möser hat er sich deutlicher geäußert, daß er die Gelegenheit der Satire benutzen wolle, um »solche Volkslieder aus der Dunkelheit zu ziehen, die wahre Naivität haben«[4]. Und Möser hat gerade dieser positiven Seite freudig zugestimmt[5], wie auch Boie[6], dem die Doppelgesichtigkeit des Almanachs ein

[1] Anhang z. 25./36. Bd. der A D Bibliothek S. 3374.

[2] An Lessing 5. VI. 77; vgl. auch Nicolai an Lessing 29. VI. 76 = Lachm.-M. 21, 108.

[3] An Nicolai 20. IX. 77 = Lachmann-Muncker 18, 250.

[4] Mösers Ges. Schriften ed. Abeken 2, 160. Ähnlich Nicolai an Joh. Müller 12. VII. 76 = Briefe an Joh. v. Müller ed. M. Constant S. 102; an Höpfner 19. IX. 76 = Wagner III.

[5] 14. XII. 78. Ges. Schriften ed. Abeken 10, 175.

[6] Boie an Nicolai 10. XI. 76, 9. XII. 76, 30. V. 78 (alles NN.). »Die Vorrede, die viel Wahres sagt, hat mich sehr belustigt, und unter den Liedern sind immer einige, die nicht zum Spaß gedruckt xu werden verdienten (!) Ich glaube, daß Daniel Wunderlich (= Bürger) sich des ehrsamen Leinweberhandwerks annehmen wird. Er versteht aber Scherz (!), wie Seuberlich, der Schuster (Nicolai) auch tun wird.« Auf Nicolais Anwurf im Almanach, die volksliedbegeisterten Genies seien

willkommenes Mittel war, seinen Standpunkt zwischen Nicolai und seinem Freunde Bürger zu wahren. Ja Merck ging noch weiter und fand, daß »der wahre Genius, der nicht gemeint sei, sich nicht beklagen werde«; auch der polemischen Seite erkennt Merck also eine positive Wirkung zu[1]. Die Wirkung von der positiven Seite her blieb nicht aus. Schon Herder klagte[2], daß man sich auf Nicolais Sammlung mehr als auf die seine berufe, und Kircher hat festgestellt, daß die Bemühungen um das Volkslied bis zum Wunderhorn hin, ob positiv ob polemisch, auf Nicolais Sammlung fußen[3]. Nimmt man die Andeutungen in seinen Briefen an Herder[4] hinzu, wonach er zu Herders — wie er glaubte: beabsichtigter — »Abhandlung von den Nationalliedern« ein »Kapitel von den Nationalrhythmis« schreiben wollte, eine Schrift über den Zusammenhang zwischen nationalen Rhythmen und Liedkunst, »eine sehr gelehrte Abhandlung« über die Rhythmik der alten Völker; und die Tatsache, daß Nicolai mehrere der von ihm gesammelten Volkslieder selbst komponiert hat[5], so wird man die positive Tendenz des Almanachs nicht mehr anzweifeln dürfen. Und es ist kein Beweis dagegen, daß Nicolai, — der übrigens ein ebenso geschickter, wie eifriger Sammler war[6] — dem Wortlaut der alten Vorlagen nicht mit philologischer Treue folgte und auch ein Lied veränderte, um eine Gelegenheit zu einem polemischen Hieb wahr-

---

feine Herrchen ohne Ahnung vom Volksleben, sagt Boie: »Bürger hat die Volkslieder studiert wie wenig Deutsche und hat g e l e b t mit dem, was wir Volk nennen«. Zur Fortsetzung der Sammlung erbietet Boie sich, Beiträge zu sammeln und beizusteuern; er habe auch im 2. Teil des Almanachs mehr als ein Stück gefunden, das ihm Vergnügen gemacht habe.

[1] Merck an Nicolai »Dez. 76« = Wagner III, 145.

[2] Von und an Herder I, 58.

[3] a. a. O. S. 48.

[4] 24. VIII. 72, 2. III. 73, 18. III. 73 (Hoffmann S. 82, 92, 98).

[5] Göckingk S. 95; Parthey, Jugenderinnerungen Berlin 1907, 1, 4.

[6] Zu den von Ellinger, Lohre und Bolte angeführten Zeugnissen füge ich noch die bisher meines Wissens unbekannt gebliebenen hinzu: Biedermann an Nicolai 26. XI. 77 NN., v. Bretschneider 21. III. 76, 14. VII. 76, 12. XI. 76 und 14. III. 77 NN. und Buchholz aus Weimar 31. X. 76 und 1. XII. 76 NN. Buchholz hat die beiden übersandten Lieder von »Madame Reinhart, einer Sängerin« und »von Herrn Kapellmeister Wolff« erhalten. Über Uz' Bemühungen für d. Almanach vgl. hier Anhang, S. 336f.

zunehmen[1]. — Worin bestand denn nun aber diese positive Tendenz Nicolais? — Eine Rezension Raspes in der Weißeschen Bibliothek[2] und die schon erwähnte Biestersche Rezension des Nicolaischen Almanachs geben uns einen Wink. Raspe hält die Percysche Sammlung für wertvoll, weil sie über jene »romantischen Zeiten« aufkläre und weil sie die »wahre Natur und Würde der Romanze« aufzeige; und Biester rühmte als das Verdienst der echten Volkslieder: »sie helfen den Geist der Nation charakterisieren; sie sind wichtig in Absicht der Sprache und Geschichte der Literatur«. Der hier ausgesprochene kulturhistorische Standpunkt gegenüber den Volksliedern ist auch der Nicolaische. Das Rudiment der alten Völker, der alten Deutschen, mitten unter uns, die Unmündigen und

[1] Lied XV des Almanachs, dem Nicolai dann die Bemerkung anfügte: »Solt ob disem Reyen schir wenen, die liben Alten hetten unnder Gauch unndt Geck verstanden, wz seit kurtzem Genye unndt Original heißt. Treiben solche Genyes eyn Fassnachtswesen, dz man wol seen möcht s' mogen dem Kramer Fürwitz weydlich inn Kram griffen haben« (Neudruck S. 34). Die Schlußverse mit der Anspielung auf den Schluß von Goethes »Hans Sachs poetische Sendung« (»Ein Eichenkranz, ewig jung belaubt, den setzt die Nachwelt ihm aufs Haupt«) heißen in der von Nicolai geänderten Fassung:

»Eyn Eichenlaub mit Stro durchschnurt
Mit Schellen feyn umwunden
Gebührt dem Gauch, der Geuche furt
In diesen Fassnachts-Stunden.«

Die Vorrede zum Almanach spöttelte ironisch über »Meyster Hanns Sachs, wol eyn Vater aller Teutscher Poeterey«; war es nicht auch Spott gegen Goethens Wiederaufnahme des Hans Sachs, wenn Nicolai dem Leineweber Wunderlich den Schuster Seuberlich entgegenstellte? — Was soll es übrigens heißen, wenn Ellinger (S. IX) sagt, Nicolai habe von allen ihm zu Gebote stehenden Versionen der Volkslieder die schlechtesten herausgesucht; das setzt doch voraus, daß Nicolai die richtige Einsicht in das wahrhaft Volksliedmäßige der Volkslieder hätte haben müssen! Ebensowenig besagt im Grunde Cleves Behauptung (a. a. O. S. 21), daß Nicolai, um sein Unternehmen »nicht gar zu gehaltlos werden zu lassen«, sich genötigt gesehen habe, dem Volkslied theoretisch und praktisch einen gewissen Wert zuzugestehen — er hätte eben die Gehaltlosigkeit nicht bemerken können, wenn er diesen »gewissen Wert« nicht von vorneherein gefühlt hätte.

[2] Neue Bibliothek d. sch. W. u. fr. K., Leipzig 1765 I, 176 und 1766 II, S. 54ff., insbesondere 88 f. Die ‚tragischen' und ‚historischen' werden von den ‚romantischen' Stücken getrennt, und diese als Beigabe betrachtet; in der Erwartung eines deutschen Percy heißt es: »wie viel würde die Historie der deutschen Dichtkunst gewinnen« ...!

Ungebildeten, ist ein Hilfsmittel zur Erkenntnis der Vergangenheit des Volkes; und die Volkslieder, die heute vom Volk gesungen werden, sind wichtig als Ausdruck der Lage und der Stimmung des niederen Volkes. »Es tut mich sehr freuen — heißt es in der Vorrede zum zweiten Jahrgang des Almanachs — eines wandernden Gesellen mit dem Ränzel auf dem Rücken, der ein Lied singt nach alter Weise, das ihm kürze den Weg und strecke die müden Füße. Solche wackere Gesellen verachte ich mit nichten, will ja der Lieder mehr mitteilen, die ja nottun ... Sein sie gut oder schlecht, genug sie sind echt.« Am Schluß der Vorrede zum ersten Jahrgang des Almanachs erzählt Nicolai die fingierten Lebensschicksale Gabriel Wunderlichs und läßt bemerkenswerterweise den Volksliedersänger an den gelehrten Dichtergesellschaften — der Fruchtbringenden, wie es in naivem Anachronismus heißt — zugrunde gehen. Er hat damit das andere, ihm ebenso widerwärtige Extrem angedeutet: die Dichtung als Erzeugnis der wenigen Auserwählten, als Mittel der Ergötzung eines sozial fixierten Kreises. Der doppelte Gegensatz Nicolais gegen die aristokratische Tendenz der Klopstockschen Gelehrtenrepublick (s. o. S. 81) und das Bürgersche Popularitätsideal[1] ist hier allegorisch umschrieben. Dichtung ist für Nicolai kein Erzeugnis der frei schaffenden Individualität, aber auch kein Erzeugnis des populus, in dem die Individualität nicht ausgebildet wird oder verschwindet. Die Gesellschaft ist für Nicolai der Boden, auf dem beides ausgeglichen wird, die Gesellschaft, deren Gliederung die Verschiedenheit der dichterischen Formen entspricht und vor allem die Zweigliederung in eine naiv-ungebildete Kunstübung und in eine solche der Gebildeten. »Und acht ich,« heißt's im Almanach,

[1] Der Gegensatz spiegelt sich in einer Kontroverse Brückner – Voß wieder: Brückner meint: »Ist's nicht des Dichters Pflicht, sich alle mögliche Mühe zu geben, für die meisten Leser verständlich u. leicht zu sein? Laß uns immerhin kleiner sein, wenn wir nur nützlicher sind; das ist eigentlich allein wahre Größe«, mit ausdrücklichem Bezug auf die Geniebewegung (Briefe an Voß, ed. Abraham Voß I, 183). Voß verweist ihn auf das, »was Klopstock in der Republik darüber sagt. Der Dichter, der nur Eine große Seele, die wieder wirken kann, stark rührt, tut mehr als der, der den ganzen Mittelstand in eine dumme Andacht einschläfert«, Simplizität des Ausdrucks dürfe nicht auf Kosten der Originalität des Inhalts gehen. (An Brückner 17. XI. 74 ebenda.) Auch Bürgers Popularitätsideal nahm die »hirnlose Mittelklasse« aus.

»es werde jedes Ding bleiben in seiner Art und damit auch Volkslieder Lieder fürs Volk und gelehrte Poeterei eine Poeterei für gelehrte Leute«[1]. So hat das Volkslied seine bestimmte Funktion für die Entwicklung der Dichtung — aber auch nur eine Funktion; dem Bürgerschen Satz, daß die homerischen Epen den Griechen waren, was unserem Volk die Volkslieder sein sollten und könnten[2], widerspricht Nicolai entschieden — freilich mit dem wirklich borniert mißverstehenden Einwand, daß schlechten Dank ernten würde, wer die Ilias oder Odyssee nach Volksliederart übertragen wollte. — Diese Stellung Nicolais wird noch deutlicher, wenn wir sie an den analogen gegensätzlichen Bestrebungen auf sprachlichem Gebiet messen. Die Verfechter des Popularitätsideals und der Volkspoesie traten für die »natürliche« Sprache des Volks in seinen Mundarten ein. Nicolai aber vertrat, wie wir uns mehrfach[3] vergegenwärtigten, das Ideal einer nicht nur geschriebenen, sondern auch gesprochenen hochdeutschen Einheitssprache, und gerade die Jungen

[1] Erwin Kirchers Behauptung (a. a. O. S. 45), der Almanach richte sich gegen Herders »romantischen Dualismus« (!) von Natur- und Kunstpoesie — eine Behauptung, die mir übrigens um so unverständlicher ist, als Kircher selbst feststellt, daß bei Herder, im Gegensatz zu Bürger, der »ein friedliches Nebeneinander gelten lasse«, Natur- und Kunstpoesie zeitlich und psychologisch auseinander hervorgehen — wird durch diesen Satz, der in mehrfachen Variationen wiederkehrt, widerlegt. Nicolais satirische Unterscheidung zwischen der alten Schuhmacherkunst — wo der Schuh »auf 'n ersten Schnitt, frei, aus innerem Drang« zugeschnitten ward, so daß über dem nackten Fuß »der lebendige Odem freier Luft webte und wehete«, — und der neuen, — wo die Schuhe »recht schicklich« hergestellt wurden, »so daß die Füße sich quetschten« — ist nichts weiter als Spott gegen die übertriebene Konsequenz der Volksliedtheorie; sie richtet sich aber keinesfalls gegen die Trennung von Kunstpoesie und Naturpoesie an sich, die Nicolai so gut forderte wie Mendelssohn in seiner oben (S. 173, Anm. 6) erwähnten Rezension der Herderschen Fragmente. Gewiß hat Herder beides theoretisch in einer Weise unterschieden, die von Nicolais Unterscheidung sehr weit entfernt ist und so, daß beides völlig neu begründet wurde. Aber Nicolai hat sich gegen das »à la modische Zwittergemengsel« Bürgers gewehrt, der Kunstpoesie (»Versmacherkunst«) nur notgedrungen überhaupt als existenzberechtigt zugab.

[2] Diese Bürgerschen Sätze erscheinen dann wiederum vergröbert — wenn man Herder dagegenhält — bei Voß: »Was braucht's schöner Natur! Der Schotte Ossian ist ein größerer Dichter als der Jonier Homer. Und Batteux ist ein Narr« usw. (An Brückner 20. III. 75 = Briefe von und an Voß ed. Abraham Voß I, 191; von Voß 12. VIII. 76 ebenda etwas modifiziert.)

[3] Vgl. insbes. oben S. 47, und die Kontroversen mit Hamann und Herder.

verspottete er oft wegen ihres ausgiebigen Gebrauchs von Dialektformen und -Worten. Gleichwohl ist er, der (im 125. Literaturbrief) die Provinzialidiotismen aus einem Deutschen Wörterbuch verbannt wissen will, da wo er die Sprache nicht als Mittel der Kunst und nicht als Funktion der Gesellschaft betrachtet, sondern als kulturhistorisches und -psychologisches Objekt, ein eifriger, liebevoller Sammler mundartlicher Formen und Worte: seine Reisebeschreibung, das Werk, in dem sein kulturhistorischer Standpunkt sich am reinsten darstellt, enthält nicht nur ausgiebige Sammlungen bayrischer und österreichischer Dialektformen[1], sondern sogar den — an den damaligen Bemühungen gemessen: außerordentlich vielseitigen und genauen — »Versuch eines schwäbischen Idiotikon«[2]. Er erhofft sich hier »von der Kenntnis der provinziellen Dialekte einen großen Vorrat von brauchbaren Wörtern, um Begriffe zu bezeichnen, für die wir in der allgemeinen Sprache keine Benennungen haben«; aber »sie verhilft uns auch zu einem philosophischen Blick in die Bildung der Sprache« und ihre Entwicklung, und als Mittel zur Erkenntnis des Charakters und der Sitten steht die Mundart ihm höher als die Schriftsprache. Freilich erkennen wir hier in seiner Begründung dieses Standpunktes eine — Herdersche Reminiszenz[3]; aber die Tatsache steht fest und erhellt die Tendenz seines Almanaches, daß er neben der Sprache der Bildung die »Volks«sprache der Sammlung und Pflege für würdig erachtet, wie neben der Kunstpoesie die »Volkspoesie«, die freilich — wie die Volkssprache nicht an sich, sondern nur in der Beziehung auf die Sprache der Bildung Gültigkeit und Wert hat — nicht zum absoluten ästhetischen Wert erhoben werden darf.

Von diesem Standpunkt aus, der die Dichtung als Erzeugnis und Objekt der Gesellschaft, die sogenannte Volkspoesie als Funktion und als Mittel der Dichtung auffaßt, hat Nicolai auch die Polemik geführt. Von hier aus zielte er besonders gegen diejenigen Sätze der Herderschen Konzeption und der Bürgerschen Ausführung, die

[1] Reisebeschreibung V, Beilage XIV, S. 70ff. und VI, S. 780ff.

[2] Ressebeschreibung IX, Beilage VIII, S. 113ff.

[3] Insbesondere in dem Satz: die Schriftsprache »wird durch Kultur nach und nach so glatt, so charakter- und gepräglos, daß sie, wie alte gangbare Scheidemünze ... nicht nur ihre Rauhheit, sondern mit derselben auch ihre unterscheidende Eigenheit verliert« (a. a. O. S. 113).

vom Genie- und Originalgedanken getragen waren. Ausflüsse des Geniegedankens zeigten sich bei Herder vorwiegend in der geschichtsphilosophischen Konstruktion, bei Bürger in der Polemik. Und Nicolai griff die Polemik auf. Es kommt uns auch hier, so wenig wie bei den »Freuden«, nicht darauf an, den Witz, mit dem Nicolai »die Genies« zu treffen suchte, als solchen zu charakterisieren — zumal Minor, Cleve und Ellinger sich hierum bereits bemüht haben — sondern dasjenige, was er ausdrücken sollte. Und hier zeigt sich wiederum der Standpunkt der »Freuden« — bei dem wir an Mendelssohns Vorwurf gegen Rousseau erinnerten, daß nämlich seine Kenntnis des menschlichen Herzens »mehr spekulativisch als pragmatisch sei« — wenn Nicolai den Jungen den Widerspruch zwischen ihrem Wollen und ihrem Sein vorhält. Wer Handwerksburschenlieder machen und sie recht genießen will, muß wahren Handwerksburschensinn haben, muß leben wie die Handwerksburschen, muß mit ihnen leben, darf nicht ein Wohlleben führen wie die »Genies«. »Es muß traun ganz getan sein oder muß gar unterbleiben.« Entweder, ruft er ihnen zu, bleibt vornehme und gelehrte Leute; dann dichtet auch für solche. Oder dichtet für Handwerksburschen: dann lebt auch wirklich mit ihnen, sonst wird's nur »alamodisch Zwittergemengsel«. Entweder ist die Volksliedtheorie ad absurdum geführt an dem bestehenden Verhältnis von Dichtung und Gesellschaft; oder der Originalitätsgedanke an der Volksliedtheorie. Denn die tieferen Zusammenhänge zwischen Originalgedanken und der (Herderschen) Volksliedtheorie hat Nicolai offenbar nicht eingesehen, weder in ihrer objektiven Prägung — »je älter, desto lebendiger, desto kühner und werfender« — noch in der subjektiven: in der Analogisierung der dichterischen Konzeption mit der Schaffensweise des Volksliedes. Der Rousseauischen Färbung dieser Zusammenhänge bei Bürger aber widersprach Nicolai. In seinem späteren Roman vom »Dicken Mann« ergreift den Helden im Überschwang seiner Abneigung gegen die Gesellschaft »ein ganz enthusiastischer Trieb zum Landleben«; er wird Dorfschulmeister, bringt sein überkultiviertes und empfindliches Wesen in die Dorfschule hinein und scheitert, nachdem er allerlei Unheil damit angerichtet hat[1]. Das klingt wie ein Nachhall seiner Polemik gegen die

[1] »Dicker Mann« II, Kap. 26, S. 74ff.

Volksliedverfechter. Wieder muß Johann Georg Jacobi und sein »tugendsames Fräulein Iris«[1] herhalten, und auch Lenz mag von diesem Vorwurf mit getroffen sein[2]. »'s ist eitel Mummerey«, wenn sie sich für »grobe Knollen« ausgeben; im Grunde wollen sie auch nur »feinen Damen neue Liedlein vormachen«; »'s sind doch nur Versemacher«. Das »Zurück zur Natur« ist nur eine Form der Ziererei und Überkultiviertheit, die sie nicht ablegen können. »Die äußere Form tut's aber wahrlich nicht. Kleid du deine alamodischen Gedanken in Form eines alten Volksreihen, so bleibt's doch ewig ein alamodischer Vers.« Sie zu bekehren, hat der zweite Jahrgang des Almanachs denn auch aufgegeben: »was hilft's, ob der Aff in Spiegel seh!' er bleibt doch ein Aff;« sein Hauptzweck ist die Fortsetzung der Sammlung selbst.

Während Nicolai aber die Polemik aufgeben zu können glaubte, und vornehmlich im zweiten Jahrgang dem positiven Zweck des Almanachs unbekümmert um alle Einsprache diente, sah Herder sich veranlaßt, seine Bemühungen um das Volkslied mit Rücksicht auf Nicolais Spott — diese »Schüssel voll Schlamm«, wie er den Almanach nannte[3] — einzuschränken. Er gab zwar 1777 den Aufsatz »Von Ähnlichkeit der mittleren englischen und deutschen Dichtkunst« heraus, in dem er die Fäden des Ossianaufsatzes weiterspann, aber bei der eigentlichen Sammlung schrieb er sich vor[4] »den Nicolai und Konsorten nichts zu schmähen zu geben,« und bei den deutschen Stücken »leise zu gehen«. In einem späteren Brief an Kennedy[5] bedauert Herder, daß er wegen der Bemühungen um das Volkslied zu denjenigen gezählt würde, die mit ihrer Originalitätssucht die Poesie verdürben. »Die Volkslieder,« schränkt er seinen früheren Standpunkt ein, »sind nicht herausgegeben, um Muster zu werden und gerade nicht in dem, worin Bürger, der Almanach usw. die Volksdichteley setzen, die mich von Herzen mit ihrem Eia Popeia ärgern;« er habe nur »Goldkörner aus ihrem Un-

[1] Über den Grund vgl. Ellinger S. XVII, Anm. 2 zu Bd. V (1776), S. 131 f. der »Iris«.

[2] Man riet damals »sonderbar genug« auch auf Klopstock und Voß (Boie an Bürger 25. X. 76 = Strodtmann I, 348).

[3] Suphan 9, 530.

[4] An Gleim = Von und an Herder I, 51.

[5] 27. XII. 79 = Viertelj. f. Litgesch. II (1889), S. 144 f.

rat ziehen« wollen, aber nicht »das Rauhe und Unpassende aus solchen Zeiten wiederbringen wollen«. Zweierlei ist an dieser Herderschen Äußerung, die freilich mit Rücksicht auf den Empfänger des Briefes etwas gefärbt ist, für uns bemerkenswert. Wir erinnern uns, daß Nicolai mit deutlicher Bezugnahme auf den an Ossian genährten Bardengeschmack, die »Zurückrufung von rauhen und kindischen Vergnügungen« Herder gegenüber als Aufgabe der Poesie formuliert hatte[1]; und daß er die alten Kelten (und Deutschen) als barbarische Völker gekennzeichnet hatte, die uns wesensfremder seien als Griechen und Römer, deren Bildung sie weit über jene stelle. Herder hatte Nicolai hierauf nicht direkt, aber im Ossianaufsatz geantwortet[2], und seine Ansichten leidenschaftlich abgelehnt. Jetzt spricht Herder vom Standpunkt des reifenden Humanitätsideals, für das die Begriffe Bildung und Entwicklung einen anderen Sinn bekommen haben. Von hier aus stellt er — und das ist der zweite bemerkenswerte Gesichtspunkt jener Äußerung — Bürger ohne weiteres neben Nicolai! Beide in Herders Augen gleich positiv und negativ — beides Agitatoren einer »Bewegung«, die er inspiriert hatte, die ihm aber als Bewegung die Früchte seiner Mühen raubte.

Anders, seiner Natur und dem Charakter seiner Kundgebung nach, verhielt sich Bürger. Auch ohne den ermunternden Zuruf von Freunden[3] hätte er gegen Nicolais Spott Einspruch erheben müssen — das Agitatorische seiner Kundgebung mußte ihn dazu führen. Und die Art seines Einspruchs ist für den Charakter der Bürgerschen Kundgebung ein bemerkenswertes nachträgliches Zeugnis. Bürger dachte nicht daran, mit einer eigenen Sammlung von Volksliedern den Spötter zum Schweigen zu bringen. Das erst aus seinem Nach-

[1] An Herder 21. III. 72.

[2] ed. Suphan V, 164 — »wilder ungesitteter Völker? ich kann Ihre Stelle kaum ausschreiben. So gehörte ihr Ossian ... so schlechthin zu einem wilden ungesitteten Volke? Und wenn jener auch alles idealisiert hätte, wer so idealisieren konnte ..... der war wildes Volk?« usw.

[3] z. B. Goeckingk, der nachmalige vertrauteste Freund Nicolais, an Bürger 15. XI. 76 = Strodtmann I, 362 f.: er ermuntert Bürger »Deutschlands hochstudiertem Lustigmacher .. angesichts des ehrsamen Publici .. die Hosen, die bunten Hosen abzuziehen«; er wolle selbst Hand mit ans Werk legen. Ähnlich Boie an Bürger 1. XI. 76 = Strodtmann I, 352.

laß veröffentlichte Stück »Zur Beherzigung an die Philosophunculos« ist eine einseitige Fortsetzung seiner agitatorischen Polemik, in ihrem wesentlichsten Gedankenkern freilich nicht mehr auf Nicolais Almanach bezüglich. Die »Rache«, die er Nicolai eigentlich zudachte, ist nicht ausgeführt worden. Die umgearbeitete »Europa«, die er mit — recht allgemein gehaltenen und im Grunde nichts besagenden — Invektiven gegen Nicolai »spickte«[1], hat Boie mit Rücksicht auf sein freundschaftliches Verhältnis zu Nicolai nicht abgedruckt[2]. Ein anderer Racheplan, den er Boie andeutet[3], ist überhaupt nicht ausgeführt; denn bald bekennt er[4]: »Seuberlich, Seuberlich, du bist morgens und abends mein Memento, das mich dahin treiben wird, wohin vielleicht aller Wind des Lobes mich nicht getrieben hätte.« So besann er sich erst jetzt darauf, dem Spötter Nicolai sein Werk als wirksamste Antwort entgegenzusetzen, »mit Wort und Tat zu zeigen, was echte, lebendige Volkspoesie sei«. — Während Bürgers Antwort an Nicolai im wesentlichen in persönlicher Abneigung und persönlichen Angriffen bestand — erst später hat er sich etwas bekehrt, da Boie und Biester Nicolai nicht fallen ließen[5] — hat Nicolai von jeder Fortsetzung des Streites besonders nach der persönlichen Seite hin abgesehen. Bürgers Bild stand vor

[1] Bürger an Sprickmann 26. XII. 76 = Strodtmann I, 382 f., »den Spaßvogel unter der Stechbahn hab ich einstweilen ein bissel gezwiebelt« usw. Übrigens wendet Bürger sich in diesen eingeschobenen Versen auch gegen seine Nachahmer unter den Jungen:

»Doch ihr, Kunstjüngerlein!
Mögt meinen Melodeyen
Nur nicht flugs nachlalleyen
Sonst wird die Kunst gemein.
Beherzigt doch das dictum:
Cacatum non est pictum« usw.

[2] Boie an Bürger 29. XII. 76 = Strodtmann I, 386 (Boie rät auch später (an Bürger 16. I. 78 = Strodtmann II, 211), die Ausfälle auf Nicolai aus den Ges. Gedichten fortzulassen.

[3] An Boie 28. X. 76 = Strodtm. I, 351; vgl. auch an Boie 5. XII. 76 = I, 373, ebenfalls auf die »Rache« bezüglich.

[4] 19. XII. 76 = Strodtmann I, 380.

[5] Biester an Bürger 22. IX. 77 = Strodtmann II, 138; Boie 29. XII. 76 = Strodtmann I, 386. Für Bürgers persönlich gehässige Stellung gegen Nicolai vgl. seine Äußerung zu Boie (7. XII. 78): er gönne Nicolai von Herzen »die Anatomie«, die Wieland mit dem »Kadaver Bunkel« angestellt habe. Vgl. auch Bürger an Boie 11. VIII. 77 = Strodtmann II, 112.

dem 35. Band der Allgemeinen Deutschen Bibliothek (1778); eine etwas spätere Rezension von Bürgers Gesammelten Gedichten in der Allgemeinen Deutschen Bibliothek[1] sagte von ihnen, sie seien »so wahr, so stark, so männlich, so original, wie sie selten in unserem lieben deutschen Vaterlande erscheinen«; ein Lob, das dann Eschenburg allerdings wieder abtrug[2]. In seinem Kampf gegen den Xenienalmanach hat Nicolai Bürger als Eideshelfer gegen Goethe aufgerufen[3], ohne seine ursprüngliche Stellungnahme aufzugeben: noch auf dem »Allgemeinen Philosophischen Reichstag« im »Sempronius Gundibert«[4] läßt er den kritisch-ästhetischen Kunstrichter — Schlegelscher Observanz! — von dem »berühmten Ossian« abstammen. Möglicherweise gab ihm der über die Volksmärchen ausbrechende Streit mit Tieck in dieser späteren Zeit Gelegenheit, seine Ablehnung der Volksliedbewegung nachträglich zu befestigen.

Daß Biester und etwas später Göckingk, wie schließlich auch Voß, aus Freunden und Helfern Bürgers seine vertrauten Freunde wurden, hat Nicolai sicher auch aus dem Gefühl seines Gegensatzes zu Bürger begrüßt. Aber Boie hatte Recht, wenn er Bürger beruhigend und Nicolais »wirklich schätzbare Seite« hervorhebend, doch die zunehmende Isolierung Nicolais feststellte[5]: »Unter den ersten der Nation ist Mendelssohn sein einziger Freund«.

---

[1] Anhang z. 25./36. Bd., 2, 784; sie ist von dem Pastor Noodt in Wesenberg verfaßt, wie aus dessen Brief vom 7. XI. 88 NN. hervorgeht. — Nicolais Standpunkt zu Bürgers Übersetzertätigkeit — die dann im Streit mit Voß eine Rolle spielt — ist angedeutet in Boies Antwort (vom 8. III. 77 NN.) zu einem verlorenen Brief Nicolais: »Ich sähe, wie Sie, lieber, daß er seine Kraft zu einem Originalwerk brauchte, aber —«

[2] Rezension des Göttinger Musenalmanachs 1785: A D Bibliothek 62, 2, 397. »Herr Bürger scheint noch immer an einer recht derben oder vielmehr plumpen Sprache sein Wohlbehagen zu finden und seiner Lesewelt eben diesen Kraftgeschmack zuzutrauen.«

[3] »Anhang z. Schillers Musenalmanach« S. 160ff. »Bürger, der als Dichter mit Goethen gewiß in eben derselben Klasse steht« usw.; er erzählt dann die Anekdote von Bürgers Besuch bei Goethe und seiner kalten Aufnahme durch den Minister Goethe, und weist auf das Bürgersche Epigramm hin: »Mich drängt es, in ein Haus zu gehn, drin wohnt ein Künstler und Minister« usw. Vgl. hierzu Nicolai an L. Ch. Althof 9. XII. 1796 = Strodtmann 4, 268 und 271.

[4] S. 173.

[5] Boie an Bürger 11. XII. 78 = Strodtmann II, 329.

J. H. VOSS' »VERHÖRE« GEGEN NICOLAI

In seinem Brief vom 15. VI. 79 ermuntert Gebler Nicolai zu einer »neuen Satire über den neuesten Geschmack oder vielmehr Unsinn, der alles Gute, welches die vortrefflichen Literaturbriefe gestiftet haben, wieder umwirft und selbst die Sprache verderbt«. Nicolai bemerkt dazu am Rande: »Fast sollte ich glauben, dieser Geschmack wäre so gefallen, daß er eine Satire nicht mehr wert ist.« Eine starke Müdigkeit Nicolais in seinem Kampf gegen die Jungen ist in dieser Zeit allgemein bemerkbar; er ist um so weniger zur Fortsetzung des Streites geneigt, als er durch seine historischen Arbeiten vollkommen in Anspruch genommen ist. Schon das Erscheinen des zweiten Almanachjahrgangs verzögert sich deshalb: »Da ich jetzt in Archiv-Urkunden nach Männern suche, die längst vergessen sind und nach Häusern, welche längst umgerissen worden, so habe ich noch in einigen Monaten nicht Zeit an Volkslieder, Genies und andere solche ungelehrte Sachen zu denken[1].« Biester bemerkt, daß in Nicolais Kreis nicht nur die gegenwärtige, sondern alle Poesie »nicht sehr in Ehren gehalten« wird[2]. Zu der inneren Abwendung von der Poesie zu den Studien, die »recht eigentlich den Menschen betreffen«, trat jetzt auch die äußere. Und in dieser Situation traf ihn der schärfste Angriff aus dem Kreise der Jungen: die Voßschen »Verhöre« im Deutschen Museum[3].

An diesem Punkt des Verhältnisses zum Sturm und Drang ergeben sich zwar keine neuen und bewegenden Gegensätze mehr. Voß' Verhöre stellen vielmehr in jeder Weise einen Abschluß dar: eine Zusammenfassung aller früher schon aktiv gewordenen Gegensätze, aber mit einer so scharfen polemischen Zuspitzung gegen das eigentliche Lebenswerk Nicolais, daß er, in seiner Antwort wie in anderen zeitlich, sachlich oder psychologisch sich anschließenden Kundgebungen, zu einer Rechtfertigung seiner Existenz gedrängt wird, die sich selbst nicht mehr schlechthin voraussetzen

[1] Nic. an Hamann 11. X. 77 = O. Hoffmann, Vierteljahrsschrift I, 133.
[2] Biester an Bürger (über Nicolai und J. J. Engel) 17. IX. 77 = Strodtmann II, 134.
[3] Deutsches Museum 1779, II (August), 158-72; 1780, I (März), 264-73; 1780, II (November) 446/60; 1781, I (März und April), 158ff., 327ff.

kann, sondern zur Besinnung über sich selbst geführt, sich historisch nehmen muß.

Dabei hat Nicolai die Voßschen Verhöre keineswegs als Ausfluß des gegensätzlichen Geistes in allen Elementen empfunden, und wir werden uns hüten müssen, die innere, sachliche Beziehung der Voßschen Streitschriften zu den wesentlichsten Kundgebungen des Sturms und Drangs zu überschätzen: einmal wegen der besonderen dichterischen und menschlichen Natur des Homerübersetzers und Idyllendichters, zweitens wegen der Besonderheit des Anlasses und schließlich auch mit Rücksicht darauf, daß Voß' Loslösungsprozeß vom Sturm und Drang, von Klopstock und Fritz Stollberg insbesondere, schon um diese Zeit begonnen hat; bereits nach einem Jahrzehnt trat Voß in das Lager seines Gegners Nicolai über. Nicolai hat jenen inneren sachlichen Zusammenhang weniger bemerkt als vielmehr die äußeren Beziehungen zu Klopstock, Herder, Goethe, Bürger, die der Voßschen Polemik Stütze gaben; er empfand hier wiederum mehr die Tatsache seiner Gegensätzlichkeit als deren wirksame Momente, die geistigen Antriebe.

In der »zuverlässigen Nachricht von einigen nahen Verwandten des Hrn. Magister Sebaldus Nothanker« (am Schluß des zweiten Bandes) hieß es von einem ungeratenen Sohne des Sebaldus, er habe »zuletzt bei einer kleinen gelehrten Republik, auf einer sicheren deutschen Universität, welche ihre Landtage, in Ermangelung eines Eichenhains, in einem Kaffeegarten vor dem Thore hielt«, als »Nasenrümpfer« Anstellung gefunden[1]. Das galt unzweifelhaft dem Göttinger Hainbund, wie schon seine Angehörigen bemerkten[2], den »Jünglingen, die fein lernen und forschen« sollten, ehe sie sich zum Richter über andere aufwerfen, wie die Allgemeine Deutsche Bibliothek es insbesondere Fritz Stollberg empfahl, der im Deutschen Museum aus Lavaters Physiognomik hitzige Folgerungen

[1] Seb. Noth. II, 263.

[2] Vgl. die (zumeist ohne Datum abgedruckten) Briefe des jüngeren Boie bei H. Uhde. In Göttingen vor 100 Jahren = Im Neuen Reich, 1875, S. 283. Rudolf Boie berichtet dort auch über die Stellung der Göttinger Professoren zum Hainbund; er stellt fest, daß sie in ihrem Kreise unwahre, karikierende Anekdoten über den Hainbund und seine Sitzungen verbreiten. Vgl. auch Voßbriefe I, 175 und I, 247.

gegen das Wolffsche System gezogen hatte[1]. Schon 1774 kennzeichnet Voß es als eine der Absichten des Hainbundes, mit Klopstocks Billigung, »die Schemel der Ausrufer, wenn sie zu sehr und zu unverschämt schreien, zu stürzen«[2]; aber man beschränkte sich in dem Göttinger Freundschaftskreis, in dem die produktiven Talente und Interessen durchaus überwogen, auf die Verbrennung Wielandscher Romane und gelegentliche derbe Aussprachen über die deutschen Kunstrichter; von Nicolai selbst spricht Voß noch im ersten »Verhör« mit unverkennbarer Achtung, die wohl auf Boies Einfluß gegründet ist. Erst fünf Jahre später, als sich der Hainbund schon längst aufgelöst hat, setzt er seine Absicht gegen eine Köhlersche Rezension der Allgemeinen Deutschen Bibliothek[3], eine Vergleichung der Bodmerschen Odyssee- und Iliasübersetzung mit der Stollbergschen Iliasübersetzung, in die Tat um. Hier wurde seine eigene Sache verhandelt: denn in dem Urteil des Rezensenten, der die Bodmersche Übersetzung über die Stollbergsche stellte, sah er eine Ablehnung auch seiner Übersetzertätigkeit voraus; seine Hoffnung, durch die Bekanntmachung einiger Proben aus der verdeutschten Odyssee eine genügende Anzahl von Subskribenten zusammenzubringen, schien gescheitert, — und mußte sie nicht bei dem herrschenden kritischen Verfahren scheitern? Er gab ihm jedenfalls die Schuld, wenn das Publikum so wenig Bereitwilligkeit für seine Odyssee zeigte; »der Kranz des Übersetzers« schien ihm eine besonders schwer zu erringende Würde, die besonderen Schutzes bedurfte. Der Rezensent nannte Bürgers Probe einer Iliasübersetzung in Jamben einen mißglückten Versuch: und Voß, der die Köhlersche Behauptung und Begründung keineswegs widerlegen mochte, nahm Bürger sogleich ärgerlich in Schutz. Aber mehr des Persönlichen: war sein Eintreten gegen das Köhlersche Gesamturteil, auch wenn Voß sich weigerte, den Wert beider Übersetzungen gegeneinander abzuwägen, nicht auch ein Freundschaftsdienst für Fritz Stollberg, der ihm die Erträgnisse seiner Übersetzung freigebig zugewiesen hatte[4]?

[1] Vgl. auch Eschenburgs Sticheleien gegen die Göttinger Almanachsdichter, A D Bibliothek 25, 216.

[2] Voß an Brückner 17. XI. 74 = Abraham Voß I, 178.

[3] Allg. Dtsch. Bibliothek 37, 1, 131 ff.

[4] Diese Vermutung sprach Nicolai 11. X. 79 gegen Uz aus: s. u. S. 340.

So erklärt sich der verbitterte und gereizte, ja persönlich gehässige Ton der Voßschen Verhöre. Es ist die Manier des Lessingschen »Vademecum« in ihnen — und Voß hat sie gründlich nachgeahmt —, doch ohne den Lessing, der dahinter steckte, und der Voß unheimlich war; so mag sich auch der verhältnismäßig geringe sachliche Wert besonders der ersten beiden Verhöre erklären. Klopstock hatte sich mit Cramer in dem »Gespräch, ob ein Skribent ungegründeten, obgleich scheinbaren Kritiken antworten müsse«[1], nach vorsichtig unterscheidenden, auf die aristokratische Würde des Autors dringenden Erörterungen dahin entschieden: »daß ein guter Autor bei gewissen Angriffen nicht ganz schweigen soll, dawider habe ich weiter nichts, als daß er die Mitbrüder des Kritici dadurch reizt, ihre Lanze auch zu versuchen, und daß also des Geschwätzes immer mehr wird. Da unterdeß die Kritik in dem angeführten Falle wirklich mehr schaden könnte, so gehört er mit unter die Ausnahmen, die ich von der allgemeinen Regel mache. Eine solche Antwort müßte aber sehr kurz sein, und den Leser durch die Berührung einiger Einwürfe zu Schlüssen auf die übrigen bloß veranlassen«. Voß aber äußert sich, auf Vorhaltungen Brückners, ohne Besinnung[2]: »Du verwirfst das Schimpfen durchaus? Ich denke mit Einschränkungen! Bloß gescholten und geradezu an den Sünder selbst fruchtet freilich nichts; aber voll Sachen, im Enthusiasmus eines edlen Unwillens und in Rücksicht auf die Leser, die man warnen will; warum sollte ich da den stärksten Ausdruck fahren lassen? ... Zürnt nicht oft die Heilige Schrift mit Schimpfwörtern?« Hier steigert er sich förmlich in einen Enthusiasmus des Schimpfens, der seiner Sache abträglich wurde. Voß übernimmt sich in der Polemik: der Rezensent zeige seine mangelnde Sachkenntnis schon ohne weiteres, indem er Homer die Bathrochomyomachie und die Hymnen abspreche[3] — eine unnötige Belastung seiner Polemik; konnte Voß annehmen, mit der Erörterung dieser Frage vor dem Publikum des Museum, und vor allem mit einer Erörterung von der Art, wie er

[1] Zuerst erschienen im »Nordischen Aufseher«, Bd. 3, 129.

[2] Voß an Brückner 17. X. 73 = Abrah. Voß I, 150.

[3] Im ersten Verhör läßt er die Frage noch unentschieden und greift nur die Köhlersche Begründung an; im zweiten wird die Behauptung an sich Gegenstand seiner Polemik.

sie zu diesem Punkte gab, etwas zur Reinigung der Kritik beizutragen? Und an anderer Stelle überspitzte er die Polemik höchst eigensinnig, bis sich sein Standpunkt förmlich ins Gegenteil verkehrte; so in der Anmerkung zu der Köhlerschen Übersetzungsverbesserung von ἀπειρείσιος — »Homer nennt auch das Mittelländische Meer ‚unendlich' und wer Geographie versteht, wird wissen, daß er nur ‚groß' sagen wollte« — wo sich, entgegen der Tendenz seines Tadels, doch bereits der rationale Geist zeigt, der dann in den späteren Redaktionen der Voßschen Übersetzung vorherrschend wurde. Und ähnlich überspitzt er die Polemik an der Stelle, wo er die Köhlersche Anmerkung zu der allegorischen Einkleidung des 6. Klopstockschen Fragments höhnisch glossiert: »das Märchen von der Jungfrau . . . finden Sie langweilig. Nein, Mutter Gans ihre Fäbelchen vom Blaubart und gestiefelten Kater, die pfeifen aus einem anderen Loch, die sind nicht allegorisch!« Um die Klopstocksche Allegorie zu retten, stichelt er auf die Aufnahme, die Musäus' Volksmärchen in der Allgemeinen Deutschen Bibliothek fanden: zwanzig Jahre später standen Voß und Nicolai gemeinsam gegen gestiefelten Kater und Blaubart Tiecks und seiner romantischen Genossen.

Unleugbar aber weist das Positive in diesen beiden ersten Verhören, wie in den späteren, nach der entgegengesetzten Richtung. So in der Gegenüberstellung der beiden Köhlerschen Urteile: Stollbergs Übersetzung sei zwar »treuer und genauer«, aber Bodmers sei »poetisch affektvoller«; dies heiße offenbar, meint Voß, sie sei der »homerischen Begeisterung« adäquater; alsdann wäre aber »treuer und genauer« eben nicht treuer und genauer übersetzt, und Stollberg sei für denkende Menschen, wofern sie sich dahin entscheiden, ein Stümper. Die Einfühlung in die Individualität des Originals ist die Grundbedingung für den Übersetzer — und für das Urteil desjenigen, der die Übersetzung rezensiert; so wenig jener unsere durchschnittlich-tägliche Sprache oder die eines fremden dichterischen Musters seiner Übersetzung zugrunde legen darf, so wenig darf der Rezensent die Übersetzung an seinen Begriffen aus der durchschnittlichen Ästhetik messen. Dem entspricht auch die positive Tendenz der späteren Verhöre über die Rezensionen der Klopstockschen »Fragmente über Sprache und Dicht-

kunst«[1]. Sein Verhör soll ja, wie er an Boie schreibt[2], »nicht bloß Widerlegung, sondern Mituntersuchung und Erklärung der Klopstockschen Grundsätze« im allgemeinen sein. Klopstock ist für Voß der schlechthin unerreichbare Meister auf den Gebieten, die in den Fragmenten behandelt werden; jeder ist von Klopstocks Gedanken abhängig, auch der Rezensent, der sich die Miene gibt, die in den Fragmenten abgehandelte Materie selbständig durchdacht zu haben. Die Köhlersche Beurteilung mit ihrem anmaßlichen Unterfangen, das »Wesentliche« der seit zwanzig Jahren einen Klopstock bewegenden Materie auf wenigen Seiten nur ausreichend wiedergeben zu wollen, kann Voß nur als Versuch auffassen, die Klopstockschen Gedanken an einem Durchschnitt zu messen, über den er erhaben ist; das »Referat« muß eine Fälschung sein. Wie sehr Köhler auf dieser durchschnittlichen Empirie basiert, zeigt seine wiederholte Berufung auf das »griechische Ohr«, dem der Hexameter anders geklungen habe als Klopstock ihn auffaßt. »Sie können ja sogar aus der Bauart des griechischen Ohres beweisen,« spottet Voß, »wie lang oder kurz eine Silbe ihm klingen mußte«. Er kämpft hier, wie in seiner Polemik mit Heyne, gegen die bloß antiquarische Gelehrsamkeit, die nur einen toten Stoff bearbeitet, nicht auf Lebendig-Wesentliches gerichtet ist. Wie Klopstock sich im Fragment »Von der Darstellung« gleich zu Beginn der überflüssigen Theorien entledigt, so kämpft auch Voß gegen dieses Gemisch unzulänglicher Empirie und dogmatischer Deduktion, das der Entfaltung des wesenhaften Denkens hinderlich ist. Die Unterscheidung des griechischen vom deutschen Hexameter trifft Klopstock wie Voß vom

[1] »Verhör über die beiden Ausrufer Lt und Lf« usw. = Deutsches Museum 1781, 198 ff. und 327 ff. Die Rezensionen der Klopstockschen Fragmente standen: A D Bibliothek 41, 2, 338 und 42, 1, 217 ff., die erste ist Lt, die zweite Lf unterzeichnet. Beide Rezensionen sind, wie aus 42, 117 hervorgeht – der Rezensent hätte »gern die Fortsetzung einem andern überlassen« usw. – vom selben Verfasser. Da Lf das Zeichen von Kästner ist, bei dem in Nicolais Zeichenbuch der Vermerk steht: »für Physik Lf«, Lt aber dasjenige von Köhler, ist wohl anzunehmen, daß beide Rezensionen von Köhler herrühren, und daß Lf unter der zweiten Rezension ein Druckfehler ist, der allerdings nicht berichtigt wurde und wohl auch infolge des Voßschen Angriffs nicht berichtigt werden sollte. Voß ist wohl im Interesse der dramatischen Darstellung seiner Verhöre gern bei der Annahme zweier Rezensenten geblieben und macht von ihr ausgiebigen drastischen Gebrauch.

[2] Voß an Boie »April 1780« = Abrah. Voß III, 150.

»Genie der Sprache« aus, wie Herder (im 19. Abschnitt der ersten Sammlung seiner Fragmente) sagt; deutlicher und intensiver als dort bei Herder wird hier die rein »grammatische« Untersuchung von Voß abgelehnt.

Solche Ablehnung allein hätte nun freilich Nicolai, selbst wenn sie ausdrücklich gegen ihn gerichtet gewesen wäre, kaum zu einer entschiedenen prinzipiellen Gegenwehr veranlaßt; es war der Ton der Polemik und ihre zwiefache Richtung gegen das Verfahren der Allgemeinen Deutschen Bibliothek und gegen Nicolais Herausgeberschaft, die seine Abwehr veranlaßten[1]. Voß kämpfte in seinen Verhören nicht nur gegen die Dummheit und Unwissenheit eines Rezensenten; er nahm diesen einen als Angehörigen einer dunklen Schar von »namenlosen Taugenichtsen«, »Schülern, Pfefferkrämern, Leipziger Meßfabrikanten, mit einem Wort, Leuten, die nicht einmal ein Lied an Phyllis zusammenreimen können«, und die sich doch berufen fühlen, »die Werke des Genies zu beurteilen«. Der undurchdringliche, schmutzige Mantel der Anonymität umgibt sie schützend. Aber gleichen sie nicht einer dem andern, da sie ihr eigenes Urteil stets durch ein »vollhalsigtes, oberrichtliches Wir« für dasjenige einer undurchsichtigen Allgemeinheit ausgeben? Man kann sie nicht für Gelehrte halten, da sie in den »Rezensionsfabriken« nur um materieller Vorteile willen arbeiten. Und Nicolai selbst? Im ersten Verhör ist er noch der »Meister«, der seinem »Altgesellen« wohl einmal ein Stück überlassen habe, »ohne selbst nachzusehen«. Nach der ersten Nicolaischen Gegenerklärung aber heißt es, er handle mit schlechten Rezensionen, er dringe weniger auf gute als auf rasche Arbeit; schließlich wird er als ausbeutender Unternehmer dargestellt, dessen Frohn sich die zur Allgemeinen Deutschen Bibliothek vereinigten Gelehrten nicht gefallen lassen sollen. Denn jener ersten Gegenerklärung Köhlers hatte Nicolai den Satz zugefügt — und sich in der zweiten als Verfasser dieser Invektive bekannt —: »Hr. Voß sollte sich in Acht nehmen, daß er nicht in Otterndorf mehr verwildere. Wer ein Genie der neuesten Art gewesen ist, das Grobheit für Kraft hält, und wird darauf

[1] Nicolais Gegenerklärungen: A D Bibliothek 39, 1, 310 Anmerkung; ebenda 40, 2, 628 und Deutsches Museum 1781, II, S. 87 95 = Allg. Dtsch. Bibliothek 45, 2, 613.

Rektor in einem kleinen Städtchen, läuft große Gefahr, seinen Eigendünkel für Bewußtsein der Superiorität zu halten.« Demgemäß findet sich in der Voßschen Antwort so ziemlich alles, was die »Genies« an Spott- und Schimpfworten für Nicolai hatten; und in Nicolais Duplik eine ungenierte »Retorsion«[1] aller Anwürfe gegen Voß selbst: wenn Nicolai mit Rezensionen handele — Voß handele mit Übersetzungen; Voß wolle sich gewiß keinen namenlosen Taugenichts schelten lassen und sende doch niedrige Gedichte anonym in die Welt[2]. »Aber Herr Voß meint es vielleicht so böse nicht«: er wolle nur, daß Nicolai sein »Aufseherrecht« so anwende, daß die Allgemeine Deutsche Bibliothek Voß und seinen Freunden gefälliger sei; und das sei nicht geschehen und könne nicht geschehen. Aber neben diesem zuversichtlich polternden Ton können wir hier schon einen anderen vernehmen: den der Selbstrechtfertigung. Weit über die angegriffenen Punkte hinaus fühlt er das Bedürfnis, sich zu rechtfertigen, sein Wollen und Wesen darzustellen, seine Leistungen historisch einzuordnen. Er beruft sich auf das Urteil »des ganzen unparteiischen Publikum«, das seine Absichten und Leistungen in und mit der Allgemeinen Deutschen Bibliothek anerkenne. Er spielt auf die Literaturbriefe an: »Sind nicht von jeher die besten Beurteilungen von Büchern geschrieben worden ohne die Namen der Beurteiler anzuzeigen?« Die Werke, die am Eingang der Epoche der Aufklärung stehen, die Acta eruditorum und das Journal des Sçavants — sind sie nicht auch »von namenlosen Taugenichtsen« verfaßt? »Ist der geringste Anschein da, daß ich die Allgemeine Deutsche Bibliothek nur deswegen herausgegeben, um damit zu handeln? Hätte ich nicht geglaubt, Aufklärung, Freiheit zu denken, Toleranz ausbreiten zu helfen . . ., so wäre ich ja wohl ein Tor gewesen, die besten Jahre meines Lebens auf . . diese . . undankbare Arbeit zu wenden, . . . mit beständigem Gleichmut unverdiente Vorwürfe zu ertragen, . . . zu leiden, daß ich dieser Beschäftigung wegen, alle eigene Plane, zu deren Ausführung ich mich tüchtig fühle, unausgeführt lassen muß.« Über Denkfreiheit und Toleranz wachen nun Voß und seine Freunde freilich nicht; ein bissiger Seitenhieb auf die Tendenz der »Gelehr-

[1] wie Fichte in seiner Streitschrift diese Nicolaische Kampfesart nannte.

[2] Nicolai spielt hier auf eine Voßsche »Ode an einen Dukatensch . . . .« an.

tenrepublik« fällt, und wird bald verstärkt durch den Vorwurf, daß Voß nicht etwa durch Gegenüberstellung seiner abweichenden Ansicht die Wahrheit zu fördern trachte, sondern daß er seinen Gegner durch »Verhöre« wegen seiner Meinungen zum »Inquisiten« zu machen suche und mit einem αὐτὸς ἔφα sich über vernünftige Gegengründe hinwegsetze. Hier ist, psychologisch genommen, der Punkt, wo für Nicolai der Kampf gegen den Sturm und Drang (insbesondere gegen Klopstock und Lavater) bereits übergeht in den Kampf gegen die mystischen und kryptojesuitischen Tendenzen, die die folgenden Jahrzehnte seines Lebens ausfüllten. Hier zeigt sich auch bereits die immer deutlicher hervortretende Tendenz seiner Spätzeit zur Selbstdarstellung und -rechtfertigung. Im »Schreiben an den Herrn Professor Lichtenberg«[1] und im »Schreiben an den Herrn Kriegsgerichtsrat Dohm«[2] offenbart sie sich bald darauf mit schon recht beträchtlicher Weitschweifigkeit der Ausführung, die freilich von der Redseligkeit der späteren Schrift »Über meine gelehrte Bildung« erheblich übertroffen wurde; neue Freunde, neue Erfolge und neue Kämpfe hatten sein Selbstbewußtsein wieder erstarken lassen: »Notwehr entschuldigt Selbstlob« war das Motto der letzteren Schrift; allen dreien aber — und denjenigen zahlreichen Stellen aller übrigen Alterschriften, worin Nicolai von sich selbst sprach — gemeinsam ist der Versuch einer historischen Einordnung der eigenen Existenz, bald im allgemeinen historischen Überblick über den Wandel der Zeiten, bald in der Angliederung an prominente Freunde, wie Lessing und Mendelssohn, bald in der Einfügung seines Werdens, Wirkens und Wesens in eine gesellschaftlich-kulturell und politisch bestimmte Sphäre: das Preußen Friedrichs des Großen.

Voß tröstete sich über die heftige Nicolaische Replik leicht mit der Zustimmung seiner Freunde: Klopstock billigte sein Verhör und Fritz Jacobi schloß auf dem Grunde gemeinsamer Gegnerschaft gegen Nicolai mit Voß Freundschaft[3]. Boie erhob nachträglich Einspruch gegen Nicolais Duplik, die er aus Unparteilichkeit

[1] Vor Bd. XXVI von Lessings Sämtl. Schriften herausgegeben v . . . . F. Nicolai.
[2] = Einl. z. Reisebeschrbg.; vgl. Vorrede z. Anhg. 25. 36. Bd. d. A D Bibl.
[3] Vgl. Voß an Boie März 1780 - Abrah. Voß III, 148; vgl. auch V. an B. April 1780 = III, 150 und Fritz Jacobi an Boie: 16. XII. 80.

und Hochachtung gegen Nicolai ungelesen ins Museum aufgenommen habe, mit der Bemerkung, Nicolai habe an der Sache vorbeigeredet und die Gelegenheit lediglich zu persönlichen Angriffen benutzt[1]. »Außer Rezensenten, die freilich nicht glimpflich mit mir umgehen konnten,« schreibt Voß[2], »ist Heyne der einzige, der mein Verhör tadelt; die übrigen haben nicht nur nicht getadelt, sondern mir sogar gedankt, daß ich einmal ein Exempel statuierte«. So setzte er seine Polemik gegen Heyne zuversichtlich fort und nahm Lichtenbergs Gegnerschaft in Kauf[3]. Die Zustimmung Lichtenbergs, die Nicolai erhielt[4], — es ist wohl die einzige von Bedeutung — war also beträchtlich im Wert gemindert; und bald erhielt er eine zwar nur privat-briefliche, aber nicht minder heftige Kundgebung Lavaters[5] gegen das anonyme Rezensionswesen der Allgemeinen Deutschen Bibliothek: sie galt der Beschuldigung, die Eschenburg im Anschluß an die Anekdoten über Lessings Tod gegen Lavater-Pfenninger gerichtet hatte[6]. Jetzt, nach Lessings und Mendelssohns Tod (1786), war Nicolai völlig isoliert, zu einer Zeit, wo er sich neuen Kämpfen gegenübersah. Fritz Stollberg wägt in einem Brief an Voß, der im Begriff ist, sich von dem Jugendfreund zu trennen, die Parteien gegeneinander ab: »Nicolai, Sie und Biester auf der einen Seite«, sagt Stollberg höhnisch[7], »Jerusalem, Leß, Zollikofer, Basedow, Jacobis, Spalding, Goethe, Heß, Tobler, Semler, Schlosser, Claudius auf Lavaters Seite«. Und als Voß sich »in der Konsequenz seiner Natur«[8] durch Boies Vermittlung mit Nicolai aussöhnt, ge-

[1] Deutsches Museum 1782, März, S. 214, Anm. Schon die Form dieser Erklärung und ihr Zusammenhang mit der vorhergehenden Voßschen Vorrede (S. 213) erweist, daß Voß auf diese Erklärung bei Boie gedrungen hatte.

[2] Voß an Boie März 1780. Zu »Rezensenten« vgl., daß das Leipziger Bücherverzeichnis hinter den Schluß des zweiten Verhörs ein »Gott Lob!« setzte (nach W. Hofstaetter, Das deutsche Museum, Leipzig 1908, S. 93). Hier seien auch die anonym erschienenen Verse »An Voß« (Deutsches Museum 1781, II, 289) erwähnt, die Voß preisen, »daß er den größten Ochsenstall auf Erden ausgemistet«.

[3] Voß gegen Lichtenberg: Deutsches Museum 1782, März 213 ff.

[4] Lichtenberg an Niçolai 18. II. 81 = Briefe ed. Leitzmann und Schüddekopf I, 372.

[5] Lavater an Nicolai 3. III. 84 NN. Vgl. A. Stern Deutsche Rundschau 118 (1904), S. 429.

[6] Allg. Dtsch. Bibliothek 55, I, 289 ff.

[7] Stollberg an Voß 17. IV. 87.

[8] W. Herbst »Joh. H. Voß« II, 36.

schieht dies erst, nachdem Boie in Nicolai »das Hirngespinst einer Klopstockschen Schule und eines gewesenen Bundes (nämlich des Hainbundes) zerstört« hat[1]. Auf beiden Seiten drängten neue Probleme zu veränderter Stellungnahme und Entscheidung. Und so kann Nicolai bereits zu Anfang der neunziger Jahre Voß und den Hainbund unbefangen historisch würdigen: er vergleicht den Göttinger Kreis mit der Gesellschaft der Bremer Beiträger[2]: »nur war der Einfluß der Göttinger Jünglinge, obgleich wohltätig, dennoch weniger merklich; denn Deutschland war in den siebziger Jahren schon weit mehr ausgebildet, als in den vierziger Jahren«.

[1] Boie an Voß 24. VIII. 87. Kurz vorher (1785) hat die Allg. Dtsch. Bibliothek 64, 1, 75 eine ungemein lobpreisende Rezension von Voß' »Verm. Ged. u. pros. Aufsätze, Frkft. u. Lpz. 1784«, gebracht.

[2] Reisebeschreibung IX, 109.

»Laßt uns Freunde! uns zusammendrängen, und uns nach Herzenslust idealisieren: das jagt Funken durch Seel und Herz! Wir elektrisieren uns einander zur Wirksamkeit, und in der Folge auch immer zum Glücke. Das ist die Inspiration, die wunderbare Schöpferkraft in Belebung der Seelen, wie der elektrische Funke es vielleicht in Blut und Sonne ist.« So gab Herder[1], der Sprödeste unter den Chorführern, das Stichwort für die Bewegung der Jungen, und wo man auch ihren Zeugnissen nachspürt — im Kreis des jungen Goethe, bei Lenz insbesondere, bei Klinger, im Göttinger Freundschaftskreis, bei Schubart, den Stollbergs, Heinse, in Lavaters freundschaftlichem Treiben — überall scheint es aufgenommen, überall sehen wir eine brüderlich vereinte Schar als Träger der Bewegung; und das gegenseitige Idealisieren nach Herzenslust, dies Sich-Hinaufsteigern zu Gefühlshöhen und Tatkraft, dieser subjektive Sturm und Drang fiel den Zeitgenossen nicht minder in die Augen als seine laut und überlaut verkündeten Inhalte, Werte und Werke. Lichtenberg in seinem »Parakletor«, Claudius in seiner »Nachricht vom Genie« nahmen gerade auch diesen subjektiven Sturm und Drang gebührend mit, Sulzer (im Artikel »Reiz« seiner Allgemeinen Theorie ...) sprach verächtlich von der neuen »Scholastik des Gefühls«, Nicolai aber schrieb, nach dem vergeblichen mehr als zehnjährigen Kampf, mit einer Bitterkeit, die von dem selbstbewußten überlegenen Ton seiner übrigen Anmerkungen zu Lessings Briefwechsel bemerkenswert sich unterscheidet: »Ich ward zur Gesellschaft der kalten Hunde gerechnet ... weil ich nicht glaubte, mich an einem Haufen Johanniswürmchen wärmen zu können«[2].

Er sah und er konnte seiner Natur nach in dem gärenden Wesen der Jungen nicht mehr sehen. Aber wenn er sich zu Beginn der Bewegung noch einem harmlosen Spaziergänger verglich, mit dem übermütige Burschen ihr Unwesen treiben, so sah er bald eine Gefahr in dem ausgelassenen Wesen: die folgerichtige Entwicklung

[1] An Merck Sept. 70.

[2] Lessings Werke herausgegeben von .. F. Nicolai 27, 253, Anm.

der deutschen Literatur schien ihm in Frage gestellt. Nach der Bildung und Anschauung seiner Jugendjahre war es ihm ausgemacht, daß nur zielbewußte, zusammenfassende Arbeit sie in ihrer Ganzheit fördern könne; und selbst wenn er den Reichtum und die Tiefe, die Souveränität dieser Begabungen zulänglicher hätte erkennen können — daß sie überhaupt an neuer Stelle begannen, daß sie sich selbst zuallererst erschaffen wollten, daß sie einen neuen Anfang suchten und Zentralisation, Disziplinierung, Entwicklung verwarfen, hätte ihn allein schon zu ihrem Gegner gemacht. Er hörte von Kraft — und sah Schwäche, oder doch, wie Lichtenberg sagte, Kraft ohne Richtung; er hörte Original und sah Nachahmer, Abhängige; er hörte Freiheit und sah eine Schule, eine neue Orthodoxie der Gefühle, Meinungen ja der Lebensweise. Unvermutet rasch war dem kaum Vierzigjährigen eine neue Generation nachgefolgt; Nicolai ist zehn Jahre früher geboren als Herder, sechzehn Jahre früher als Goethe; aber in dem kaum zwanzigjährigen Zeitraum von den »Briefen über den itzigen Zustand« bis zum Erscheinen der Blätter »Von deutscher Art und Kunst« scheint ein Jahrhundert zu liegen. Der Jugend galten die Verdienste seiner Jugend nichts; Gottsched erscheint bei ihnen in unendlicher Distanz, mit fast heiteren Farben — schon in den Briefen des Leipziger Studenten an Cornelie Goethe[1]; Lessings Streit mit Goeze sah der junge Voß fast verwundert zu; und Herder rühmte schon in seiner 1772 erschienen Lessing-Rezension (in der A D Bibliothek) von Lessing, daß er immer wieder jung vor dem Publikum erscheine und erstaunlich wenig altere; »das Publikum«, zitiert Herder dort, »wächst täglich an Einsicht und Geschmack; aber viele Verfasser bleiben zurück, und wehe dem, der es auch nicht einmal fühlet, daß er zurückgeblieben, und eitel genug ist, noch immer auf den Beifall zu rechnen, den er vor zwanzig Jahren erhalten zu haben vermeinet.« Nicolai hat, obwohl er früh alterte — aus dem Brief an Lavater vom 24. IV. 74 spricht schon ein alter Mann — und sich früh altern fühlte, doch niemals empfunden, daß er als Schriftsteller veraltet war. Im »Anhang zu

[1] »Gottscheds Nam' ist zum Sprüchwort worden im Lande Teutates.
Aber die ihn verdrängten, die werden izt selbst nicht gelesen«
heißt es im »Untergang der berühmten Namen« (enthalten in: Literar. Pamphlete a. d. Schweiz« Zürich 1781).

Schillers Musenalmanach« (S. 113) überlegt der Sechsundsechzigjährige, daß er die »gewöhnliche geistige Beschwerde des Alters«, den »Unmut mit der gegenwärtigen Welt« auch bei sich gespürt, aber mit der Erkenntnis bekämpft habe, daß die Laudatio temporis acti ihren Grund in der Laudatio sui ipsius habe — immerhin war noch kurz vorher seine Schrift »Über meine gelehrte Bildung« erschienen, die, mit dem Motto: »Notwehr entschuldigt Selbstlob« geschmückt, eine einzige Laudatio sui ipsius darstellte. Und wenn ihm jetzt der Gedanke hilft, »daß die Menschheit durch alle verschiedene Modifikationen ihrer Existenz nie ganz verdirbt,« so war ihm solche Vertiefung seines Toleranzgedankens zur Zeit seiner Auseinandersetzung mit dem Sturm und Drang fern. Wir glauben die Bedeutung, die jene Auseinandersetzung für Nicolais spätere Entwicklung hatte, nicht zu überschätzen, wenn wir solche Einsicht für eine Wirkung jenes Kampfes halten. Und sie steht keineswegs allein. Zu Reinhold äußert er sich, im Streit mit Kant, es gäbe in der Philosophie »notwendige Mißverständnisse, welche nicht abzuändern sind, weil sie aus der Natur der menschlichen Seele entstehen«[1]. Er verdeutlicht die Differenz der Wolffianer und Kantianer an der Fabel vom Fuchs und vom Kranich, die sich zu Gaste luden — es ist die Fabel, die er einst gegen Hamann gewandt hatte. Aber hier fährt Nicolai fort: »das Beste bei der Sache war der gute Wille der beiden Tiere einander zu Gaste zu laden«; so sei in diesem Streit das Beste, daß durch ihn eine Anzahl Ideen entwickelt werden, die jede Partei auf ihre Art braucht.

Wenn dieses Ergebnis, objektiv betrachtet, auch für Nicolais spätere Feldzüge Gültigkeit hat, — übrigens doch weniger für die Auseinandersetzung mit der kritischen Philosophie, der Romantik und Schiller, als mit Herder (über den Tempelherrnorden) und den katholisierenden Dogmatikern in den achtzigern Jahren — auf Nicolai und den Sturm und Drang ist es nur höchst einseitig anzuwenden. Nicolai allerdings trug manches davon: das Bewußtsein seiner Art und Richtung, seiner Aufgaben und Mittel festigte sich nun zu jener bornierten Einseitigkeit und Philistrosität, die ihn zu einem unerschöpflichen Quell von Gemeinplätzen machten; es ist der Nicolai, den Fichte gezeichnet hat. Er bezog vom Kampf mit

[1] An Reinhold 22. X. 90, Reinholds Leben S. 355.

dem Sturm und Drang das fatale Bewußtsein der Weltläufigkeit und Selbstsicherheit, er bezog ein fertiges psychologisches Schema, das in den späteren Romanen fast mechanisch ausgefüllt wurde, eine geläufige literarkritische Manier — denn in diesem Kampf, den er allein führte, emanzipierte er sich von Lessings geistiger Vormundschaft, trat jetzt dreist neben Lessings Bild und bald vor Lessings Schatten; und er bezog schließlich aus diesem Kampf eine souveräne Verachtung des Abseitigen, Außerordentlichen, In-Sich-Ruhenden, in Dichtung und Philosophie. Was Nicolai aber — wie wir mehrfach andeuteten — inhaltlich aus der intensiven Berührung mit dem Sturm und Drang gewann, hat er nicht mehr subjektiv oder objektiv bedeutungsvoll auszumünzen vermocht.

Blickt man auf die Gegenseite, den Sturm und Drang, so kann von einem positiven Ergebnis der polemischen Auseinandersetzung keine Rede sein, weder für die Individuen noch für den geistigen Prozeß, der sich in ihnen auswirkte. Die Wirkung dieses Kampfes hat sich hier in einigen Pasquillen niedergeschlagen; nicht einmal auf die Bildung und Ausbildung der Theorie hat dieser Kampf erwähnenswerten Einfluß geübt; höchstens hat er die Doktrin der Schule bereichern helfen ... Allein in der Absicht auf solche Feststellungen unternommen, wäre diese Untersuchung müßig gewesen — gerade hier, wo Antrieb und Bewegung, Stoff und Form zum wenigsten aus der rein literarischen Sphäre bezogen wurde. Was sich hier darstellen konnte, war nur die Umwelt, von der sich in großartigem Prozeß diese auf ein Ziel strebenden Individuen loslösten, an der sie Form gewannen. Es ist die Welt der Aufklärung, und wir durften Nicolai als Bürger dieser um einen gegensätzlichen Punkt zentrierenden Welt nehmen. Er ist der Spiegel, in dem sich zum mindesten die Physiognomie dieser in der Geschichte des deutschen Geistes einzigartigen Erscheinung darstellt. Und wenn wir uns auch beim Anblick dieser physiognomischen Reproduktion vor einem vorschnellen Schluß nach Lavaters Art werden hüten müssen — denn dieser Spiegel verzerrte bisweilen willkürlich, nüancierte nicht immer willfährig — es ist ein lebendiges und intensives Bild, das uns entgegentritt. Die wirksamsten und zentralsten Strebungen der Geniebewegung hat Nicolai sehr früh erkannt; sie ordneten sich in seinem Kopfe einheitlicher und zwingender, früher

und bedrohlicher als bei irgendeinem andern Zeitgenossen, Claudius etwa und Schubart eingeschlossen. Mangelte ihm die kritische Spürkraft für das Bedeutende und Originale, so besaß er doch einen ausgesprochenen und von wenigen Zeitgenossen so gepflegten Sinn für historische Perspektive und psychologische Relationen, im ganzen freilich doch mehr nach rückwärts kombinierend, als in eine fruchtbringende Zukunft[1]; und Lenz hatte nicht Unrecht, wenn er — in der »Verteidigung des Herrn Wieland gegen die Wolken« — meinte, daß Leute vom Schlage Nicolais als Kunstrichter »unsere jungen Leute irre machen und durch das nirgends schädlichere iurare in verba magistri eine ganze Posterität verhunzen könnten«. Aber Nicolais faktischer Einfluß reichte nicht weiter als bis zu Naturen wie Göckingk und Biester, die er zum Übertritt aus dem Lager der Jungen veranlassen konnte, und die seine vertrauten Mitarbeiter und Helfer wurden; die Jungen haben Lenz' Aufforderung befolgt und »die wachsgelben Aristarchen«, »die sich wie Paillasse unter schnellkräftigen Seiltänzern unbehelfsam herumtummeln, wie Strohsäcke behandelt«. Es fanden sich nicht viele Zeitgenossen, die dem so widersprachen wie Merck; und so ist es auch in der Folgezeit Stichwort gegen Nicolai geblieben.

[1] Besonders bezeichnend hierfür seine abschließenden Urteile über Uz (Reisebeschreibung I, 191) und über Joh. M. Millers Romane (ebenda IX, 107f.); vgl. auch das oben S. 312 erwähnte Urteil über den Hainbund, sein Ehrengedächtnis für Justus Möser u. a. m.

ANHANG

BRIEFE AUS NICOLAIS NACHLASS

Die Vorlagen für die im folgenden mitgeteilten Briefe befinden sich im Nicolaischen Nachlaß, den die Handschriftenabteilung der Preußischen Staatsbibliothek zu Berlin aufbewahrt; der S. 338ff. abgedruckte Brief Nicolais an Höpfner ist nach der im Besitz des Freien Deutschen Hochstifts Frankfurt a. M. befindlichen Originalhandschrift wiedergegeben. Bei handschriftlichen Vorlagen habe ich die orthographischen und Interpunktionsverhältnisse genau bewahrt, die wenigen Abweichungen verzeichnet; bei Kopien und Konzepten habe ich offenbare Schreib- oder Hörfehler stillschweigend getilgt, Orthographie und Interpunktion nach den allgemeinen Gepflogenheiten des Absenders einzurichten gesucht. Das in eckige Klammern [ ] Gesetzte ist von mir eingefügt bezw. ergänzt.

AUS CHR. H. BOIES BRIEFEN AN NICOLAI

Göttingen, 17. April 1770.

... Ich bin, wie Sie, unzufrieden, Daß Hr. J.[1] seine Werke zu einer so ungelegenen Zeit sammlet. Der Schritt wäre äußerst mißlich, wenn er auch nicht so manche harte und leyder! gegründete Kritik jetzt erfahren hätte. Einzeln genommen gefällt mir manches flüchtige Stück, das, in einen Band gebracht, und mit den anderen ähnlichen verglichen, seinen ganzen Reiz verliert. Die Neue Zeitung ist fast noch schärfer mit ihm umgegangen als die Bibliothek. Ich hab ihm offenherzig und freundschaftlich meine Meinung über die Sammlung gesagt. Ein Sänger der Freude sollte billig nie eigentlicher Autor seyn. Hr. J. scheint wie viele andere, noch immer sich nicht überzeugen zu wollen, daß man, ohne Feindschaft, scharf über einen urtheilen könne.

Es geht mir sehr nahe, daß ich auch von anderen hören muß, was Sie mir über W[ieland] schreiben. Es macht ihm das Übereinstimmen mit einem so nichtswürdigen Menschen[2] keine Ehre. Ich fürchte, auch H. W[ieland] thut sich durch das der ganzen Schule eigene Vielschreiben Schaden. Es sollen, wie man mir sagt, drey neue Werkchen von ihm unter der Presse seyn. Das eine führt den Titel die

[1] Joh. Georg Jacobi.
[2] Offenbar Riedel.

Grazien, und soll eine Vertheidigung des Amor wider unempfindlichen Kunstrichter seyn. Man ist hier mit dem Diogenes[1] nicht so ganz zufrieden ...

Göttingen, 3. Sept. 1770.

... Ich habe Hrn Wieland auch jetzt von Person kennen lernen und manches ist mir nun begreiflich geworden, was es vorhin nicht war. Wer den Mann desabusieren könnte. In Erfurt wird ers schwerlich werden. Herr Herder, den ich hier neulich kennen zu lernen das Glück hatte, hat mich im Umgange weit mehr befriedigt als W. Ich wunderte mich über die Leichtigkeit des Ausdrucks bey einem Manne der oft so schwer schreibt. Aber vielleicht verspricht diese auch künftig seinen Schriften einen anderen Ton.

Göttingen, d. 18. Dez. 1770.

... Ich habe Ihren Vorschlag ausgeführt. Die Sammlung[2] ist auch ohne den Kalender abgedruckt und Sie werden ihn so, und ungebunden bekommen .. Der Titel hat auch nicht abgeändert werden können, da er gestochen war. Aber das wird nichts zur Sache thun. Man kann ja dem Buch welchen Titel man will geben, und der französiche, ohne den Kalender, heißt noch immer almanac des muses. In Absicht der Sammlung selbst bin ich sehr schüchtern. Sie ist noch lange das nicht, was sie werden muß und werden kann, und der Kenner muß mich gewiß tadeln, daß ich Stücke von so ungleichem Werthe untereinander gemischt habe ... Auf die Rezension in der Allg. Bibl. bin ich sehr neugierig, ob ich gleich versichert bin, daß eher Ihre Nachsicht als Ihre Strenge mich schamroth machen wird ...

Aber was denken Sie? Hr. Klotz ist hier, und ich war der erste der ihn hier gesprochen. Ich war Abends bey einem Freunde, zu welchem er gleich kam. Von unsern Sachen fiel nichts vor. Er redete mit großem Wortflusse von sehr vielen Dingen, ohne auf einen seiner Widersacher zu kommen. Aber von seinen Freunden sagte er desto mehr böses. Ich will lieber des Mannes Feind als sein Freund seyn. Aber lustig ist es doch, wie die beyden großen Freunde, Klotz und Riedel, von einander reden. Riedel versicherte mich, daß aus Kl. bey seiner Lebensart nie etwas werden könnte, und Kl. sagt

[1] Natürlich Wielands »Diogenes von Siope«.

[2] Der Göttinger Almanach.

allen Leuten, die es hören wollen, daß R. immer halbbetrunken, daß er des Statthalters Hofnarr ist u. s. w. Der ersten Verhinderung ist es auch wie Kl. sagt, allein zuzuschreiben, daß sein großes Buch wider Sie und Hrn. Lessing noch nicht erschienen ist . . .

Göttingen, d. 23. Juni 1771.

. . . Zuerst muß ich Ihnen für Ihr öffentliches Urtheil[1] über meinen ersten Versuch, und für das noch gütigere in Ihrem Briefe über den zweyten danken. Ich will suchen, es zu verdienen. Die nächste und vielleicht die Hauptursache meines Schreibens ist das Versprechen, das Sie mir in Ihrem letzten Briefe thaten. Sie wollten Ihre Papiere durchsuchen, ob darin noch etwas für mich zu finden wäre. Ich bin unverschämt. Aber sey es einmal einer nicht, wenn er ein solches Versprechen in Händen hat! Vielleicht finden Sie auch noch eins oder das andere von Ihren Freunden. Von Ewald haben Sie mir schon etwas gezeigt . . .

Für die Abbtische Korrespondenz muß ich Ihnen noch meinen besonderen Dank sagen. Trotz aller der geraubten und halbgeraubten Briefe die das deutsche Publikum zeither erhalten, gelesen oder nicht gelesen, bewundert getadelt und vergessen hat, ist dies der erste deutsche Briefwechsel der Männer interessiert. Mich dünkt ich unterhalte mich selbst mit den würdigen Verfassern der Literaturbriefe, wenn ich ihn lese. Einiges — warum sollt ich Ihnen nicht offen meine Meinung sagen? — hätt' ich doch lieber nicht gedruckt gelesen, z. E. das spöttische Urtheil über den Salomo[2]. Was ist dem Publiko mit einem so wenig auseinandergesetzten Urteile gedient? und dem würdigen Verf. der Messiade ist es doch allemal unangenehm. Salomo, wenn er auch fähig wäre einen falschen Geschmack festzusetzen, ist nicht genug gelesen worden um die Wirkung zu befürchten. Ich gebe Ihnen das Wenn nicht zu, denn ich überzeuge

[1] Die von Nicolai verfaßte Rezension (ADBibl. XIV, 211) rühmt den Almanach im Gegensatz zu dem Leipziger Almanach der deutschen Musen. Die Versuche der jungen Dichter »verdienten wirklich Aufmunterung«; die anthologische Arbeit des Herausgebers wird von Nicolai gelobt.

[2] Von Klopstock. In Abbts »Freundschaftlicher Korrespondenz« (Verm. Werke III), Moses Mendelssohn an Abbt 20. VI. 64; gemeint ist hier von Boie offenbar aber nicht dieses zurückhaltendere Urtheil Mendelssohns, sondern Abbts sehr sarkastisch-ablehnendes Urteil: an Mendelssohn 11. VIII. 64 (ebenda S. 254 ff.).

mich immer mehr und mehr, daß Kunstrichter und Leser diesem Stücke nicht Gerechtigkeit genug haben widerfahren lassen. Ich hätte nicht zu unterscheiden brauchen, denn der größte Theil der Deutschen lieset noch nur mit der Rezension in der Hand oder im Kopf. Es kann seyn, daß ich mich sogar in Klopstocks Fehler einstudiert habe. Aber ich muß Ihnen bekennen, daß ich auch nicht viel von der Härte und Rauhigkeit mehr glaube, die man ihm vorgeworfen hat...

Göttingen, 10ten May 1773.

...[1] Ich war sehr beschäftigt, wie ich Ihr Packet erhielt und wollte nur ein wenig blättern; aber ich konnte mich nicht loß machen und die andere Arbeit mußte liegen bleiben. Mein Lob würde leicht Compliment seyn und Sie brauchen dasselbe auch nicht, aber das muß ich doch sagen daß mich noch keine Schrift dieser Art in unserer Sprache so vergnügt hat. Jetzt hab ich die zweyte Lektüre angefangen, und die geht desto langsamer, so viel Vergnügen empfind ich bey jedem Schritt. Aber Lerm wird das Buch machen. Desto besser...

Göttingen, d. 5. Juni 1773.

Der Verfasser des Timorus freut sich sehr über den Beyfall, den Ewr. Wolgeboren seiner Schrift gegeben[2], und hat nichts dawider, daß ich Ihnen seinen Namen nenne. Es ist der hießige Professor Lichtenberg, der sich jetzt, seine astronomischen Beobachtungen zu vollenden, in Stade aufhält. Vielleicht haben Sie ihn als Astronomen schon gekannt. Als Schriftsteller erscheint er hier zum erstenmale; aber ich wünschte sehr, daß man ihn zu anderen Versuchen bringen könnte. Sein Name ist für Sie ganz allein, denn es ist ihm sehr viel daran gelegen, daß er nicht laut gesagt werde. Unsere Zeitungsschreiber und Journalisten können nicht anders als das Büchelchen sehr schief beurtheilen, wenn sie nicht eingeleitet werden. Der Verf. hätte daher gerne, daß es in der Alg. Bibl. bald angezeigt, und der Gesichtspunkt angegeben würde, aus welchem man's ansehen muß. Hier hört man noch nichts davon, denn ich will nicht der erste seyn, der es bekannt macht...

---

[1] Nicolai hatte Boie den »Sebaldus Nothanker« übersendet.

[2] Nicolais Rezension des Timorus: Anhang z. 13. 24. Bd. d. A D Bibl. S. 950 ff. vgl. oben S. 222, Anm. 1.

Göttingen, d. 14. Nov. 1773.

... Ich bin noch immer in meiner alten Lage hier, und werde immer mehr und mehr aus der Literatur herausgezogen, die ich liebe; nur höchstens ein wenig von ferne zusehen, und ein wenig lesen, mehr kann ich nicht. Zum Glück verliert man bey dem Weniglesen itzt nicht viel. Sebaldus Nothanker ist noch immer hier in aller Händen, und alles wartet begierig auf den zweyten Theil. Er kommt doch auf Ostern? Ich habe mit Dr. Miller und Leß davon gesprochen, und beyde urtheilen vernünftig davon. Dr. Walch seh ich itzt selten; ihm wird er gewiß nicht orthodox genug seyn. Über nichts habe ich mich mehr gewundert, als über Wielands Lob im Merkur. Jacobi ist nicht damit zufrieden, aber W. selbst hat einem meiner Freunde gestanden, daß er zuviel vom Säugling habe[1]. Mit dem Almanach wird er, und alle, die uns mit Gewalt zu Franzosen machen wollen, nicht zufrieden seyn; aber ich kann mir nicht helfen. Ich erkenne keinen Despoten in der Litteratur, und alle Machtsprüche sind mir sehr gleichgültig. Wieland hat sein großes Publikum, aber laß ihn nur noch ein Jahr den Merkur schreiben, und es wird klein genug werden. Ich erinnere mich noch, mit Ihnen einst über einen deutschen Merkur gesprochen zu haben, und es thut mir leyd, daß W. die schöne Idee verdorben hat. Als verdorben seh ich sie an, obgleich in seinem Merkur auch manches Gute ist. Wir haben itzt einige sehr guter junger Köpfe hier, und ich bin gewiß, daß unsere Literatur, in mehr als einer Absicht, etwas von hier zu erwarten hat. Vielleicht ist auch mit der Zeit ein guter Rezensent für Ihre Bibliothek darunter ... Ich sehe Ihre Bibliothek als eins der patriotischsten Unternehmungen an, die ich kenne, und es thut mir auch aus dem Grunde leyd, daß so viele andere Rezensionsfabriken errichtet werden, die Sie hindern müssen, Ihre Bibliothek in allen Fächern so gut zu machen, wie Sie es wünschten. Eine jede der andern hat doch gemeiniglich einen oder den andern guten Mitarbeiter, Schirachs Magazin vielleicht allein ausgenommen. An der Lemgoer Bibliothek arbeitet der Professor Mauvillon in Cassel, gewiß ein sehr guter Kopf trotz seiner Paradoxie, und obgleich er nicht

[1] Danach wäre Wielands Äußerung an Fr. H. Jacobi vom 16. VII. 73, daß er die Ähnlichkeit nicht bemerkt habe, auch von hier aus als bloße Ausflucht gekennzeichnet (vergl. oben S. 155, Anm. 1).

zum besten schreibt. Er ist schon lange mein Freund, und ich hab ihn itzt fast von allen seinen vorigen Verbindungen mit entscheidenden und seichten Halbköpfen abgezogen ... Es ist wieder ein weicher wollüstiger Dichter aufgestanden[1], der zwar sein Original nicht erreichen, aber doch Leser finden wird. Sie kennen den Verfasser der Kirschen. Er läßt itzt in Lemgo einen halb poetischen halb prosaischen Roman: Laidion: drucken. Unter der halberstädtischen Schule könnte Schmidt[2] weit mehr seyn, als er ist und je werden wird. Ich weiß aber nicht welcher Unstern da jeder Blume schon in der Knospe eine falsche Bildung gibt. Diesen verdirbt Petrarch, mit dessen Genie er gar keine Ähnlickeit hat. Ich glaube, daß es ihm im komischen glücken würde ...

Göttingen, d. 23. Juni 1774.

... Ich dank Ihnen für ihr günstiges Urtheil von den Almanachen in der Bibliothek. Der Vorwurf wegen zu vieler leichten Speise ist gerecht. Der letzte verdient ihn schon weniger, und die Damen und jungen Herrn sind doch mit dem letzten weniger zufrieden. Ich lasse itzt den Druck des neuen anfangen, bin aber noch ziemlich arm. Haben Sie denn gar auch nichts mehr für mich? ...

Göttingen, d. 29. Okt. 1774.

... Der Almanach ist Ihnen keine Neuigkeit mehr. Sie haben ihn gewiß eher gesehen als ich selbst. Ich kann diesen nicht auf meine Rechnung nehmen, weil verschiedene Angriffe und Häckeleyen darinn sind[3], die ich nicht billige. Kaum werd ich überhaupt mehr Theil daran nehmen können. Man ist itzt, da Alles wieder eine Zerrüttung zu werden scheint [?] fast froh, nichts mehr mit der Litteratur zu thun zu haben ...

Göttingen, d. 20. Oktober 1775.

... Ihre Rezension — ich erkenne Ihre Hand darin — von Lavaters Physiognomik hat mir ungemeines Vergnügen gemacht. Wie's denn

---

[1] Natürlich Heinse.

[2] Klamer Schmidt.

[3] Die Beziehung ist mir ungewiß. Vgl. Boie an Bürger 12. XII. 74 (Strodtmann I, 219): »Ich bin mit so vielen Leuten zerfallen, und habe keinem Ursache gegeben. Wieland, Gleim, Ramler schimpfen auf mich ... Genus irritabile vatum« usw.

nun mit dem großen Werke gehn mag. Es wäre doch eine Erscheinung, wenn es bei dem hohen Preise zu stande käme. Einen Theil der Kupfer habe ich bei Göthen gesehen, der sich auch stark dafür interessiert ... Ich hab mich sehr darüber gefreut, daß Ihr Urtheil über Werthers Leiden so sehr mit dem Meinigen übereinstimmt. Ich verkenne die Absicht Ihrer Schrift gar nicht, die mit einer Philosophie und Laune geschrieben ist, die ihrem Verfasser große Ehre macht. Am meisten hab ich mich über das nachbarliche Genie gefreut. Der Amtmann auf der Titelvignette sieht Hr. Boden in Hamb. sehr ähnlich. Göthens Buch wird fast allenthalben falsch angesehen, als Vertheidigung des Selbstmords. In unsern Gegenden stellen die wirklichen Charaktere, nach denen er gezeichnet, und die er nicht immer unkenntlich genug macht, sein Werk noch vollends in ein falsches Licht ...

Göttingen, d. 2ten Juli 1775[1].

Diese Zeilen, mein werthester Herr Nicolai, sind bloß bestimmt, Ihnen einen meiner Freunde zu empfehlen, der Berlin und seine Gelehrte kennen zu lernen wünscht, Herrn Salzmann aus Straßburg, einen jungen Mann, den Sie gern kennen lernen werden. Ich bin seit einigen Monaten in einer sehr verdrießlichen Lage, das allein ist die Ursache warum ich Ihnen nicht für das Vergnügen gedankt, das mir der zweyte Band Ihres Nothankers[2] gemacht, ich glaubte in der That nicht, jetzt so heiter zu werden können, als ich dadurch auf einige Abende geworden bin ... Wohin ich künftig gehe ... ist noch unentschieden; das ist fast gewiß, daß ich Göttingen verlasse, und das ganz bestimmt, daß ich nie in meinem Leben wieder Hofmeister werde, es mag mir auch gehen wie es will. Ich habe alle meine Zeit, meine Ruhe, einen Theil meiner Gesundheit dabei zugesetzt, und hab am Ende nichts, als ein wenig Erfahrung gesammelt, Gedult gelernt, und — etwas Englisch mehr als ich wußte ...

Hannover, d. 24. Juni 1776.

... Ich bin mit den Geschäften die ich habe immer mehr zufrieden, je mehr ich sie kennen lerne und mich überzeuge, daß es zum Glück des Lebens gehört, einen wahren, nicht erdichteten Wirkungskreis

[1] Copie.

[2] Von mir verbessert aus: Nothenwerkes.

zu haben. Ich bin glücklich genug gewesen, auch hier Freunde zu finden. Zimmermann und Klockenbring[1] brauche ich Ihnen nur zu nennen. Die Litteratur wird, wie immer, das Glück und Vergnügen meiner Nebenstunden seyn. Aber selbst was darin zu seyn, dazu hab ich auch itzt den Gedanken verloren. Ich freue mich über alles was gut ist und Hoffnung gibt gut zu werden, suche meinen Geschmack immer allgemein zu erhalten, und bin von keiner Parthey. Die Bekanntschaft des jungen Mannes, aus dessen Händen Sie diesen Brief erhalten, wird Sie gewiß freuen. Es ist Herr Leisewiz. Sie werden sich mit mir über die schönen Aussichten gefreut haben, die sein Julius von Tarent gibt ...

Hannover, d. 10. Nov. 1776.

Ich habe meinem Freund in Oxford wegen der Schrift de rhythmis Graecorum geschrieben, und bekomme sie gewiß, gedruckt oder geschrieben, wenn sie nur zu erhalten steht. Viel versprechen Sie sich aber nicht davon. Ich freue mich, Ihnen auf irgend eine Weise meine Ergebenheit und Dienstbegierde zeigen zu könnnen ... Wenn Ihre Untersuchungen über die Rhythmik nicht ins Musikalische einschlagen, wovon ich nichts verstehe, freue ich mich sehr darauf ... Ich danke Ihnen für den Almanach[2]. Die Vorrede, die viel wahres sagt, hat mich sehr belustigt, und unter den Liedern sind immer einige, die nicht zum Spaß gedruckt zu werden verdienten. Ich glaube, daß Daniel Wunderlich[3] sich des ehrsamen Leinewebershandwerks annehmen wird. Er versteht aber Scherz, wie Seuberlich der Schuster auch thun wird. Wenn Sie einmal eine Idee haben, die auch zum Büchlein nicht Ausdehnung genug hat, so werfen Sie sie ins Museum.

Hannover, d. 9. XII. 76.

... Beyläufig, vielen Dank für Ihre Rezension von der Physiognomik. Ihre Hand ist nicht darin zu verkennen. Sie scheint mir so gründlich als billig und vermehrt meinen Wunsch, physiognomische Versuche von Ihnen selbst zu lesen ...

Ich muß gestehen, daß ich den Almanach für einen Spott über

[1] Über Klockenbring als Mitarbeiter der A D Bibl. vgl. W. Stammler in Ztschr. d. Histor. Ver. f. Niedersachsen 79, Nr. 3 (1914).

[2] Nicolais feyner kleiner Almanach.

[3] Bürger.

das freylich oft übertriebene Geschrey von Volksliedern gehalten habe, übrigens fühle ich die manchen treffenden Wahrheiten in der Vorrede wohl. Wunderlich will aber wohl nichts mehr als daß der Dichter aus diesen Liedern lerne. Bürgers Lenore ist kein Volkslied, aber B. gewiß wird welche machen. Nach einigen Jahren wollen wir sehen, was er gelernt hat aus den Volksliedern. Er hat sie studiert wie vielleicht wenige Deutsche, und hat gelebt mit dem was wir Volk nennen. Ich sehe Übertriebenes wie Sie, in vielem was itzt gesungen, gesagt, gethan wird, aber laßt es nur ausbrausen: die ... [?] werden von selbst abfließen, und dann wird auch die gegenwärtige Gährung viel Gutes für den deutschen Geist zurücklassen.

Ich füchte mich nicht. Geben Sie mir Ihre Gedanken fürs Museum. Ich will Ihnen sehr verbunden seyn und viele werden's mit mir. Ich sehe voraus, daß sie oft von meinen und meiner Freunde Gedanken abweichen werden, aber das thut nichts ...

Hannover, d. 8ten März 1777.

... Hr. Bürger übersetzt gewiß die Ilias ganz. Ich sähe wie Sie lieber daß er seine Kraft zu einem Originalwerke brauchte, aber — Wider Graf Stolberg scheint man mir in Berlin überhaupt eingenommen. Sie werden sich über einen Versuch den Vergil zu übersezen und über die Gegend, woher er kömmt, wundern. Er steht im März des M[useum][1]. Die Phys. Briefe[2] (es werden mehrere kommen!) sind von H. Prof. Kleuker zu Lemgo, doch bitte ich ihn noch nicht zu nennen. Von H. Klockenbring leg ich vielleicht einandermal was Physiognomisches vor, wenn — ich meine Hand länger im M[useum] behalte. Ich zweifle. Ich mag so vieles nicht verantworten, was ich nicht billige, und sehe jetzt ein, daß Niemand Selbander thun muß, was er allein kann. Hr. Leisewitz u. Bürger empfehlen sich Ihnen ...

Hannover, d. 28. I. 78.

... Sie wollten mir ja auch einmal etwas fürs Museum geben. Wenn ich ganz meinen eigenen Gang gehen könnte, würde das Journal,

[1] Deutsches Museum 1777, S. 193ff. »Dido, ein episches Gedicht, aus Vergil gezogen.« Die Vorrede, die den Verfasser als »jungen Mann« vorstellt, ist aus Bamberg datiert.

[2] Deutsches Museum 1777, Januar S. 71ff. und April S. 349ff. Sie beginnen mit einer Kritik der Nicolaischen Rezensionen der Lavaterschen Physiognomik.

das darf ich ohne Pralerei sagen, anders aussehen. Ich muß noch immer viel aufnehmen, das ich nicht billige ...

Hannover, d. 30. V. 78.

... Daß Sie und viele andere wackere Männer wegen des Angriffs auf H. Lichtenberg im D. M.[1] nicht mit mir zufrieden sind, wundert mich nicht. Daß nur kann ich ihnen darauf sagen: Lichtenberg ist mein Freund vor wie nach; Sie können ihn nicht mehr lieben und hochachten als ich; er weis, warum ich so und nicht anders verfahren mußte, und es wird bald von ihm eine Schrift wider den Verf. der Aufsätze erscheinen[2], der ich nicht bin.

Meinen besten Dank ... für den zweyten Almanach, darin ich mehr als ein Stück gefunden, das mir Vergnügen gemacht hat. Besonders gefällt mir das Kleine an mein Potten[3]. Ist es alt und woher ist's? Wollen Sie die Sammlung fortsetzen, so kann ich Ihnen ein Paar nicht schlechte Stücke aus dieser Gegend geben, die ich aus dem Munde der Sängerinnen aufgeschrieben habe.

Ich bin mit H. Sturz einige Tage in Wolfenbüttel gewesen und ich brauche Ihnen nicht zu sagen, wie angenehm sie mir bei H. Lessing verflossen ...

AUS NICOLAIS BRIEFWECHSEL MIT JOH. PETER UZ

Nicolai an Uz

Berlin, d. 5. Oktober 1762.

... Ich danke Ihnen für den Antheil, den Sie an den Briefen[4] nehmen wollen; sie gehen nun freilich fort, aber langsam, denn in die-

[1] Gemeint ist die anonyme (Zimmermannsche) Einleitung zu Moses Mendelssohns Aufsatz über die Harmonie zwischen Schönheit und Tugend: Deutsches Museum 1778, März S. 193; auch im Aprilheft S. 289 findet sich als Anmerkung zu Lavaters Widerlegung der Lichtenbergschen Antiphysiognomik ein (nach W. Hofstaetter, Das deutsche Museum, Leipzig 1908 S. 154 von Göbhard herrührender) scharfer Angriff gegen Lichtenberg.

[2] Boie nahm indessen Lichtenbergs Verteidigungsschrift nicht ins Museum auf; sie erschien im Hamburger Korrespondenten.

[3] Nicolais Almanach ed. Ellinger II, 43 »Eyn Lyd an eyn'n Potten«.

[4] Gemeint sind die Literaturbriefe; der vorangehende Uzsche Brief, aus dem man die Art des »Anteils« ersehen könnte, fehlt.

sem halben Jahre ist nur ein Theil fertig geworden. Der Himmel weiß, wie es in dem künftigen gehen wird; die Verf. sind einigermaßen des Kritisierens müde; zumahl da sie seit dem letzten Lärm mit Justi[1] doch sich einigermaßen scheuen, und sich nicht gern in Verdruß setzen wollen; sie schreiben zum Vergnügen, also ist wohl leicht zu erachten, daß sie sich nicht gern allerley Chicanen bloßsetzen wollen. Und wenn man indem man seine Meinung offenherzig sagt, immer befürchten muß, zur Verantwortung gezogen zu werden, so bleibt für den Verfasser wenig Vergnügen übrig. Übrigens ersetzt ein Beifall wie der Ihrige allerdings alle solche kleine Ungemüthlichkeiten, und muntert die Verfasser auf. Ich denke auch immer noch, daß diese Schrift bis zu Ende des künftigen Jahres soll fortgesetzt werden. Alsdann wird es auch wohl Zeit sind [sic] aufzuhören.

... das deutsche Publikum begünstigt meinen Anschlag auf die Engländische Schriftsteller bisher eben nicht sehr; werde ich inzwischen nur auf einige Weise in den Stand gesetzt darin fortzufahren, so wird Shakespeare gewiß einer der ersten Schriftsteller sein, die ich liefern werde. Von Herrn Wielands Übersetzung verspreche ich mir nichts, als auf der einen Seite sehr elende Kritik des Shakespeare, und auf der andern Seite vielleicht noch elendere Nachahmer. So viel ist ausgemacht, daß dieser Schriftsteller theils in vielen Fällen ganz unübersezbar ist, und theils daß er, wenn er auch noch so gut übersezt wäre, dennoch Lesern die der Engl. Sprache und des Engländischen Humours nicht kundig sind, nimmermehr gefallen wird. Ich befürchte im übrigen H. Wieland wird den Shakespeare ebenso übersetzen als H. Zachariae den Milton übersezt hat; ohne die geringste Anmuth.

Der Verfasser der Kreuzzüge ist H. Hamann, der auch der Verfasser der sokratischen Denkwürdigkeiten ist. In diesem letzteren Tractätgen hatte er viel Genie gezeigt, und man hatte seine Schreibart für einen Fehler gehalten, den er sich mit der Zeit abgewöhnen würde! aber er hat sich seitdem ganz auf die Seite des abentheuerlichen gewendet. Freilich weiß man nicht, was man aus seinen Kreuz-

[1] Über die v. Justische Beschwerde an die Censurdirektion, das vorübergehende, durch Ministerialentscheidung unwirksam gemachte Verbot der Literaturbriefe hat Nicolai Uz im vorangegangenen Briefe v. 1. Juli 1762 unterrichtet.

zügen machen soll. Es sind einige sehr artige Stellen darinnen aber das übrige — ist deutsch zu reden Unsinn. Ich hoffe es soll ihm in den Briefen auch sein Recht widerfahren ...

Uz an Nicolai

Anspach [Ansbach], 10. I. 1763.

... Herr Wieland hat endlich einmal den ersten Theil seines deutschen Shakespeare geliefert. Ich weiß nicht ob er etwan der Popischen Auflage in der Ordnung der Stücke folgt, denn sonst wüßte ich die Wahl, die er in diesem Theile getroffen, nicht zu rechtfertigen. Die 2 Stücke die er übersetzt hat, werden das deutsche Publikum für den Schakespear nicht sehr einnehmen, so vortreffliche Dinge auch im Leer [sic] sind. Ich habe ihn beynahe für unübersetzlich gehalten, u. Wieland hat auch verschiedenes weggelaßen, welche Weglassungen ich aber nicht billigen kann. Man will den Schakespear sehen, wie er ist ...

Uz an Nicolai

Anspach, d. 2. VIII. 1763.

... Aber was sagen Sie zu der tödtlichen Stille, die dermalen auf dem deutschen Parnaß herrscht? Es kommen zwar noch alle Messen einige Büchelchen mit Versen heraus. Aber sie bedeuten so gar wenig, daß sie kein Aufsehen machen. Kein neues Genie zeigt sich und die alten schreiben selten mehr. Was wird daraus werden? Wir haben noch nicht gute Dichter genug, daß wir schon aufhören dürfen. Verschiedene Classen sind noch ganz lär. Wenn doch nur die Gedichte der Frau Karschin einmal herauskämen! Es währt gar zu lange ...

Nicolai an Uz

Berlin, d. 8. XII. 1766[1].

... Meine Briefe üb. den Z. d. sch. Wiss. habe ich versprochen[2], und es soll auch nicht bey dem bloßen Versprechen bleiben; aber wann

[1] Die Korrespondenz hatte geruht; vgl. Uz an Gleim (ed. Schüddekopf, Bibl. d. liter. Ver. Stuttg. Tübing. 1899, S. 228) 3. VII. 1766: »Nicolai hat mir schon in zwei Jahren nicht geschrieben.«

[2] Im Meßkatalog war eine Neubearbeitung der »Briefe über den itzigen Zustand der schönen Wissenschaften« angekündigt; gerade Uz hatte brieflich wiederholt dazu gedrängt. Die Neubearbeitung ist nicht zustande gekommen.

ich dieses Versprechen werde halten können, bleibt freilich ungewiß. Ich sehe täglich mehr ein, daß diese Briefe nichts als Jugendarbeiten sind, die freilich viel Nutzen mögen geschaffen haben, aber nicht durch ihren inneren Werth, sondern durch die Zeit und die Umstände, in welchen sie erschienen sind. Ich würde sie itzt lieber ganz neu machen, wenn ich nicht fürchtete, daß sie jemand in der alten unvollkommenen Gestalt wieder möchte auflegen lassen, inzwischen werde ich doch die Hälfte wegwerfen und zum Theil neu schreiben; die andere aber sehr verändern; damit bin ich itzt beschäftigt und dieß ist eine der beschwerlichsten u. verdrießlichsten Arbeiten; wenn ich damit fertig bin, so will ich auf ein Bändchen neuer Briefe denken; aber ich zittere wenn ich bedenke, daß ich von Ihnen und anderen Männern von Einsicht werde gelesen werden, deren Gedanken über diese Materien ich lieber hören möchte als Ihnen die meinigen eröfnen wolte...

Haben Sie nicht ein Paar kleine Bändgen unter dem Titel »Über die Litteratur oder Beylage zu den Br. über die L.« In diesem Buche ist ungemein viel schönes, das einen Verf. verrät der viel Philosophie und gesunden Geschmack hat. Es sind freilich auch viel Gedanken darin, die ich für unrichtig halte, aber dennoch muß man diesen Verf. hochschätzen; der V. soll sich in Riga aufhalten und Harder heißen...[1]

Uz an Nicolai

Anspach, d. 6. Febr. 1767.

...Ich dichte nicht mehr, das wissen Sie. Acten und Prozesse vertragen sich nicht nicht mit der Leyer. Wenn ich eine müßige Stunde habe, so sehe ich die noch ungedruckte Reime durch, um etwan einmal die letzte Kraft meines Witzes der Welt aufzudringen. Ich fand einen Sokrates und freute mich, daß ich mit Herrn Moses einerley Idee gehabt. Ich las vor etlichen Jahren ausdrücklich den Phädon des Plato, um eine Ode über die Unsterblichkeit zu machen. Aber ich konnte wenig daraus brauchen. Herr Moses wird alles besser nutzen. Inzwischen habe ich Lust Ihnen diese Ode zu schicken. Wer weiß wann sie gedruckt wird.

[1] Herders »Fragmente«. Über Harder statt Herder vgl. Nicolai an Herder 30. XII. 1766.

Nicolai an Uz

Berlin, d. 21. März 1767.

... In Ihrer Ode über die Unsterblichkeit sind schöne Stellen. Inzwischen muß ich Ihnen aufrichtig gestehen, das sie nicht das Feuer hat, das ihre besten Oden haben. Aber warum machen Sie wirklich nichts mehr? Ich glaube, die Ungewohntheit, daß Sie lange nichts gemacht haben, trägt eben so viel dazu bey, als die Juristischen Arbeiten. Der Geist findet es etwas schwer, sich zu erheben, wenn er sich lange nicht erhoben hat. Suchen sie sich einmahl wieder in Feuer zu setzen, vielleicht gelingt es. Und solten Sie ja zur Ode itzt keine Neigung mehr spüren, so gibt es ja noch mehrere Gattungen der Dichtkunst. — Und wie wenn Sie etwas in Prosa zu schreiben versuchten, z. B. Etwas Historisches, daran es uns in Deutschland noch so sehr fehlet. Ich glaube hiezu müßte sich Ihr Genie vortreflich schicken ... Wenn Sie einen Verleger brauchen hier bin ich! doch wohl verstanden, daß ich niemand anders verdrängen will ...

Uz an Nicolai

Anspach, 11. Sept. 1769.

... Sie wissen wie sehr ich Sie hochschätze. Ich bin allemal ein Nicolait gewesen und bin es noch [a. Rande: Sie erinnern sich doch dieses alten Schweizer-Witzes? Wenn ich mich nicht irre, so fängt dieß Wort wieder an gehört zu werden. Ein übles Zeichen!] Eben deswegen freue ich mich, daß die allgemeine Bibl. alles Schreyens dagegen ohnerachtet noch fortdauert und sich immer verbessert ...

Nicolai an Uz

Nachschrift z. Briefe v. 8. Okt. 1769.

Was sagen Sie von Klopstocks Hermannsschlacht? Fast möchte ich davon sagen was jener von der Pucelle sagte. Cela est bien beau, mais cela est bien ennuyant. Ich meine es aber in einem andern Verstande. Das Stück ist wirklich sehr schön, doch kann man es nicht zum zweiten oder drittenmale lesen, mann kann nicht Theil daran nehmen; solche Gesinnungen wie darin herrschen, wünsche ich unsern Zeiten nicht.

Uz an Nicolai

Anspach, 12. Dez. 1769.

... die Hermannsschlacht ist wirklich eine besondere Erscheinung, die wilde Größe der alten Deutschen ist gut ausgedrückt. Aber das ganze Ding ist doch nur eine Copie, und eine Copie ohne Original. Ich fürchte, es gehe damit, wie mit den Dithyramben. An elenden Nachahmern wird es ohnehin nicht fehlen ...

Nicolai an Uz

Berlin, 13. Nov. 1770.

... Herr Wieland ist im Sommer in Leipzig gewesen, er versichert beständig noch, daß Riedel sein anderes Ich sey. Ich begreife nicht, wie ein Mann, der so viel Talente hat, an einem seichten Kopfe so viel Gefallen finden kann; und man solte denken, diese Freundschaft müßte für Riedeln vortheilhaft seyn, indem ihn Wieland zu sich heraufzöge, so aber scheint es im Gegentheil, daß Riedel Wielanden zu sich herunterziehet. In den Beyträgen sind vielleicht kaum zwey Bogen, die Riedel nicht ebensogut hätte schreiben können. Ich beklage Herrn W. daß er so viel schreibt. Es wäre doch schlimm für ihn, wenn er zum zweitenmahl in die Verlegenheit käme, daß ihm seine vorige Werke nicht gefielen. Die Grazien, die diese Messe herausgekommen sind, sind eine ganz artige Kleinigkeit ...

Ich wünschte, daß ich allen Connexionen mit der neuen Litteratur, so wie sie alle Jahr sich verjünget, aufgeben und mich bloß auf die, die ich wirklich liebe, einschränken könnte. Es herrscht itzt eine sonderbare Verdrießlichkeit auf unserm Parnaß ...

Nicolai an Uz

Berlin, d. 9. Junius 1772.

... Haben Sie Wielands goldenen Spiegel gelesen? Nun fängt dieser vortrefliche Kopf an sich auf der Seite zu zeigen, wo ich ihn schon lange zu sehen gewünscht hätte. Mir freilich gefällt (bloß meinem besonderen Geschmack nach) die orientalische Einkleidung nicht, aber sie wird immer noch genug nach dem Geschmacke vieler anderer Leute seyn ...

Uz an Nicolai

Anspach, d. 17. IX. 72.

... Erheben Sie sich lieber [als gegen Klotz] wider einige Gebrechen, die unsere Dichter anzunehmen scheinen. Man entfernt sich wieder von der Natur. Die Künsteley, Schwulst, Parenthyrsus werden herrschend und das Barden-System wird vollends alles verderben. Es ist mir unbegreiflich, wie ein so großer Dichter, als Klopstock, selbiges annehmen u. seine Oden damit verderben mögen. Dieses System wird niemals national werden, und ich sehe nicht den geringsten Nutzen dabey, wenn es auch eingeführt würde. Fabel für Fabel so will ich lieber die griechische, die mir schon bekannt ist, als eine barbarische, die ich erst lernen muß. Es hätte gar wohl bey der vortrefflichen Ode eines Skalden[1] und ein Paar Versuchen des H[errn] Kretschmanns sein Verbleib haben können. Es ist nur gut, daß Wieland, nachdem er einmal zur Natur zurückgekehrt, derselben getreu verbleibt. Bey dem ausgebreiteten Beyfall, den seine Arbeiten erhalten und verdienen, würde sein Exempel ansteckend seyn. Sein goldener Spiegel ist seiner würdig. Ob der Hof an den er neulich gerufen worden, ein ihm schicklicher Aufenthalt sey, wird die Zeit lehren: ich zweifle, ob ich gleich wünsche, daß er nicht zu oft wechseln möge ...

[Im folgenden schildert Uz das Zustandekommen seiner Horazübersetzung.]

Nicolai an Uz

Berlin, d. 17. Jänner 1773.

Herr Leibarzt Zimmermann erzählte mir einmahl, daß wenn der Poet Jakobi bey seinem öftern Durchreisen durch Hannover, ihn besuchen wollen, und ihn, wie es oft geschehen, nicht zu Hause gefunden habe, allemahl anstatt einer Karte, wie sonst gewöhnlich, sein neuestes Gedichtchen abgegeben habe. So habe er sich lange mit ihm weiter nicht unterhalten als durch seine Werke. Bald gehts mit unserem Briefwechsel ebenso ... Also meine Karte daß ich da bin, bekommen Sie beyliegend[2] denn wahrhaftig, ich bin so eilig, daß ich nicht einmahl warte, ob Sie zu Hause seyn wollen, um mich zu sprechen ...

[1] Offenbar Gerstenbergs »Gedicht eines Skalden« gemeint.

[2] »Sebaldus Nothanker«.

[ohne Datum. Nicolai: »1773 28. Juni« empfangen.]
Mit Geschenken darf ich mit Ihnen nicht wetteifern, theuerster Freund, das sehe ich wohl. Kaum schicke ich Ihnen eine mittelmäßige Übersetzung[1], so erhalte ich dagegen eine Original-Schrift die Ihres Geistes und Ihres Ruhmes in aller Absicht würdig ist. Sie bleiben also wieder im Vorschuß. Das Publikum muß, wie ich, auf eine angenehme Art überraschet worden seyn, von Ihnen einmal wieder ein Produkt des Genies zu sehen, wie man Ihnen zwar jederzeit zugetrauet, aber bey Ihren Geschäften und Zerstreuung nicht gehoffet hat. Magister Sebaldus ist über mein Lob erhaben, u. je öfter ich in seiner Geschichte lese, je mehr vorher übersehene Schönheiten nicht allein, sondern gründliche, manchmal nur flüchtig angedeutete Bemerkungen finde ich. Was für eine rührende Scene um das Sterbebette der lieben Wilhelmine! Zwar werden Sie in ein Wespennest gestochen u. viele von der Geistlichkeit bitterböse gemacht haben. Es ist wahr, Sie stellen diese Herren auf einer sehr häßlichen Seite vor. Der Herr Consistorial-Präsident, dieser meistermäßig gezeichnete Charakter, und der H. Superintendent, die auf dem Titel-Kupfer beyde sich so vortrefflich ausnehmen, haben wohl in der wirklichen Welt ihres gleichen. Aber es ist auch wahr, daß Sie einem Geistlichen wiederum einen sehr edlen Charakter beylegen, nehmlich dem Sebaldus, der aber freylich ein Heterodox ist. Die Gespräche, welche rem librariam betreffen, sind wohl etwas weitläuftig und unterbrechen die Geschichte ziemlich lang, werden daher auch von manchen die zum Zeitvertreibe lesen, überschlagen werden. Das mögen sie denn thun. Ich meines Theils habe sie mit Vergnügen gelesen und finde sie voll wahrer und gemeinnütziger Bemerkungen. Gott gebe, daß sie Frucht bringen welches aber mehr zu wünschen als zu hoffen ist...

[Am Rande, auf Nicolais Anfrage nach Götz' Lebensumständen:]
Von Hrn Götzen weis ich Ihnen auch nichts zu sagen, weil, seitdem er von Halle weggegangen, ohne Abschied von mir zu nehmen, ich keine Verbindung mit ihm gehabt. Er war ein stiller guter Mensch, von hübschem Ansehen, aber in dürftigen Umständen,

[1] Uz' Horaz-Übersetzung.

informierte auf dem Waysenhause, u. brachte die Nachmittage bey mir und dem Anakreon zu.

Uz an Nicolai

Anspach, 18. Dez. 75.

... Hr Göthe hat, wie ich gleich gedacht, Ihre Freuden des jungen Werthers übel genommen. Das sehe ich aus seinem Prometheus[1]. Er ist gar zu empfindlich, da er sich doch soviele Freyheiten gegen andere herausnimmt. Warum aber Hr. Wieland, in seinem neuen Mercur zu äußern nöthig erachtet, das Sie sein Freund nicht wären, wundert mich. Ich dachte Sie wären mit ihm völlig ausgesöhnt ...[2]

Uz an Nicolai

Anspach, d. 4. Juli 1776.

...Wie wohl wars mir beym Lesen [des Sebaldus Nothanker, Bd. III] da ich wieder einmal gutes Deutsch fand! Zu einer Zeit, da man unsere Sprache recht mit Gewalt wieder verderbt, nachdem es so viel Mühe gekostet, sie zu verbessern! Wir sollen itzt wieder wie Hanss Sachs, reden u. schreiben; und nicht nur im Scherz: denn das möchte hingehen, und so gebrauchen die Franzosen ihre Marcts-Sprache, auch in ernsthaften Dingen will man uns diesen Jargon aufdringen. Was müssen Ramler, Mendelssohn, die Meister unserer Sprache, denken. Es ist rühmlich daß Sie in Ihrer Bibliothek die ich noch immer von Ihrer Gütigkeit erhalte, mehrmalen wider dieses Unwesen reden. Ich hoffe auch diese Epidemie von Narrheit soll endlich wieder vorübergehen ...

Nicolai an Uz

Leipzig, d. 12. Okt. 1776.

... Hier haben Sie wieder eine Kleinigkeit, die unsere Genies, si DIS placet, in ihrer Selbstzufriedenheit, ein wenig stören soll[3]. Die Idee kam an einem frölichen Tag auf dem Lande und die Vorrede

[1] H. L. Wagners »Prometheus Deukalion u. s. Rezensenten« gemeint.

[2] Demnach, wie auch aus vorangegangenen Briefstellen an Nicolai ersichtlich, bezieht Uz die Wielandsche Äußerung »Herr N. ist nie mein Freund gewesen...« (s. o. S. 157) auf die bekannte Charakteristik Wielands in den Nicolaischen »Briefen über d. itzigen Zustand«.

[3] Der feyne kleine Almanach.

kostete auch Einen Tag. Aber die Sammlung selbst, kostete mehr Mühe. Wenn mir unser Freund Weiße nicht eine alte Sammlung von Bergliedern, die im 16ten Jahrhundert in Nurnberg gedruckt ist, mitgetheilet hätte, wäre ich garnicht zu Stande gekommen.

Gibts in Franken keine Volkslieder? Wie wäre es, wenn Sie zum 2ten Jahrgange einen kleinen Beitrag einsenden könnten. Sie werden ja Bänkelsänger und Mordgeschichtsänger haben, die ihre Lieder verkaufen.

Ich habe gestern den Hrn v. Knebel aus Weimar gesehen. Er ist ein wenig vergöthisiert, aber doch noch der brave offene Mann.

Uz an Nicolai

Anspach, den 2. April 1777.

... Mit größtem Vergnügen habe ich die meisterhafte Vorrede [zum Almanach] gelesen, die wiederum ein Wort zu seiner Zeit geredet ist ... ich wollte Ihrem Verlangen, dergleichen Volkslieder aus hiesiger Gegend beyzutragen, womöglich ein Genüge leisten. Es wollte mir nicht glücken. Die Bänkelsänger kommen seit geraumer Zeit nicht mehr in die Stadt ... Zum letzten Jahrmarkte hörte ich von einer Weibsperson, die Traumbücher und schöne weltliche Lieder feil hätte. Ich ließ den ganzen Kram hohlen, fand aber nur wenige, die einigermaßen Ihrer Absicht entsprechen. Neue Lieder werden, bey dem wiederhohlten Druck, mit untergemischt, und es kann nicht fehlen, daß nicht auch die alten hier und da verändert werden. Ich schließe hier bey was ich ausgesucht habe[1]. Mit beygesetzten Melodien habe ich keine angetroffen ...

Nicolai an Uz

Berlin, d. 25. Apr. 1777.

... Ich danke Ihnen für die übersendeten Lieder, von welchen zu meiner Absicht freylich nicht viel zu brauchen seyn wird. Doch sind sie mir der Sammlung halber lieb. Ich mache vom Almanach nur Einen Band noch, damit der Spaß nicht allzulang dauere und dazu habe ich noch einen ziemlichen Vorrath alter im 16ten Saeculo gedruckter Lieder ...

[1] Nicht erhalten.

Uz an Nicolai

Anspach, d. 15. Sept. 1777.

... Es herrscht eine gewisse Mattigkeit im Reiche des Witzes und es thut fast Noth, daß eine neue Schnurre die deutsche Literatur belebe. Der Barden- u. Balladen-Geschmack ist altväterisch, das Empfindsame wird verlacht. Man braucht etwas neues, wenn es gleich nichts besseres ist. Denn zum antiken Geschmack der Natur scheint man noch nicht zurückkehren zu wollen ...

Uz an Nicolai

Anspach, d. 25. Sept. 1779.

... Kaum haben Sie sich Wielands erwehrt, so tritt schon wieder Voß auf[1], der sich zum Streit mit Ihnen recht mit Gewalt drängt, und in einem sehr hohen Ton spricht. Die Herausgabe des Musen-almanachs macht ihn doch nicht so stolz ...

Nicolai an Uz

Leipzig, d. 11. Okt. 79.

... Der Vossische Angriff auf die Bibliothek, bedeutet nicht viel und sein Gegner wäre ihm vollkommen gewachsen, wenn er es für nöthig befände, ihm zu antworten. Herrn Voß ist von dem Grafen von Stollberg der Ertrag der Stollbergischen Iliade geschenkt worden. Hr. Voß spricht also nicht eigentlich für seines Freundes Poesie, sondern für seinen eigenen Beutel ...

NICOLAI AN HÖPFNER

Berlin, d. 5. März 1776.

... Kurz nach Empfang [Ihres letzten Briefes] fieng ich an, nachdem ich mich seit der Michaelmesse, durch viele Handlungs- und andere verdrießliche [Geschäfte] durchgearbeitet hatte, den 3ten Theil eines Werkchens[2] anzufangen, das zwar die Welt noch sehr wohl, länger als die Ostermesse hätte entbehren können, dessen ich in der That aber nachdem ich einige Jahre lang daran habe denken müssen,

[1] Nicolai am Rande: non curo!

[2] Sebaldus Nothanker

so überdrüssig bin, daß ich es für eine Glückseligkeit ansah, es ganz aus meinem Kopfe herauszuschreiben, damit ich nicht mehr daran denken dürfte ... Im Anfange ward mir die Arbeit sehr sauer. Sie können leicht erachten, wie vieler kleiner Umstände man sich erinnern muß, wenn man an die Fortsetzung eines solchen Wercks beynahe seit Jahresfrist nicht gedacht hat. (Ich hatte im vorigen Sommer kaum wenige Tage daran denken und etwan ½ Bogen schreiben können, weil ich viel Handl. Geschäfte gehabt und zu dem Anhange der Bibl. aus Noth, an 200[1] Bücher und Kupferstiche hatte anzeigen müssen weil ich keinen Recensenten finden konnte.) Indessen da ich mir den ganzen vorgesetzten Plan wieder lebendig gemacht hatte, so gieng die Arbeit so schleunig von statten, daß ich, zu meiner eigenen Verwunderung, mit diesem Theile, gegen Ende des Februars, also etwan in 6 Wochen ganz fertig war ... Dazu kam, daß eben, da ich am meisten beschäftigt war, Hr. Lessing nach seiner Zurückkunft aus Italien sich hier 3 Wochen aufhielt. Ich sahe ihn, wie leicht zu erachten oft und er mich, und wir waren wöchentlich 3 à 4 mahl auch öfter zusammen zu Gaste. Dieses Leben von 6 Wochen, die allzustarke Anstrengung, das viele Sitzen, vielleicht auch die sehr strenge Kälte, brachten mich, eher ich noch mit dem 3ten Theile ganz fertig war, so herunter, daß ich nicht ½ Stunden zu lesen oder zu schreiben [vermochte], ohne schwindlicht u. s. w. zu werden. Ja! einige Tage lang, war es mir nicht möglich, einen Gegenstand anschauend zu denken. Meine Kur war, und sie war höchst nöthig, daß ich 8 bis 10 Tage, gar nichts tat, sondern täglich spazieren ging und ritt, wodurch ich wieder so weit kam, daß ich meinen 3ten Theil endigen konnte. Sobald dies geschehen, gieng ich an einen Berg von Briefen, die sich gesammlet hatten, ob ich gleich noch nicht, den ganzen Tag, ununterbrochen fortarbeiten kann. Ihr Brief ist wie billig, einer von den ersten.

Ich sehe eben, daß ich um Einen Fehler zu entschuldigen, den 2ten gemacht, und beynahe 1½ Seiten von mir selbst vollgeschrieben habe. Aber ich mußte Ihnen meine Lage umständlich darstellen, weil Sie sonst, mit Recht über mich ungehalten seyn könnten, daß ich, bey der großen Thätigkeit, die Sie für die allg. deutsche Bibl. zeigen,

[1] »200« verbessert aus: ? [unleserlich].

in Beantwortung Ihres Briefes so nachlässig wäre. Ich hoffe aber, nicht wieder in diesen Fall zu kommen.

[Der Rest des Briefes betrifft Höpfners Tätigkeit für das juristische Fach der Allgem. Dtsch. Bibl. und die Schwierigkeit der Beschaffung von Rezensionsexemplaren für Höpfner. Aus diesem Teil des Briefes nur den einen Satz:]

Zuletzt werden Sie per piam fraudem, wohl einige Bücher, die nicht herbeyzuschaffen sind, aus andern Journalen kurz anzeigen müssen, [am Rande:] welches doch immer besser ist als wenn sie ganz wegbleiben. Wenn man thut, was man thun kann, thut man genug.

[Am Rande von S. 2 dieses Brief steht:]

Ich warte mit Begier, auf die Anzeige von den Beyträgen zur Preuß. Jurist. Gelehrs. Sie sind von Geh. R. Hymmen[1] der (sub rosa) ... sich wegen Recens. s. Gedichte hat rächen, und die Bibl. fiscalisch machen wollen, unter dem Vorwande sie sey nicht censirt. Dieses hat mir einige Wochen lang viel Mühe gemacht. Aber ich habe mich mit Ehren herausgezogen, da das ganze Staatsministerium auf meiner Seite war. Dieß muß auch auf Ihre Recens. keinen Einfluß haben. Vielmehr sagen Sie, was Recht ist, und erlauben Sie mir, wenn etwas ... [unleserlich] hier lassen könnte, als ob ich das Jus talionis spielen wollte, es lieber zu ändern. Doch schreiben Sie auch dreist als wüßten Sie nichts davon.«

Aus dem Brief Nicolais an Höpfner v. 10. X. 75 (Hs. ebenfalls im Hochstift) sei hier die für die Zeichengebung in der A D Bibl. wichtige Stelle mitgeteilt: »Ich habe bemerkt, daß Sie nur unter sehr wenige Anzeigen Zeichen gesetzt haben. Ich habe sie daher willkürlich unter die übrigen gesetzt. Übrigens wird zwar im Abdrucke, wenn mehrere Rezensionen von Einem Zeichen zusammenkommen, zwar nur unter die letztern das Zeichen gesetzt, aber im MSP muß unter jeder Anzeige das Zeichen wiederholt werden, weil zuweilen in der Druckerey die Recens[ionen] anders rangirt werden, oder auch aus Einem Stücke ins andere übergehen ...«

[1] Vgl. Nicolai an Höpfner 12. III. 73 (ungedr. Hs. im Hochstift) und 19. IX. 76 (ebenda), wo Nicolai Hymmen, der durch abfällige Rezension seiner »Poetischen Nebenstunden« gekränkt sei, als Denunzianten darstellt, und von der Staatsratssitzung erzählt, die der A. D. Bibl. die Censurfreiheit erwirkt habe.

AUS SCHLÖZERS BRIEFWECHSEL MIT NICOLAI

Schlözer an Nicolai

Göttingen, d. 29. XII. 71.

... Nicht rufe ich den treuherzigen Contribuenten entgegen: ihr habt für euer Geld nicht genug, sondern, ihr habt gar nichts, ihr habt noch weniger als nichts empfangen. B[asedow]s Plan ist schädlich, er untergräbt Religion und Literatur ... Bewahre mich Gott, den Vorurteilen der Orthodoxie das Wort zu reden! Aber Religion braucht der Staat als ein Bedürfnis; und zwar geoffenbahrte Religion, sie sei vom Mose oder Xaca; und diese untergräbt B. tückisch in seinem Elementarbuch. Sei er doch ein Arianer, was geht es mich und die Erziehung an! Aber tückisch muß er nicht in Deutschland den Arianismus predigen, wenigstens nicht ins Elementarbuch einflechten wollen. Der Proselytengeist ist gerade so ein Ungeheuer wie die Intoleranz. B. schützt sich mit seinem Gewissenstrieb: ein horribler Gedanke! Alle Königsmörder handeln aus Gewissenstrieb ...

Nicolai an Schlözer

Berlin, d. 20. I. 72.

... In Absicht auf die offenbarte Religion, die Sie dem Staate unentbehrlich halten, bin ich nicht Ihrer Meinung. Der Staat, braucht Religion, aber mich dünkt keine geoffenbarte Religion hat auf den Staat als Staat einen wohltätigen Einfluß. Die reine natürliche Religion, die jeder geoffenbarten Religion eingewebt ist, thut gute Wirkung, aber das, was an jeder Religion eigentlich das geoffenbarte ist, kann zwar unter gewissen Umständen zu heftigen Revolutionen Triebfedern geben, aber dem Wohlbefinden des Staates sind sie beynahe gleichgültig ...

Schlözer an Nicolai

Göttingen, d. 2. II. 72.

... In der Frage, ob ohne geoffenbarte Religion in der Welt auszukommen sey, verstehen wir uns noch nicht. Religion, reine Religion hat auf Philosophen, hat auf alle Menschen Einfluß: aber die

meisten Menschen der Welt sind Pöbel, diese begreifen, glauben, befolgen die Sätze der natürlichen Religion nicht ohne Vehiculo, ohne praeiudicio auctoritatis, ohne den Glauben einer Offenbarung. Ich weiß nicht ob ich mich deutlich genug erkläre, aber ich wollte Sie erübrigten einige Stunden zu einem eigenen Aufsatze über diese delikate aber selbst für die Politik importante Materie; ich wollte auch einige Stunden zur Antwort erübrigen ...

Nicolai an Schlözer

Berlin, d. 14. III. 72.

... Ihre Aufforderung, die Frage, ob die geoffenbarte Religion einem Staate nothwendig sey, mit Ihnen zu untersuchen, ist mir gewiß schmeichelhaft, denn sie setzt voraus, daß Sie mir einige Fähigkeit zutrauen, diese in der That wichtige, und sehr delikate Materie zu untersuchen. Ich habe auch oft und viel darüber nachgedacht, da sie in das Studium, das ich vorzüglich liebe und treibe, das »Studium des Menschen« einen so unmittelbaren Einfluß hat. Aber ich bin im Ernst der Meinung, daß man mit Niemand über diese Materie schriftlich disputieren könne, ehe man lange mündlich mit ihm darüber gesprochen hat, und mit ihm über verschiedene Prämissen einig geworden ist. Ich habe aus der Erfahrung, daß dis nötig ist. Gehet man hierin nicht vorsichtig zu Werke, so glaube ich, dis ist eine Materie, über die sich die besten Freunde veruneinigen können und zwar desto geschwinder, je mehr sie die Wahrheit lieben. Nehmen Sie also nicht übel, wenn ich verbitte, mit Ihnen hierüber Briefe zu wechseln. Bin ich jemals so glücklich, mich mündlich mit Ihnen zu unterhalten, so soll dis der erste Gegenstand unseres Gesprächs seyn. Damit Sie aber nicht glauben, daß mein Stillschweigen aus Mangel des Vertrauens, so will ich ein paar Worte im Vertrauen sagen.

Ich glaube nicht, Offenbarung sey in allen Fällen als ein Vehiculum der natürlichen Religion notwendig, oder es sey notwendig, etwas Falsches anzunehmen, damit der Pöbel ein Vehiculum für die Wahrheit oder ein praeiudicium auctoritatis habe. Ich befürchte, dies ist der Weg zur Hierarchie, und hält die Hand oft von gänzlicher Reformation ab.

Ich glaube hingegen: Wenn ein Volk die bloße reine natürliche

Religion hätte, so würde aus natürlichen Ursachen (wenige Umstände die hier eine Ausnahme machen ausgenommen) in wenigen Generationen Zusätze aus einer positiven Religion entstehen. So sind meines Erachtens alle Offenbarungen entstanden, deren sich verschiedene Völker des Erdbodens rühmen. Mir ist dis noch deutlicher, wenn ich mir die Gemüthsbeschaffenheit eines wilden Volkes, seine Bedürfnisse und die Beschaffenheit seiner Sprache vorstelle — die Pflicht einer erleuchteten Regierung ist, jeden positiven Zusatz, den sie in der eingeführten Landesreligion findet, nach dem Einfluß auf den itzigen Zustand des Staates zu betrachten, aber nie deshalb diese Zusätze für unwiederruflich zu halten, weil sie itzt, dem Staate nicht immediat schädlich oder mediat nützlich seyn. So ist die Unterschrift der 39 Artikel in England für den Staat nützlicher als für uns die Unterschrift der symbolischen Bücher, und sie war unter Anna, als Bolingbroke den Stuarts geneigt war, wichtiger als itzt. Diese Wichtigkeit ist aber nur zufällig, die Schädlichkeit des Einschränkens der Freiheit zu denken ist wesentlich. Ich glaube die abstrakten Wahrheiten können für den Sensum communem gebracht werden, wenn die Gemüther dazu vorbereitet sind. Daß es Gegenfüßler gebe und daß es unnöthig sey einen Statthalter Gottes auf Erden zu haben, wäre nicht vor den Sensum communem des 14. Jahrhunderts zu bringen gewesen, aber wohl vor den Sensum communem des 18. Jahrh. So ist's auch mit den Wahrheiten der natürlichen Religion; sobald sie vor des Pöbels sensum communem können gebracht werden, brauchen sie weder ein Vehiculum noch Autorität, und wirken desto kräftiger.

Um mich noch etwas näher zu erklären, so sende ich Ihnen eine Kopie dessen, was ich in mein Gedankenbuch schrieb, als ich Ihren vorigen Brief beantworten [wollte]. Dis alles im Vertrauen denn es dürfte gefährlich seyn, es öffentlich an einen Ort zu schreiben wo eine theologische Fakultät ist. Sie denken zu edel als daß ich befürchten dürfte, daß Sie mein Vertrauen im geringsten misbrauchen würden. Und nun im ganzen Ernste, lassen Sie uns diese Materie nie in unsern Briefen erwähnen. Ich bin fest überzeugt, daß man ohne mündliche Unterredung hierin nicht weit hinein disputieren kann ...

Schlözer an Nicolai

Göttingen, d. 3. VIII. 72.

... In meiner natürl. Religion steht nur Ein Satz: es ist ein Schöpfer. Vorsehung und Unsterblichkeit der Seele ist nicht darin, nur Möglichkeit daß der Schöpfer uns durch Offenbarung Sätze lehren könne die wir sonst nicht wüsten. II. Die Ruhe der Welt hängt davon ab, daß besonders der sonst indomtable Pöbel, einen Rächer u. ein künftiges Leben glaube. Die Weltgeschichte zeigt mir dieses als ein besoin des menschl. Geschlechts. III Diese Sätze sind nach meiner Ketzerei, an sich nicht zu beweisen; aber wären sie es auch so kann der Pöbel doch den Beweis nicht begreifen: Er glaubt sie bloß. IV Er glaubt sie, aut bloß dem Priester — ohnmöglich giebt dies einen festen Glauben, aut dem Schöpfer par l'entremise eines Buchs und eines Priesters, d. i. er glaubt den Satz, weil er in einem Buche steht, von dem er glaubt, daß es vom Schöpfer sei — dieser Glaube ist dem Pöbel angemessen, wenngleich in der Mitte ein neuer Glaube steht (daß nämlich der Satz im Buche stehe, daß das Buch vom Schöpfer sei. Beides glaubt er freilich nur dem Priester) ... [Zu Schlözers Bemerkung »ein nützlicher Irrtum« sei ihm »lieber als eine schädliche Wahrheit.« bemerkt Nic. am Rande: »Mir nicht und keinem Philaleten. Es gibt aber auch keine absolut nützliche Wahrheit so wenig als einen absolut nützlichen Irrtum.«]

Nicolai an Schlözer

Berlin, d. 20. VIII. 72.

... Den Disput wegen der natürlichen und offenbarten Religion muß ich abbrechen. Zu einem schriftlichen Streit wird alzuviel Zeit erfordert und ich habe so wenig Zeit. Dazu weiß ich aus der Erfahrung daß man mündlich in einem Monat weiter kommt als schriftlich in 2 Jahren. Zumal wenn man in den Prinzipien nicht ganz einig ist und hier sind wir, befürchte ich, sehr weit auseinander. In meiner natürlichen Religion steht ein Schöpfer ein Erhalter eine Vorsehung, ja sogar ich kann diese Begriffe nie trennen, die Unsterblichkeit der Seele in höchster Evidenz folgt daraus. Wäre dis nicht, so wäre die geoffenbarte Religion ein sehr schlechtes Supplement zur natürlichen. Denn und wenn auch D. Miller oder D. Leß oder wer weiß welcher Theologischer Facultist vor mir stände: — ich kann nichts was zu

meiner wahren Glückseligkeit gehört, bloß deswegen glauben, weil es in einem Buche steht, dessen widersprechende Lesarten auszusprechen mehr als 50 000 ll Sterl. kostet. — Der Pöbel muß regiert werden — gut — aber durch den Glauben an ein Buch, an das seine Gesetzgeber nicht glauben? Welcher Widerspruch? Wie nun? wenn der Pöbel an das Buch nicht glaubt so ist aller Zaum weggeworfen. Pöbel heißt in diesem Verstande alles was nicht Priester ist, u. dis bahnt meines Erachtens den Weg zur abscheulichsten Hierarchie. Man darf nur die protestantische Kirchenhistorie nach der Reformation nachschlagen. Doch genug abermals! Bin ich jemals so glücklich mit Ihnen einige Tage zubringen zu können, so will ich mich gern über Wahrheiten mündlich unterhalten, die der Zeit der Gegenstand meiner ernsthaftesten Betrachtungen gewesen sind, seitdem ich angefangen habe zu denken. Schon 1746 auf dem Hallischen Waysenhause, mitten unter heuchelhaften Erweckungen anderer habe ich nie geheuchelt, aber bey mir selbst nach meinen besten Kräften Wahrheit und Irrtum untersucht; so habe ich beständig fortgefahren und bin mit mir über mein Religionssystem längst einig so daß meine angelegentlichste Beschäftigung alle meine Handlungen darauf zurückzuführen ... Geschichte und eigene Erfahrung überzeugt mich, daß man ums 40te Jahr keine neuen Grundsätze annimmt, also mag ich meine Grundsätze auch weder anpreisen noch mir widerlegen lassen. Sie führen mich auf moralisch gute Handlungen und dis ist mir genug ...

EBERHARD AN NICOLAI[1]

[Charlottenburg]

»Allerdings, werthester Freund! hab ich M. Brief beyzulegen vergessen, wie ich gleich darauf[2] gewahr worden bin. Er folgt aber anbey, sowie He[rrn] Pf[enningern] seiner. Dieser Mann scheint ihre Meinung über Herd[ers] Urk[unde] gar nicht begriffen zu haben; es sey nun, daß er sie nicht hat begreifen können oder nicht begreifen wollen. Die Richtigkeit von Herd. Hypothese beyseite ge-

[1] Nicolais Empfangsnotiz: 23. VII. 74.
[2] Voriger Brief: Empf. 22. VII. 74.

setzt: so kann der Dythirambenton im dogmatischen Vortrage nicht anders als beleidigen. Er verdunkelt, ermüdet, alles was sie wollen, und — wenn endlich das was er ausposaunt weder so gar neu noch gar genau u. richtig ist — so ist er Marktschreierey. Wenn das Sachen sind die man für Vorurteile des Alters halten [muß] so sind die Aelteren zu beklagen u. die Jüngern zu beneiden! so verlohnte es sich wohl die Mühe im 20sten Jahre seine Bücher in die Spree zu werfen, des Nachts bey hübschen Mägdchen zu schlafen, den Tag über bey Austern u. Champagnerwein mit ihnen zu schäckern, um einen Jünglingskopf ohne Vorurteile behalten zu können. Wir kommen beynahe, u. die Schwätzer am meisten, auf die übermüthige Vernunftverachtung, die man seit einiger Zeit in Frankreich Genie nennt, u. womit sich die sogenannten Philosophen dieser Nation Platz gemacht haben. Wenn man nun den Vernunftverächter, oder besser, das Genie Diderot, gegen das Genie Pfenninger oder Herder wie ein Besessener gegen den anderen deklamieren sähe, das müßte ein reines Stiergefechte geben. — Beynahe bin ich des Dinges müde — Leben Sie wohl. Wehe mir daß ich nicht bey Ihrem Concert seyn kann.

Eberhard.

Hier ist eine Rezension von Hamanns fame et lege[1]. Wenn nur nicht das zu Anfange der Rezension stehende Wort disparatere durch e. Druckfehler in desperatere Köpfe verwandelt [wird]. Ich sehe es fast vorher.

AUS LAVATERS BRIEFWECHSEL MIT NICOLAI

Nicolai an Lavater[2]

Hrn. Pred. Lavater in Zürich Berl[in] d. 10ten März 1770

Zu Ew. Hochehrwürden Antwort an Hr. Moses, hat Hr. Moses die anbey Sub A liegende Nacherinnerungen aufgesetzt,

[1] Es ist die Rezension von Hamanns Hervey-Bolingbroke-Übersetzung Allg. Dtsch. Bibl. XXV, 1, 306. In der Rezension steht »disparatere«.

[2] 1 Bl. i. kl. 4°, v. H. e. Schreibers. Auf der 4. Seite eigenhändige Notiz Nicolais: »1770 Mart. Copie eines Schreibens an Hrn. Lavater«.

daß sie zugleich mit der Antwort sollen abgedruckt werden. Da Herr O. C. R.[1] Spalding und Hr Prediger Lüdke hierwieder nichts einzuwenden hatten, so ward vorigen Dienstag beydes in die Druckerey gegeben und das Schreiben war beynahe ganz abgesetzt als Hr Pr. Lüdke Ew. Hochehrwürden Schreiben mit den Zusätzen bekam. Sie wurden Hrn Moses mitgetheilet der darauf die Sub B befindliche Erklärung gab und als beydes dem Hrn O C R Spalding übersendet worden, so erklärete Er sich sub C das Hr. Moses Anmerkungen Ew. Hochehrwürden vorher mitgetheilet werden müsse. Ich habe also das gantze Mspt. vom Buchdrucker abholen lassen und befohlen, die bereits abgesetzte Seiten bis zu Ihrer näheren Erklährung stehen zu lassen, und sende anbey ebengedachte Stücke, nebst den Zusätzen selbst. Die Antwort habe ich, um das porto zu sparen nicht beygelegt, weil aus den Zusätzen erhellet, daß Sie davon eine Abschrift haben und das Hrn. P. Zollikofers Veränderungen nicht eben wesentlich sind und meist nur die Schreibart betreffen.

Ew. Hochehrwürden werden aus diesen Aufsätzen ersehen, wie die Sache stehet und überlegen wie Sie Ihre Zusätze einrichten wollen. Ich unterfange mich nicht Ihnen darin einen Rath zu geben. So sehr ich mit vielen Freunden der Wahrheit wünschte, daß der Streit zwischen Ihnen und Hrn Moses nicht weiter fortgesetzt werde, so wenig kann ich Ihnen abrathen öffentlich zu sagen was Sie zu Ihrer Verantwortung für richtig halten. Sie sind gewiß gegen Hrn Moses eben so billig, daß Sie ihm nicht verargen, wenn er zu seiner Verantwortung verschiedenes darauf erinnern muß. Wenn dadurch der Streit erneuert wird, so geschiehet es gewiß sehr wider seinen Willen. Seine Zeit ist so sehr eingeschränkt, daß er sie aufs Streiten, am ungewissen [ungernsten?] anwendet, er siehet, daß Sie und Er so verschiedene Grundsätze hegen, daß Sie kaum recht durch Privaterörterungen, am wenigsten aber durch öffentlichen Schriftwechsel etwas ausmachen werden, und Sie werden auch merken, daß Ihm nach seinen Grundsätzen der Streit so wichtig nicht ist, als Ihnen nach den Ihrigen. Er kann viele Sachen dahingestellt seyn lassen, die Sie genau erörtert wissen wollen. Sie wünschten, daß er ferner kein Jude bliebe, er hat aber nichts dawider einzuwenden, daß Sie ein Christ bleiben.

[1] = Oberkonsistorialrat.

Ich bitte Ew. Hochehrwürden nur, mir mit der ersten oder wenigstens 2ten Post, zu antworten, damit mein Buchdrucker nicht alzulange aufgehalten werde. Eins muß ich noch erinnern. Sollten Sie etwan für gut finden, Ihre Antwort nunmehr in Zürich abzudrucken, so muß ich mir es zwar gefallen lassen, und da ich darüber schon ein Chursächs. Privilegium genommen habe, so will ich mich dessen nicht bedienen, sondern es auf diesen Fall Ihrem Verleger abtreten. Nur läßt Hr Moses bitten die Ihnen bloß zur Durchsicht mitgeteilte Nacherinnerung auf keine Weise dort abdrucken zu lassen. Weil er auf den Fall, daß Sie Ihre Antwort in Zürich abdrucken ließen, hier darauf ein besonderes 2tes Schreiben, worin er sich auch über die Zusätze erkläret, will drucken lassen.

[am Rande]: die Nacherinnerung und die Erkl[ärung] auf Ihre Zusätze, dürfen Sie nicht hierher zurücksenden, weil wir eine Abschrift haben.

Lavater an Nicolai[1]

Zürich d. 9. May 1770

Hochgeschätzester Herr,

Von Posttag zu Posttag warte ich auf das mir ausbedungene Exemplar der Antwort an Moses — aber immer zu meinem größten Erstaunen, umsonst. Auch Herr Zimmermann hat, wie er mit schreibt, noch kein Exemplar. Wo mag der Fehler seyn? — Ehestens also wenn keines auf dem Weg ist, bitte ich mir Eins über die Post aus, und die bestellten an Behörde [?] eiligst zu versenden werden Sie ja nicht vergessen haben, oder vergessen?

Danken Sie dem gütigen Verfasser der Rezension der Aussichten in meinem Namen: aber sagen Sie ihm, daß ich ihn bey den künftigen Theilen sehr bitte, wenigstens auch die Hauptsätze, die Resultate der wesentlichsten Raisonnements nicht zu verschweigen, und mir die Gefälligkeit zu erweisen, mich wie er über den Punkt von der Unsterblichkeit gethan hat, lieber zu belehren, oder mit ein par Gründen zurecht zu weisen als gegen die .....[2] anzustoßen,

[1] 1 Bl. 4° v. H. e. Schreibers. Adr.: »an Herren Friedrich Nicolai berühmten Buchhändler franco Nürnberg in Berlin« auf der Rückseite Empfangsnotiz: »1770 OM [= Ostermesse] Lavater«. Gut erhaltenes Siegel Lavaters.

[2] Unleserlich, auch durch wiederholte Vergleichung von Rezension mit Vorreden mir nicht entzifferbar.

deren in der Vorrede so deütliche Erwähnung geschieht. Die Zweyte Auflage wird ihn übrigens belehren können, ob ich den Vorwurf, daß ich bloß Beyfall, statt Correctionen gesucht, vor dem Publikum verdiene. Versichern Sie ihn übrigens meiner aufrichtigen Achtung und Dankbarkeit.

Ihr ergebener Diener Lavater.

Lavater an Nicolai[1]

Mein redlicher, verehrenswürdiger Gönner!

Wie sehr bin ich Ihr Schuldner! — und doch wag' ich es, Sie von neüem zu bemühen: Ich bitte Sie, die Einlage so bald, und so sicher als möglich zu bestellen ....[2] aber noch mehr bitte ich Sie, redlicher Mann, — mir bäldest wahre Gefälligkeit zu erweisen — und etwas von meiner geringen Arbeit ohne einiges Entgeld in Ihren Verlag zu nehmen. Doch dieß scheint Ihnen vielleicht unbescheiden — So sagen Sie mir sonst wie ich Ihnen meine Dankbarkeit und meine aufrichtige Achtung bezeugen kann. Ich habe Hn. Hartknoch eine gleiche Anerbietung gethan und ich wünschte nichts mehr, als — etwas bessers anbieten zu können als etwa ein Werkgen von mir? — Zu allem was mir mögl. ist sollen Sie gewiß immer bereit finden Ihren aufrichtigst ergebensten Diener und — darf ich hinzusetzen — Freünd

J. C. Lavater

Zürich,
d. 10. Junius 1771.

N. S. oder steht Ihnen Buttlers von dem seeligen Heß übersetzte Predigten od. Abhandlungen ein Werk von 20 bogen umsonst an?

Lavater an Nicolai[3]

Hochzuverehrender Herr,

Ich kann dies Jahr nicht beschließen, ohne Ew. Hochedelgeb. auch noch mit Einem Worte den richtigen Empfang des XV Bandes der A. D. B. welchem Sie mein Porträt vorzusetzen beliebten, dank-

[1] 1 S. 4° eigenhändig, ohne Adr. Empfangsnotiz Nicolais auf der Rückseite, »1770 23 Jun. Lavater«, darunter [eigenhändig]: »6 Jul. bw.«

[2] Sic.

[3] 1 S. 4° v. anderer Hand. Empfangsnotiz Nicolais auf der Rückseite, »1772 2 Januar Lavater«. »18 Febr. be[ant]w[ortet]«.

bar zu melden. Ein unerwarteter ....[1] darf ich sagen? bestürzender Anblick. Hätten Sie doch, wenn Sie einmal so viele Gütigkeit haben wollten, mir auch nur ein Wort davon gesagt! Ueber Frisur und Kleidung lasse ich meine Freünde sich ärgern. Ich lache dazu; aber ich habe noch Eitelkeit genug, als ein kleiner seynwollender Physiognomiste .. mich über das fade, eckelhafte Mundstück, ein Bißchen zu ärgern. Ich kann indeß leicht begreifen; daß nach dem Original, das Sie gehabt haben müssen, nicht viel besseres möglich war. Es bleibt mir also doch zulezt nichts übrig, als Ihnen für die unverdiente Ehre, die Sie mir erweisen wollten zu danken. Ich werde mich glücklich schätzen, wenn Sie mir Gelegenheit geben, Ihnen meine Dankbarkeit und Achtung zu beweisen. Diesen Brief nicht ganz lär zu lassen, nehme ich mir die Freyheit, einige Kleinigkeiten, die man hier in Kabinetchen hinter Glas aufzuhängen pflegt, und die ich zum Besten eines armen Mannes verfertigt, und ihm in Verlag gegeben habe, beyzulegen. Für eben diesen Mann hab' ich auch in Form eines Taschencalenders ein Christliches Jahrbüchlein verfertigt, welches bey 2 Tagen die Presse verlassen wird. Stellen der Schrift mit Anmerkungen oder Verschen begleitet. Darf ich fragen, ob Sie gegen 25p cent. rabat in Commission etwa 100 Exemplare, gebunden oder ungebunden annehmen wollten? oder an wen sich der Verleger etwa wenden könnte, um diese Dingerchen desto eher zu debitieren. Er selbst hat keine Bekanntschaft in Berlin, und ersucht mich, mich umzusehen. Verzeihen Sie mir ... ich kann Sie versichern, daß Sie dadurch einem ehrlichen Mann einen sehr wichtigen Dienst erweisen würden. Auf Schreibpapier wird das Exemplar von 6 Bogen in 24mo ungebunden, etwa auf 6 ggr, auf Weißdruckp[a]pi[er] etwa 5 ggr der Band mit vergöldtem Schnitt und Futter etwa 4 ggr zustehen kommen.

Mit innigstem Bedauern höre ich, daß Herr Moses sich übel befindet. Wie viel liegt allen Freünden der Weltweisheit und der Literatur an der Erhaltung dieses lieben Mannes! dürfen Sie mich ihm empfehlen, so thun Sie es doch. Ich bin mit vieler Achtung

Hochgeschätztester

Ihr ergebenster Diener

Zürich, den 21. Dezember 1771 Johann Caspar Lavater.

[1] Sic.

Lavater an Nicolai[1]

Mein werthester Herr Nicolai,

wahrlich noch nicht urtheilen sollt' ich, sondern erst studieren. Das erfahr' ich alle Tage. Je mehr ich beobachte, desto weniger darf ich urtheilen — Es ist wirklich Impertinenz, wenn ich über Ihr Profil urtheile. Beyde liegen izt vor mir, — und ich weiß nicht, was ich darüber denken und sagen soll. Unstreitig ist die größere Zeichnung vortheilhafter, als die kleinere. Es ist mehr Nuance, mehr eckigtes u. mehr musculöses im großen — jenes macht den Eindruck von Verstand — dieses von Güte. Würd' ich das kleine Bild allein sehen, so würd ich sagen — Ein Heiterer — aber nicht profonder — ein witziger — aber nicht schöpferischer Geist. Die zuweit vorstehende Unterlippe gibt diesem sonst etwas hypochondrischen Gesichte eine etwas fatale Gestalt. Das größere ist in dieser Absicht weit edler, ruhiger — überhaupt vermiß ich im kleinen heitere, begegnende, fernleüchtende Güte, — das Ohr im kleinen hingegen gefällt mir. Es ist viel Feinheit drin — das Aug im großen zeichnet sich sehr bestimmt als gut und verständig aus — nicht hats das Feste, Hohe, Stolze eines Helden — und auch nichts — jesuitischschlaues — der nackte Umriß hat nicht das moralisch empfindsame — das ich oft im Nothanker — in Ihrem Herzen zu lesen glaubte — was der Nase u. der Unterlippe und der schiefen Oberlippe an einleüchtender Güte abzugehen scheint — das ersetzt mir Aug, und der Ausgang der Oberlippe[2] im größern wieder. Die Kinnlade — gefällt mir. Das Vorwärtsstehen oder Sinken des Gesichtes im kleinen Porträt nicht — zu der Perpendikularität des Umrisses. Ich vermisse darinn — Adel. Das größere hat dieß nicht. (O welch ein Gewissen sollte ein Porträtmahler haben —) »Geschmack« — ja — sagt Pfenninger, der mich eben über dieser Arbeit antrift, mit seinem Gläschen hinter mir auf meine Schulter herabguckt — (ein scharfer, feiner, tiefdringender Beobachter) »Geschmack und Witz und Klugheit ist doch gewiß in diesem Gesichte

[1] 4 eng beschriebene Blätter in gr. 8°, ohne Adr., auf der 4. Seite vermerkt Nicolai: »1774 d. 28. Febr. Lavater. OM [= Ostermesse] d. 24. Apr. be[ant]w[ortet]«. Am Rand durch Einheften in d. Band alle 4 S. beschädigt; die abgetrennten Worte sind indeß unschwer zu ergänzen.

[2] Aus: Ober[lippe] Mund-Lippe.

— wahrlich, was ich im Nothanker in Buchstaben lese, seh ich hier im Bilde.« —

Nun, wenn ich darf, noch ein ungebethnes consilium medicum — Ihre Physiognomie ist freylich Eine von den Festen — (weniger so scheints im großen Bilde) aber sicherlich ist sie noch, das ist, Sie sind noch sehr perfectibel. Sie scheinen zu lange — nur einseitig gelernt, gelesen u. studiert zu haben. Würden Sie nun einige Jahre — eine andre Seite eben so einförmig durchwandeln, o — wie würde sich Ihr, gewiß sehr perfectibles Herz — noch veredeln, vermenschlichen, verbrüderlichen. Wenn ich frey herausreden soll, ich wünschte, daß Sie sich ein halbes Jahr Mühe gäben, an allen Menschen, mit denen Sie umgehen, nur das Gute, und bey allen Schriften, die Sie lesen, nur das Wahre, Nützliche, Schöne — herauszusuchen, herauszudestilliren — und für das Schlechte, Falsche, Elende das Aug zuzuschließen, — ich verspreche Ihnen, daß Sie mir mit dem wärmsten Herzen danken werden, wenn Sie Ihrer Natur dies Opfer bringen — Ich verspreche Ihnen, daß Chodowiecki dann ein Bild von Ihnen machen wird, das eben so viel edler, menschenfreundlicher ist, als das große, so viel dies edler und menschenfreundlicher ist als das kleine. Nun — hab' ich — mein Herz geläärt — u. wahrlich müssen Sie mirs hoch anrechnen, daß ichs gegen Sie gethan habe, was ich Zimmermann abschlug.

In mein größeres physiognomisches Werk kommen bey weitem nicht nur Gelehrte. Sie haben recht, die Gelehrte sind zu einförmig, zu wenig Menschen. Gelehrte, Schwärmer, Religöse, Künstler, Erfinder, Bauern, Kinder, Frauen, Mädchen, — kurtz — was Mensch ist und heißt.

Aber die Kontraste? — Sie haben vollkommen recht, die wären doch Siegel der Wahrheit — — aber, wenn nur nicht großer Schaden draus für Schwache und Lieblose entstühnde — u. dann — Sie kennen die Schwäche des unerleüchtet frommen, des andächtelnden Publikums, — und endlich — mag ich nicht fürchterlich werden. — Doch will ich mir in Etwas helfen — daß Sie nicht ganz unzufrieden seyn sollen.

Ihre Einwendungen wegen des Christuskopfes wird das Werk beantworten. Moses Mendelssohns Schatten im Kleinen — vis à vis

Ihres Königes Schatten im Kleinen — müssen Sie einmal sehen — da spricht die Gränzlinie der Physiognomie — Es ist kein Mensch, der in Moses nicht den Denker »den Mann, der nicht zum Athleten geboren ist«, schon aus diesem Profile sehen werde — und im Profile Ihres Königes (welcher jedoch nur aus Chodowiecki abstrahirt ist) wird jedermann den größten Athleten — u. das Gegentheil von dem sehen, was Sie mir von Moses Mendelssohn sagen.

Nun — noch eine Bitte — oder vielmehr eine Frage? Ist keine Veranstaltung durch irgend einen Hofmann, Minister, Liebling des Königes möglich, um seinen Schattenriß zu bekommen. Genau hab' ich — (Zwar damals war ich noch nichts weniger, als Physiognomist — so wenig ichs auch itzt bin) genau hab' ich ihn beobachtet, gezeichnet — (aber ich kann die Zeichnung nicht mehr finden) u. ich habe selten, so viel ich mich noch erinnern kann, eine sprechendere Physiognomie gesehen. Aber man sollte ihn ohne Perücke zeichnen. Glauben Sie mir, daß der hindere Umriß des Kopfes sehr bedeütsam ist. Unmaßgeblich könnte man ihm eine Portefeuille voll seiner Lieblinge vorlegen lassen — die Anstalt zum Zeichnen schon gemacht haben, und den Augenblick ergreifen. Oder dürfte Herr Chodowiecki sich nicht geradezu melden, und um die Gnade anfragen lassen, Ihre Maj. nach der Natur zu zeichnen. —

Unter den vortreflichen Stücken, die mir dieser Künstler sandte — eine so große Menge — wie wenig ausgezeichnete Gesichter! wie wenig Erhabene wie wenig — wo das gute sichtbar überwiegend ist, denn freylich ist kein Mensch ganz gut.

Ihr Bild werd' ich behalten dürfen? Oder soll ichs zurücksenden u. darf ich eine Kopie davon nehmen lassen?

Ein Beweiß, wie schwach ich noch im urtheilen sey — Ich habe letzthin eine Silhouette en blanc — (u. das ist freylich wenig) von einem der größten Genies — für schwach — erklärt — Ich werde, wenn Sie wollen, Ihnen einige senden[1] — und Sie urtheilen lassen.

Chodowieckis Schatten ins Kleine reduziert wünscht' ich bäldest zu haben.

Ich habe einen sehr beqüemen Sessel zum Silhouettenzeichnen machen lassen den...[2] Hr. Chodow. auch machen lassen sollte...

[1] Nic. am Rande: NB!

[2] Ausgerissenes Stück: »sich«?

[Folgt eine Beschreibung der »Maschine« mit drei Skizzen.] So viel für diesmal. Leben Sie wohl. Ich bin Ihr aufrichtig ergebener Diener

Joh. Casp. Lavater
d. 19. Febr. 1774.

Nicolai an Lavater[1]

(Leipzig, d. 24. Apr. 1774.)

Hochehrwürdiger
Insonders Hochzuehrender Herr

Ich habe zwey Briefe von Ew. Hochehrwürden liegen, deren Daten anzusehen und wieder niederzuschreiben ich mich fast schämen [muß]. Sie sind vom 7. Dez. 73 und 19. Febr. d. J. Ich habe so viel über die physiognomischen Materien mit Ihnen reden wollen, ich habe empfunden, daß ich für meinen Brief allzuausführlich werden müßte, es hätte mich Zeit gekostet eine Wahl des wichtigsten zu machen und dieß ist in dem Wirbel von Handlungsgeschäften, in dem ich lebe, schwer zu finden, so ist ein Monat nach dem andern vergangen und ich ergreife nur hier in Leipzig die Morgenstunden eines noch nicht übermäßig beschäftigten Tages, um Ihnen wenigstens etwas zu sagen . . .

Sagen Sie nicht, daß Sie in dieser Wissenschaft nicht urtheilen, sondern nur studieren sollten. Sie haben durch Erfahrung und Überlegung ein Recht zu urtheilen erhalten, und überhaupt sollte ein denkender Kopf auch vom ersten Anfange an urtheilen, nur nicht bestimmen wollen. Selbst Irrtümer führen zur Wahrheit, besonders die, welche man findet, wenn man den Weg zur Wahrheit eifrig sucht. Übrigens würde es weder Ihrer physiognomischen Einsicht Schande machen, noch wider die Wissenschaft etwas beweisen, denn Sie wissen, wie wenig man auf die besten gemahlten Bilder ganz sicher trauen darf, und daß das bloße Anschauen eines Profils, auch in der Natur noch bey weitem nicht das physiognomische Urteil gänzlich bestimmen kann. (Wie wenig man auf Bilder trauen

[1] 16 Folioseiten v. H. e. Schreibers mit eigenhändigen Zusätzen und Korrekturen Nicolais. Auf der ersten Seite Nicolai eigenhändig: »Copie eines Briefes an H. Lavater« und das oben angegebene Datum. Auf der 16. Seite Nicolai eigenhändig: »1774 OM«. Sehr ungelenke Schreiberhand. Diesen ungemein weitschweifigen Brief gebe ich gekürzt wieder.

kann, zeigt mir mein eigenes Beyspiel; hier sehe ich 5 Bilder von einem Meister, alle mir ähnlich, jedes aber in solchen Dingen, die für das Physiognomische wichtig sind, von den andern unterschieden.) ... [Folgt eine sehr ausführliche Begründung, weshalb das von Chodowiecki gezeichnete Porträt trotz Anton Graffs Assistenz unähnlich und »perpendikular« ist.]

... Doch ich muß einlenken; ich werde weitläufig weil ich ...[1] gern etwas zur Aufklärung der Wissenschaft beitragen wollte, die wir beide lieben und doch kann ich nicht alles sagen. Ich sage Ihnen für die Offenherzigkeit Ihres Urteils über mein Profil den wahrsten aufrichtigsten Dank. Da ich wirklich die größte Zeit meines Lebens zugebracht habe mich unpartheyisch zu erforschen so ist es wohl natürlich daß Sie mir kaum den zehnten Theil dessen was ich weiß u. auch von Ihnen zu hören erwartet habe sagen können. Offenherzigkeit läßt sich nur mit Offenherzigkeit belohnen. Ich will Ihnen auch über das was Sie mir gesagt haben frey meine Meinung sagen. Nicht etwan um mich irgend worüber zu vertheidigen, denn Ihr Urtheil über mich ist so sehr vorteilhaft, besonders wenn ich den weiten Abstand der meisten Ihrer Gesinnungen und Neigungen mit den meinigen betrachte, daß ich es bloß für nachsichtsvolles Lob ange ...[1] würde, wenn ich nicht überzeugt wäre, daß es leichter gewesen seyn müsse zu schweigen, als mich wissentlich irre zu führen. Ich der ich mein Innerstes kenne, sehe sehr wohl welche Seiten zu berühren wären. Ich scheue mich nicht sie in meinem Gewissen stark zu berühren und es würde mir keinen Schein von unangenehmer Empfindung gemacht haben, wenn Sie sie berührt hätten. Denn ich bin immer der Meinung gewesen daß der Vogel der den Kopf in den Heuhaufen steckt um nicht zu sehen, dennoch von anderen gesehen wird. Sie haben sich überhaupt mehr auf meine Talente als auf meine Neigungen ausgebreitet. Ich sehe ein daß es schwerer und delikater ist von diesen als von jenen zu urteilen noch schwerer in der Entfernung; aber gleichwohl konstituieren diese mehr den Menschen. Jene sind oft erworben, werden oft durch außerwesentliche Begebenheiten brauchbar und unbrauchbar. Ich hoffte, daß Sie durch meine Physiognomie auf irgend eine Seite meines Herzens stoßen würden mir nur allein bekannt. Ich traute

[1] ... unleserlich.

Ihnen Fähigkeit dazu zu und Sie würden dadurch meine Zutrauen zur Physiognomik sehr vermehrt haben. Ich bekenne sehr naiv, daß Sie nichts dergleichen gesagt haben, ich weiß auch wohl, daß Observationen dieser Art schwerer aus dem gemahlten Gesichte gemacht werden als aus Bewegung und lebhafter Sprache. Neigungen entdecken sich, wenigstens nach meinen Beobachtungen am sichersten in ungeübten Augen ganz unmerkbaren Bewegungen und Reden, bey lebhaften Handlungen z. B. zuversichtlichem Lehren, Disputieren, Spielen, Zorn, verliebten Bewegungen u. s. w. Aber ich habe zu Ihnen das Zutrauen, daß Sie auch in einem gezeichneten Profile mehr sehen als ein anderer. Ich glaube also Sie sind hierin etwas zurückhaltend gewesen. Ich kann es Ihnen nicht verdenken: die Klugheit schien es zu erfordern. Wenn Sie mich aber genau kennten, so wüßten Sie daß ich mir alles kann sagen lassen und daß ich über die Entdeckung eines Fehlers an mir, froh bin.

Daß Sie mir Perfektibilität zutrauen, halte ich für ein größeres Lob als Sie es vielleicht intendiert haben. Perfectibilität setzt zwar Unvollkommenheit voraus, aber mit derselben bin ich wohl zufrieden. Auch in der seligsten Ewigkeit wird nach meinen Grundsätzen, Perfectibilität folglich relative Unvollkommenheit seyn. Darin sind Sie gewiß mit mir einig so verschieden auch sonst unsere Aussichten[1] seyn mögen.

Ihren Rat zur Vervollkommnung nehme ich seiner Absicht nach mit dem besten Herzen auf. Er beziehet sich abermals auf Gelehrsamkeit und Studieren auch glaube ich, er gründe sich mehr auf meine Schriften, und vielleicht auf einige wahren oder falschen Nachrichten anderer von mir als auf meine Physiognomie. Ich soll zu einseitig seyn, zu einseitig gelesen gelernt studiert haben. Ich habe mich mehrmals sorgfältig geprüft ehe ich diesen Punkt beantworte, aber nach allem was ich von mir weiß, möchte ich, wenn ich fehle, gerade im Gegentheile fehlen. Mein Lesen ist jederzeit zufälligerweise sehr mannigfaltig gewesen, ohne bestimmte Absicht, selten ununterbrochen, selten mit Muße. Mein Studieren nach keiner Facultät nie nach irgend einer Ordnung nie nach einem andern Zwecke als mich zu vergnügen oder zu unterrichten, niemals die Hauptbeschäftigung meines Lebens niemals ein Mittel ein be-

[1] Anspielung auf Lavaters »Aussichten in die Ewigkeit«.

stimmtes Amt zu erlangen. Ohne allen mündlichen Unterricht, ohne System oder Leitfaden in irgend einer Wissenschaft habe ich alles was ich weiß aus gelegentlichem Lesen aus Nachdenken u. aus Gesprächen mit Freunden der Wahrheit, die meine Freunde waren, gezogen. In Absicht auf die Wissenschaften bin ich leider nur allzuvielseitig. Meine Handlungsgeschäfte und noch mehr die Allg. Dtsch. Bibl. zwingen mich mehr als mir lieb ist mich um die ganze Literatur zu bekümmern und ob ich zwar dadurch den ganzen Umfang der neueren Deutschen Literatur gewiß vollständiger übersehe als vielleicht irgend ein anderer Gelehrter so achte ich doch diesen Vorzug für sehr teuer erkauft, indem ich dem Faden von Ideen und Nachdenken über eine kleine Anzahl mir sehr wichtiger Gegenstände nie so ununterbrochen folgen kann als ich es wünschte. Mein ganzes Leben ist sehr vielseitig gewesen. Immer in tätigen Geschäften habe ich mit Leuten aller Stände und Neigungen mit beyden Geschlechtern mit Guten und Bösen Umgang gehabt. Ich habe das Gute und Böse der sogenannten großen Welt gesehen, ich habe mich beinahe in allen Situationen des menschlichen Lebens befunden, in denen [sic] ein Mensch der nicht außerordentliche Thaten thun will, kommen kann, allenfalls nur Armut ausgenommen. Auch diese Situationen habe ich allemahl auf meine damit verwickelten Studien angewendet und dadurch hauptsächlich mein Herz gebildet. Dies hat mich alle Dinge im Menschenleben von sehr vielen Seiten ansehen gelehrt. Ich habe gelernt daß allenthalben Tugend und Untugend Glück und Unglück Wissenschaft und Unwissenheit so dicht gepaart sind, daß zuletzt nil admirari und nil timere in der moralischen und literarischen Welt meine Haupt-Maximen geworden sind. Ich habe mich so sehr gewöhnt mich in die Stelle anderer zu versetzen daß meine Freunde oft mit mir darüber scherzen, wenn ich Meinungen, denen ich nicht gewogen bin, entschuldige, indem ich mich in die Lage derer die sie behaupten setze. Die lange Gewohnheit hierin hat mich so weit gebracht, daß ob ich gleich nicht alle Meinungen u. Menschen hochschätze, ich doch alle Meinungen und Menschen ertragen kann.

Sie sagen aber: ich sollte mich bemühen bey Menschen u. Büchern das Wahre, Nützliche Schöne herauszusuchen und für das Schlechte Falsche Elende das Aug zuzuschließen. Nach meinen so eben ent-

deckten Grundsätzen darf ich Ihnen nicht verbergen, daß ich dieses nicht für den Weg halte, die Wahrheit zu finden. Wir müssen Gutem und Bösem mit hellen Augen ins Gesicht sehen, auch für das Gute, das oft nur relativ gut ist, nicht partheyisch seyn. Ich wiederhole meinen Wahlspruch nil admirari nil timere! — Merken Sie, daß Sie mir eigentlich rathen, einseitig zu werden? Aber vielleicht gründet sich Ihr freundschaftlicher Rath nur darauf, daß Sie glauben ich sey Neigung oder Veranlassungen gemäß, allzusehr auf der einen Seite zu weit gegangen, daß es um die Wagschale ins Gleichgewicht zu bringen, nöthig seyn möchte, auf der andern Seite etwas zu weit zu gehen. Aber mein werther Herr, worauf gründet sich diese Voraussetzung? Nicht wahr Sie stellen sich in mir den bösen oder leichtfertigen Kritiker vor, der seine üble Laune oder seinen Witz zu zeigen, Fehler und Schriften aufsucht — und der endlich eine Fertigkeit erlangt hat, nur die schlechte oder die schlimmere Seite der Dinge zu sehen? Vielleicht wenn Sie mich ein Jahr lang persönlich kennten, würden Sie anders urteilen. Ich glaube, dem der das Gute lebhaft schätzt fällt das Böse desto lebhafter ins Gesichte. Ich glaube es kann Fälle geben wo man das Gute als Gut voraussetzen kann und zum besten der Menschen das Böse rügen muß. Die Anwendung führt zu weit. — Doch so viel kann ich Sie versichern, daß ich zwar vieles was andere für gut halten, nicht für gut halte, aber daß ich das, was ich aus Gründen und Empfindung für gut halte, sehr lebhaft schätze und sehr tief verehre, und daß mir alles Böse das ich dafür erkenne das lebhafteste Mißfallen macht.

Uebrigens mein werthester Herr kann ich die Fehler in neueren Schriften gewiß wenig rügen, weil ich eigentlich fast gar nicht lesen kann. Stellen Sie sich einen Menschen vor der täglich die Direktionsgeschäfte dreyer Buchhandlungen (in Berlin, Stettin und Danzig) mit allen Unannehmlichkeiten und Sorgen die sie mit sich führen treibt, der jährlich 2 Leipziger Messen und zuweilen die Danziger Messe 8 Wochen lang besuchen muß, der jährlich etwan 400 die dtsche. Bibl. betreffende Briefe schreibt und unterschreibt ohne andere Korrespondenzen. Der fast zu keiner Stunde des Tages für Unterbrechung sicher ist, weil in öffentliche Läden jedermann eintreten darf. Den Familien-Umstände und Bekanntschaften ohne Freundschaft oft in große Gesellschaft bringen, in der man sich mit

ehrlichen Leuten, ohne alle Kenntnisse amüsieren oder ennuyieren muß. Der noch in seinem 41. Jahre wenn es die Gesellschaft erfordert einen englischen Tanz mittanzt und aus eigener Neigung mit seinen Kindern auf dem Steckenpferde reitet. Wo käme da Muße zum Lesen zum Schreiben und wo käme die Lust her, anderer Fehler aufzusuchen? Eine Stunde mit Moses oder Eberhard ruhig verplaudert, ist so selten sie kommt, himmlische Wollust und ist ein Stündchen zum stillen Nachdenken da, so denke ich wahrhaftig nur an das, was vergnügen und bessern kann. Studieren? Lesen? O mein werter Herr. Dazu ist wenig Muße nicht viel Zeit übrig wenn man 40 Jahre zurückgelegt hat. Denken und handeln ist die Losung wenn man hoffet daß sich bald ein Vorhang zuziehen möchte der einen weiteren öffnet! Und wenn ich lese, so sind es ehrliche alte Bücher die ich theils auswendig weiß, oft nicht um der Bücher willen, sondern gewisse Gedanken in mir lebhaft zu erhalten, die meinen Geist nähren.

Wollen Sie meine Lektur des letzten Winters wissen? Hier ist sie: von neuen Büchern: Ihr Tagebuch 2ter Thl. Lessings Beyträge 2ter Thl. und Ueber die Ehe[1]. Von alten Büchern einige Stücke aus Cicero sonderlich de nat. Deorum, de divin., de senectute. Mein Leibautor, Arrianus ...[2] Epictet deutsch etwa zum 5ten Mahle, griechisch zum erstenmahl. Weil ich ihn eben in meiner Auktion gekauft hatte des Plinius Briefe ungefähr halb, hier und da, das erste und zehnde Buch ganz; besonders das letzte weil die Briefe des Trajans mit den Kabinetsbriefen des K. v. Pr.[3] eine frappante Aehnlichkeit haben. Und endlich in verlohrnen Stunden nach Tische etc. die Avantures de Gil Blas (seit meinem 12ten Jahre ungefähr zum 25ten Male).

Dieß sind die Schriften, die ich vorigen Winter gelesen habe und nun genug von Schriften — was Menschen betrifft, in denen ich freilich beständig lese, weil sie mir zu allen Stunden unter die Augen treten auch wann ich alle Bücher verschließen muß — in diesen liebe ich weder das Böse noch suche ich es aus: aber die Augen dafür zu verschließen? — Denken Sie ein wenig darüber

[1] Offenbar die Hippelsche Schrift.
[2] Unleserlich, getilgt.
[3] = König v. Preußen.

nach — eigentlich würde das heißen meinen moralischen Sinn stumpf machen wollen, für den ich wahrhaftig gern das bischen theoretische Philosophie, das ich weiß so wenig es ist, noch weggeben wollte. Das Gute an Menschen herauszusuchen? O welche edle Beschäftigung! und ich finde es auch noch bey jedem Menschen; aber freilich nie unvermischt! Für diese Mischung kann ich nicht die Sinne verschließen ohne den mir wichtigsten moralischen Prinzipien zu entsagen. Bloß die genaue Schätzung des dem Guten beygemischten Bösen bestimmt den Werth. Der Goldschmied, welcher 8löthig Silber für sechzehnlötig hielte, würde eben so unrecht urtheilen, als wenn er es für gar kein Silber hielte.

Doch ich merke, daß ich schon viel zu lange von mir selbst rede. Ich kenne die schiefe Lage sehr wohl, in der man sich in solchen Fällen befindet, aber wenigstens ist das Verlangen sehr natürlich, wenn man sein Gesicht falsch beleuchtet glaubt ein Fensterchen zuzuziehen und das Licht auf den rechten Punkt zusammenziehen zu wollen.

Doch nochmals — genug davon — Ich erwarte Ihr großes Physiognomisches Werk mit wahrer Ungeduld. Sie werden dadurch meines Erachtens eine ganz neue Seite der menschlichen Erkenntnis bearbeiten u. zu der Zahl der Wissenschaften noch eine hinzusetzen. So sehr ungeduldig ich aber auch bin, dieses Werk zu sehen, so sehr habe ich mich doch gefreut, von Hrn. Steiner, Ihrem würdigen Landsmann, den ich hier habe kennen lernen, zu hören daß Sie sich nicht übereilen, sondern noch ein Jahr mit der Herausgabe warten wollen. Die Fragmente haben mir gleich von Anfang nicht gefallen wollen. Nicht daß ich ein ganzes vollständiges und aneinandergekettetes System erwarten wollte. Dieß wäre bey dem ersten so schweren Versuch eine unsinnige Forderung. Aber ich wünschte, wenige einleuchtende Sätze, in guter Ordnung und mit in die Augen fallenden Beyspielen bewiesen und mitWeglassen aller Hypothesen, die Sie aus innerer Empfindung für wahr halten aber nicht beweisen können.

Die Physiognomik wird an den Vorurtheilen der Menschen doch Hindernisse genug finden so daß man es sehr nöthig hat, bey dem ersten Austritte alle ungewisse Schritte zu vermeiden.

Darf ich noch offenherziger seyn; darf ich Sie bitten sich bey diesem Werke welches ganz Tatsache seyn muß sich vor der leb-

haften Einbildungskraft zu hüten, die (ich will es nicht verbergen) so wie es mir scheint, in allen Ihren übrigen Schriften sehr oft glänzende Irrthümer verursachet. Sehr viele Sachen würden leicht auszuführen und sehr viele Sätze leicht zu beweisen seyn, wenn nur ein einziges Hypotheschen wahr sein wollte, oder wenn man von einer einzigen Schwierigkeit abstrahieren dürfte. Im Traume abstrahieren wir von der einzigen Eigenschaft unseres Körpers von der Schwere und schweben ganz leicht in der Luft.

Hiermit ist noch eine andere Bitte verbunden. Um die Deutlichkeit und um die Simplizität der Schreibart! Es schleicht sich itzt eine Pest in die deutsche Schreibart ein, durch die Sucht Originale zu sein und durch die Sucht, immer nachdrücklich, immer voll starker Empfindung zu schreiben. Daher fremde Wendungen, Metaphern, neue ohne Noth geprägte Worte denen eine Nuance von Nachdruck ankleben soll, dunkle Anspielungen, die der Schreiber lebhaft zu empfinden glaubt, schwankende Ausdrücke die geheimen, der gewöhnlichen Sprache unerreichbaren Sinn ausdrücken sollen. Der Leser versteht nichts, glaubt aber zuweilen zu verstehen, versteht ganz unrecht und denkt sich mit gleichen Worten ganz ungleiche Begriffe. Er sucht den Sinn zu haschen, und er entflieht, kann ihn zuweilen nicht fassen, weil ihn der Autor selbt nicht richtig gefaßt hat. Dieses Gedankenkräuseln heißt süße Empfindung beym Verfasser und beide . . .[1] sich in einer umbra voluptatis die alle ehrliche Erzeugung jetzt gewiß hindert und sogar vielleicht fürs künftige unmöglich macht. Ich sehe voraus, daß Ihnen in der Physiognomik die Sprache zu enge werden muß; ich glaub also Sie müssen sich sehr bemühen alle Mißdeutung zu vermeiden. Eine innere Empfindung durch dunkle Worte ausgedrückt, erregt nicht dieselbe Empfindung beim Leser.

Die Kupferstiche, die ich zu Ihrem Werke hier und in Berlin gesehn habe, gefallen mir sehr wohl und freilich habe ich noch manches unrichtiges und unbestimmtes bei Profilen die ich kenne, gefunden. Sie waren so viel ich mich erinnere (allenfalls außer einen mit aufgeworfener Nase) von Crusius radiert a potiori gute Charaktere. Ich sehe die Nothwendigkeit immer mehr ein daß Sie Kontraste aus jedem Stande haben müssen, die Einsicht kann sonst nicht leb-

[1] Unleserlich.

haft werden. Dazu kommt daß auch in dem Gesichte eines jeden guten Mannes sich Unvollkommenheit zeigt, diese würde auch für Vollkommenheit gelten wenn man nicht, um bey meinem obigen Gleichnisse vom Silber zu bleiben, aus der Schätzung des beygemischten Kupfers den wahren Wert des Silbers erkennte.

Meiner Meinung nach können Sie bey dem Aergernisse, das man daran nehmen möchte, wenn Sie schlechte Charaktere aufstellen, ganz ruhig seyn. Ich glaube, wir müssen mit dem Bewußtseyn zufrieden seyn, daß wir wissentlich kein Aergernis geben; sonst würden wir von dem bestem Unternehmen, welches Kühnheit erforderte, abgeschreckt. Es würde freilich unbillig seyn, Bildnisse lebender schlechter Menschen zur Schau zu stellen. Aber es gibt tote Unbekannte genug z. B. in den Zeichnungen die Sie von H Chodowiecki haben: ein schon verstorbener liederlicher Goldschmied aus Champagne gebürtig. Sie werden ihn aus allen übrigen leicht heraussuchen.

Wegen des Christuskopfs will ich also die Ausgabe des Werkes erwarten. Was Sie aber von Moses M. u. d. K. v. Pr. sagen, scheint mir nicht präzis zu seyn . . . Beide Profile nebeneinander gelegt, sagen Sie, spricht die Grenzlinie der Physiognomie. Verzeihen Sie wenn ich Ihnen sagen muß, daß Ihnen hier die Einbildungskraft, von andern erhaltene, noch dazu falsche Nachrichten oder Vermuthungen, in dem Profil des Königs hat sehen lassen: oder daß Sie wie viele glaubten der Eroberer müssen ein starker harter Mann seyn. Friedrich weitgefehlt der größte Athlet zu seyn, ist gar kein Athlet, hat gar keine vorzügliche körperliche Stärke. Er kann keine andern als die frömmsten Pferde reiten und wird doch zuweilen abgeworfen. Vor einigen Jahren, wollte er, bey Gelegenheit einer neuen Art zu laden, einem Soldaten das Gewehr aus der Hand nehmen, um seine Meinung zu zeigen u. konnte es nicht regieren. Er ist, (weil er den größten Teil des Tages einsam ist) wenn ihn jemand geschwind überrascht, nicht à son aise usw. Kraft der Seele hat ihn freilich gelehrt sich alles zu versagen u. alles zu ertragen, aber von Natur hat er die Anlage nicht dazu. Er kann wenn es nöthig ist, die größten Beschwerlichkeiten ertragen, aber seiner Neigung nach liebt er Bequemlichkeit und Ruhe, weiche Stühle, helle Zimmer, Gemälde die lauter angenehme Gegenstände haben, zu Be-

dienten schöne wohlgewaschene Leute, offne naive Physiognomien. Er kann wenns nöthig ist, wochenlang der härtesten Witterung sich aussetzen u. wird z. B. eine Kriegsübung oder ein anderes Geschäft, wobey er unter freyem Himmel erscheinen muß, wegen des größten Orkans nicht einen Augenblick später anfangen oder um eine Minute verkürzen; an sich aber ist er äußerst gegen Kälte und gegen den geringsten Zugwind empfindlich, läßt bey kühlen Sommertagen Feuer machen, oder hüllet sich in warme Kleider. Er kann von der gröbsten Kost leben und fastet Abends fast beständig um seiner Gesundheit willen. Aber sonst isset er gern das niedlichste delikateste wählet mit feinem Gaumen unter den Speisen u. bestellet sehr oft seine Gerichte, trinkt sehr mäßig Wein, aber den besten u. s. w.

Er hat also eben so wenig körperliche Stärke als M. M. aber gewiß eben so viele Stärke des Geistes, nur daß er sie auf andere Gegenstände anwendet. Er ist ein Denker eben so wie Moses, nur daß Er nicht metaphysische Sätze denkt. Erhabene Tugend hat er von der Seite der Tapferkeit und Besonnenheit in hohem Grade. Erhabene Tugend, von einer andern Seite betrachtet, kann, fürchte ich kein Monarch haben, so wenig als er einen Freund haben kann, und am wenigsten wenn er das Unglück hat keine Kinder zu haben. Ich habe besonders hohe Gedanken vom Einflusse des häuslichen Lebens in die Moralität. Ich habe mir oftmahls diesen wahrhaftig großen Mann, der zu dem häuslichen sich selbst genugsamen Leben, eine so starke Anlage hat, unter 4 oder 6 seiner Kinder vorgestellt. Dieses würde die Scene sehr verändern. Ihr Profil vom Könige ist unvollkommen, und aus der Idee, und es würde auch wenn es nach der Natur gezeichnet wäre, nicht ganz hinlänglich seyn, denn seine linke Seite ist von der rechten unterschieden. Ich glaube, dieser Unterschied ist habituell. Er braucht, erstens wegen blöden Gesichts, ein starkes Augenglas, welches das Auge endlich herausziehen muß, indessen das andere Auge zugedrücket wird, zweitens das Anlegen der Flöte, die er täglich 2 à 3 Stunden spielt, kann zu einer ungewohnten Lage der Lippen viel beytragen; besonders ziehet sich das Ende der rechten Seite der Lippe zurück und sinkt, welches sonst einem Gesichte ein grämliches Ansehen gibt.

Daß er zum Bildnisse sitze, daran ist nicht zu denken. Die einzige Möglichkeit es zu erhalten wäre folgende. Im Carnev . . [.?]

welches im Dez. u. Jan. ist, steht er in der Oper dicht am Orchester oft eine halbe Stunde lang so daß er also dem der im Orchester stehet das Profil beut, hier müßte ihn H. Ch. an 2 Operntagen von beiden Seiten zeichnen.

Chodowiecki hat mir gesagt daß er mein getuschtes Bild für Sie machen solle. Die Zeichnung gehört ihm.

Sie schreiben in Ihrem ersten Brief vom 7. Oktober daß Sie nur Fragmente der Physiognomik liefern wollten weil Sie wichtigeres zu tun hätten. Ich hoffe Sie haben Ihre Meinung geändert. Denn das Werk wird gewiß Ihr wichtigstes Werk, das gemeinnützigste und das einzige in seiner Art...

Werden Sie in Ihrem großen Werke bloß Angesichte, keine Hände oder andere Glieder zeichnen lassen? Um wenigstens einige jeder [?] zu geben? Sie dürfen sich nicht schämen, daß Sie nach einem geschnittenen Profil eins der größten Genien für schwach erklärt haben: denn nicht allein ein solches Profil ist überhaupt sehr trüglich sondern gerade ein Genie richtet gemeiniglich seine ganzen Seelenkräfte ganz auf einen Gegenstand, in dem es außerordentlich groß ist, und ist zuweilen dagegen in den meisten andern Dingen wie ein Kind. Wenn Sie also Augen (auch Augenbrauen) und Sprache weglassen so kann das vordere Profil sehr leicht etwas einfältiges haben, freylich der Hinterkopf hätte wohl bedeutend seyn sollen aber der ist vielleicht verschnitten gewesen. Ueberhaupt dünkt mich, ob gleich sich (auch aus dem Profil) über Talente leichter urteilen läßt, so sind doch dem Gesichte Neigung und Leidenschaften viel tiefer eingegraben und sicherer zu erkennen als Talente. Jene werden mehrenteils angeboren und werden weit mehr geübt als Talente. Vielleicht sind gar etwan die hauptsächliche Talente des von Ihnen genannten Genies erworbene Kenntnisse gewesen. Hiervon ist in einem Silhouette-Bilde schwerlich eine Spur. Sie wollen mir Silhouettebilder zusenden um darüber zu urtheilen? Ich will es thun, nach Ihrem Verlangen und zur Uebung. Vermutlich aber werde ich mich oft irren. Ich kann nicht zeichnen, habe mich auch fast garnicht geübt, Bilder physiognomisch zu untersuchen. Meine Bemerkungen hierüber sind in der lebenden Welt gemacht, begleitet mit Beobachtung des Blicks der Augen, Mine, Gesichtsfarbe, Sprache, Ton der Sprache, ganzer Stellung, besonders des Unterleibs vorn

und hinten, wo er sichtbar war, und der sich darauf beziehenden Stellung der Füße, endlich Bewegung u. s. w. Zu diesem Ensemble habe ich, wie ich glaube, ziemlich scharfsichtige obgleich nicht allemahl schnelle Augen, bloß seit Erscheinung Ihres 2ten Theils habe ich meine Bemerkungen in einige Ordnung gebracht und vieles ist mir dadurch deutlich geworden.

Noch eins. Es hat mich etwas betroffen gemacht, daß Sie an Hrn. Chodowiecki schreiben, es wären unter den Zeichnungen, die er Ihnen geschickt habe, so wenig gute Menschen. Ich weiß nicht genau, welche Zeichnungen er Ihnen geschickt hat, aber das weiß ich, daß in seinem Portefeuille gewiß über die Hälfte gute Charaktere sind. Freilich auch viele Schwache, welches mit der Güte oft verknüpfet ist. Mir fällt dabey folgender Gedanke ein, den ich Ihrem Ermessen überlasse. Mich dünkt es gibt viele Physiognomien, die zwar sprechend aber nicht schreiend sind, weil ihre Inhaber keine Neigung oder Leidenschaften in verzeihlichstem Grade haben. Außerdem ist noch ein wichtiger Umstand: bey Gelehrten bey denen die Seele arbeitet, offenbaren sich Neigungen und Leidenschaften auf ganz andere Art als bey Leuten, die Gewerbe treiben, bey denen die Seele nicht, und oft kaum die Sinne arbeiten. Die Zeichnungen von Chodowiecki sind meist von der letzteren Art; Sie aber, glaube ich, haben mehr Leute ersterer Art beobachtet.

Ich merke daß mein Brief bis zu einer unverschämten Länge angewachsen ist. Wenigstens sehen Sie, daß es nicht an meinem guten Willen gelegen hat, wenn ich bisher nicht geschrieben habe. Ich darf nicht den vierten Bogen anlegen ohnerachtet ich noch vieles sagen möchte. Wie sehr wünsche ich mit Ihnen mündlich über diese Sachen zu sprechen. Ich bin mit besonderer Hochachtung Ew. Hochwürden ergebenster Diener

Nicolai

[dazu eigenh. Nachschrift Nicolais:] »N. B. Herders u. s[einer] F[rau] Profile habe ich p. Orell gesendet.«

Lavater an Nicolai[1]

Nur zwey Worte, mein werthester Herr Nicolai. Den Augenblick erhalt ich Ihren werthen Brief vom 24. April. Ich kann Ihnen nur

[1] Ohne Adresse. Auf S. 4 Nicolais Vermerk: »1774 29 May 12 Juni beantw.«

mit Eile sagen, daß er sehr unterhaltend und lehrreich für mich war. Sicherlich werd ich ihn benutzen. Auf alles kann ich nicht antworten; also nur auf ein paar Punkte.

Meine Freymüthigkeit hat Sie freymüthig gemacht. bravo! Ich versichere Ihnen, daß Ihre Redlichkeit mir längst unverdächtig war. (Einmal, im Vorbeygehnzusagen, habe ich Ihnen etwas zuviel bezahlt, weil ich das Geld nicht genau kannte und da ich einige Tage wiederkam, gaben Sie mirs, ohne daß mir ein Sinn dran gekommen wäre, zurück! Diese Kleinigkeit hat mich schon oft vergnügt und ich habe sie schon oft erzählt.) Fahren Sie, wenn Sie weiter an mich schreiben sollten, fort so gerade zu schreiben wie izt. Ich wette, wir kommen uns näher. Es ist eine allgemeine Anmerkung, zu der mich Ihr Schreiben veranlaßt: Es ist sehr viel Mißverstand zwischen uns, der in ein paar Stunden mündlichen Umgangs gehoben seyn würde.

Immer[1] muß ichs mit lebhafterer Überzeugung sagen, je mehr ich beobachte, desto weniger darf ich urtheilen. — Uebrigens leitet mich nichts so sicher zur Wahrheit, als [er]kannter Irrthum; und da ich täglich Irrthum entdecke, — komme ich der Wahrheit immer näher und urtheile immer behutsamer.

Wenn ich nur schreiben müßte, gäb ich alle Jahre einen starken Band Beyträge zur Physiognomik heraus. Weil aber dieses Werk einen Zeitverschlingenden, sehr weitläufigen Detail von Bestellungen, und merkantilischer Bemühung erfordert, muß ich mir, um meiner Ruhe, Gesundheit, Pflicht und näheren Berufs willen, — ein Ziel setzen; mithin — nur Fragmente liefern.

Die Sprache wird — wo der Beobachter und Anschauer des Gesichts, des Menschen spricht, warm — wo sie räsonniert, schließt, lehret — sehr simpel und kalt seyn ... Charakter werd' ich nach meinem Gesichtspunkt, wahr schildern; das wird selten oder niemals in Paragraphen geschehen können. Aber — wenn ich wissentschaftlich spreche, werd ich numerotieren.

Aber die Sprache? Ich wünschte, jemand an d. Hand zu haben, der mir pêle mêle alle physiognomische Worte (und deren find' ich welche neüe in Ihrem Brief) ausschrieb — wenigstens Beyträge gäbe.

[1] Von Nicolai rot unterstrichen.

Ueber die Unsicherheit aller Porträte — ein großes weitläuftiges Capitel. — Ihre Stirn ist in allen für Sie, für Ihre Anlagen — der Mund hingegen ist in einigen hart, in andern sanfter — in . . .[1] spricht er von angewöhnter Strenge? ist viel zu hart gesagt — Gemisch von Bonvivanterey und — »verachtung« — auch wieder zehnmal zuviel — wer will mir ein Wort geben — Freüde demüthigende Wahrheiten zu sagen? — wie schrecklich einseitig gesagt — kurtz sagen Sie Hrn Geyser, daß er Ihnen für die Verläumdung Ihres Mundes Satisfaktion gebe — mir ist — Ihnen ins Ohr gesagt bange — ich hab' ihm 6 Köpfe geschickt — Ihr Bild läßt mich wenig hoffen. —

Mein Rath, nur mehr das gute herauszusuchen ist blos medizinisch, nicht philosophisch. Ich hasse alle Einseitigkeit; aber wir müssen, wenn wir zu lange auf die eine Seite gesunken haben — auf die andere Seite uns neigen.

Von Ihnen hab' ich außer Nothanker und Abbts Denkmal nichts gelesen — von Ihnen keine einzige Anekdote gehört. Ein Paar mal, eh' ich an Physiognomik dachte — hab ich Sie gesehen. Ihre damalige Blässe, und Zurückstreben oder Hangen des Gesichts frappierte mich. — Vergeben Sie nun [meine?] Unwissenheit, daß ich Sie in einigen Stücken mißkannt. Vollkommen recht haben Sie, die Gemüthsneigungen lassen sich vielmehr aus d. Bewegung als aus Porträten kennen.

Ich habe den König in Preüßen genau beobachtet. Eine halbe Stunde ging ich ihm hart an der Seite unter einem Haufen Pöbel. Ohne damals das mindeste an Physiognomik zu denken — frappierte mich sein Profil gar sehr — darf ich sagen — so ein sichtbares Gemische, so ein kontrastierendes Gesicht hab ich nicht gesehen — (Eigentlich ist freyl. kein Contrast in einem Gesichte) aber der Muth, der Heldenunternehmungsgeist blitzt ihm gewiß von der Stirn; und dieß wars was ich athletisch nenne; und was Mendelssohn nicht hat. —

[Hier folgen 2×7 physiognomische Linien.]

Hier einige ohne Ordnung hingeworfene, elend geschriebene, nicht gezeichnete Contraste von Muth und Furchtsamkeit — u. freylich keins von Mendelssohn.

Ich schweife aus. Ich muß einlenken, wenn ich noch zwo Zeilen

[1] Korrekturen; unleserlich.

antworten will. Perfektibilität nehm' ich in m. Urtheile nicht in methaphysischem Sinne — in praktischmoralischem — in sofern sie von Wahrheitsliebe und Geistesstärke abhängt.

Für die vertraulicheMitteilung Ihrer Lektüre (der überhaupt die meinige sehr ähnlich ist) dank ich Ihnen — Ich wünschte — sie vergelten zu können.

Ich vermute, wen Sie vor dem Auge haben[1], da Sie von der Schreibart einiger sehr guter Köpfe reden — Sie haben das Schattenbild des Mannes, den Sie charakterisieren wollen; das Schattenbild, an dem ich mich vorher so sehr geirrt, nachher so viel gelernt habe — aber — lassen Sie schreiben, wie H. schreibt — wer denken und empfinden kann wie Er. Seine Urkunde bleibt dennoch Pyramide — wenn sie schon ärgern wird. — Sonst ist Ihre Warnung vortrefflich[2] —

Contraste werd' ich anzubringen suchen — Gott gebe mir Weisheit — Hände — Füße — Torso — Thierköpfe — von allem etwas. —

Hier 12 Schattenrisse — darf ich zur Uebung kurze Urtheile bitten?

Ich kann mehr nicht schreiben. Ich zähle Stunden auf Zeichnungen und Kupfer von Chodowiecki, den ich Sie bitte herzlich zu grüßen,

Er soll Ihnen in meinem Namen danken, daß Sie so edelfreymüthig mit mir umgehen.

Zürich, d. 20. May 74

Lavater.

Noch hohl ich nach: Ihre Anmerkung über d. Einfluß des häußlichen Lebens mir aus dem Herzen —

Könnte Herr Chodowiecki einmal in d. Oper Ihren König zeichnen — vortreflich!

Nicolai an Lavater[3]

Berlin, d. 12. Juni 1774.

Hochehrwürdiger
Insonders Hochzuehrender Herr.

Auch ich antworte Ew. Hochehrwürden in großer Eil, und unter vieler Zerstreuung, weil ich in wenig Tagen auf 4 Wochen nach dem

[1] Herder.

[2] Nic. mit Rotstift unleserliche Bemerkung am Rande. Am Schluß des Briefes mehrere von Nic. im folgenden Brief genau verwendete Notizen.

[3] Konzept von Hand e. Schreibers, 7½ Seiten in 1°.

Freienwaldischen Bade abreise, und noch überaus viele Geschäfte vor mir habe. Gleichwohl kann ich diese Arbeit nicht aufschieben, von der ich manches lebhaft im Sinne habe, weil ich es sonst vergessen möchte. Ich möchte fast der Physiognomie gram werden, so sehr sie mich sonst auch vergnügt, daß sie zu meinen vielen Ideen und Geschäften, die meinen Kopf durchkreuzen, noch eine Menge hinzuthut, und mir den Mangel der Muße noch merklicher macht.

Sie haben darin ganz recht, je mehr man beobachtet, desto weniger darf man urtheilen. Die Physiognomik ist überhaupt nur noch im ersten Anfange; und der hauptsächlichste Einwurf wider dieselbe ist auch der: daß ihr Umfang so weit ist, daß ihr Meer so unerschöpflich ist, daß unmöglich ein Mensch sie ganz umfassen kann. Da nun der kleinste Umstand öfters das Urtheil verändert, so wird von einer gewissen Seite immer Ungewißheit bleiben. Dieser Einwurf ist nicht zu widerlegen. Aber mutatis mutandis geht es der Philosophie überhaupt ebenso.

Also auch Ihr Werk bleibt freilich von einer gewissen Seite immer Fragment, aber es muß doch ein zusammenhängender Vortrag der Hauptstücke sein, die dazu gehören. In Absicht auf den genau nüancierten Ausdruck wird die Sprache immer zurückbleiben. Nur dünkt mich, wenn man zu seiner Idee den präzisen Ausdruck nicht finden kann, so muß man wohl untersuchen, ob man seine Idee auch selbst recht präzise gefaßt habe, denn sonst ist die Sprache unschuldig.

Unter den Kupferstichen zur Physiognomik[1], die ich in Leipzig sahe war auch [D.][2] Hartmanns Bildniß. Ich war erstaunt als mich der Mann besuchte, nachdem ich schon meinen vorigen Brief geschrieben hatte, daß sein Gesicht dem gestochenen Profile so äußerst unähnlich war. Ein solches Bild macht alles richtige Urtheil unmöglich, denn es zeigt wirklich einen ganz anderen Mann. Auch Herrn Zollikofers Bildniß fand ich frappant, ob es gleich unendlich besser, und von einer gewissen Seite ähnlich ist. Der Hauptmangel ist: (welcher bei den meisten Zeichnungen und Gemälden vorfällt) daß H. Z. das Haupt nicht so tief trägt, und eine gewisse Miene der vertraulichen Gutherzigkeit hat, davon im Bilde nichts ist. Am ähn-

[1] Von mir verbessert aus »Physiognom i e«.

[2] Lücke ergänzt. Über G. D. Hartmanns Beziehungen zu Nicolai vergl. Otto Hoffmann, Vossische Zeitung, Sonntagsbeilage 1888, Nr. 32.

lichsten ist H. Steiners Bild. Ich kannte es, ob ich ihn gleich nur einmahl gesehen hatte.

Bei Gelegenheit dessen was Sie über den K. v. Pr. und M. M. gesagt haben, sehe ich die äußerste Notwendigkeit, im Ausdruck präzis zu sein und auf gut Wolffisch keinen Ausdruck zu brauchen, der nicht definiert wäre. Ich konnte bei dem Worte athletisch nicht das denken, was Sie dachten. Daß dem K. v. Pr. Muth von der Stirne und vom ganzen Gesichte blickt, ist wahr. Aber es ist noch eine andere Seite zu betrachten. Bedenken Sie nur — nicht allein den Krieger — und den friedlichen Kaufmann und Gelehrten, sondern hauptsächlich den Monarchen, dem seit 30 Jahren niemand widersprochen hat, und den Juden, den noch jeder grobe Schurke auf der Gasse mit Worten mißhandelt, wenns ihm einfällt. Es ist natürlich daß bei gleichen Talenten, die letztere Lage verursacht, daß sich das Gesicht ganz anders in starken Liniamenten formiert als in der ersten, und daß man nur in feinen Zügen die unterdrückte natürliche Neigung siehet.

Ihr Sortimentchen von Stirnen und Nasen ist mir sehr angenehm. Ich habe aber dabei nochmals gedacht, was ich schon oft gedacht habe, daß ein einzelnes Glied für sich betrachtet, nie eine präzise genaue determinierte Neigung oder Talent anzeigen, sondern der ganzen Summe, der ganzen Bildung. [?] Diese also vor sich betrachtet zeigen noch nicht Muth und Furchtsamkeit, sondern Stärke des Geistes und Schwäche des Geistes im weitläufigen Verstande. Ich habe einen Husarenoffizier von ungezweifelter Bravour und einen sehr ehrlichen Mann gekannt, der eine kugelrunde Stirne, und eine eingedruckte runde Nase hatte. Demnach würden Sie selbst aus dem Ganzen seines Gesichts gesagt haben, daß er tapfer war. Er war es nicht bloß zum Fechten, sondern so daß er die schwerste Unternehmung, die in seiner Sphäre lag, mit Muth und Besonnenheit ausführte. Sonst war er freilich schwach, abergläubisch, und hatte gelehrte Kenntnisse nicht kultiviert. Hier fällt mir ein die Physiognomik die Sie in den Schriftzügen finden wollen. Ich wünschte, daß Sie mir nur ein paar Ideen gäben, worauf diese beruhen soll. Die Schriftzüge sind erworbene Kenntnisse die sich beständig auf den Meister und die Vorschriften beziehen, die uns in der Jugend gebildet haben. Mich dünkt, eine solche Hypothese kann durch ein

einziges Faktum umgerissen werden. Das Factum ist dieses: Moses M. hat auf seinem Seidenkontor einen[1] Contorbedienten namens Daniel, der ein guter ehrlicher fleißiger Mensch ist, aber sonst weder an Talenten noch Neigungen mit Moses etwas ähnliches hat. Dieser schreibt eine M. so gleiche Hand, daß z. B. in den Handlungsbüchern es Moses oft selbst nicht unterscheiden kann, was er oder der andere geschrieben. Und dieser Daniel ist aus Amsterdam gebürtig und hat keinesweges einerlei Schreibmeister mit Moses gehabt.

Ich habe in der Tat in dem, was ich von der Schreibart gesagt habe, nicht besonders auf unseren beiderseitigen Freund H[erder] gezielt, obgleich meine Warnung auch Ihn in vollem Maße trifft. Als ich den Brief an Sie schrieb, hatte ich sein Schattenbild noch nicht. Ich empfing es erst gegen das Ende der Messe, und weil ich garnicht dachte, daß Sie es schon hätten (noch weniger daß es dasjenige wäre, an dem Sie sich geirret hätten) so sendete ich es Ihnen, als etwas neues, und wollte Ihr Urtheil wissen.

Weil Sie seiner »Urkunde« Erwähnung tun, so erlauben Sie mir mit der Offenherzigkeit, die Sie mir in meinen vorigen Briefen vergeben haben, zu bekennen, daß ich von diesem Buche nicht eine hohe Meinung habe. Ich lasse freilich so schreiben, wer so denken und empfinden kann — aber dem menschlichen Geschlecht ist meines Erachtens damit gar nicht geholfen. Welche Dreieinigkeit, welche Menschwerdung, welches Geheimniß, welche Schwärmerei wollte ich nicht ebenso rätselhaft, so pomphaft mit solchem Raketenfeuer vortragen und anpreisen. Wo will ich nicht geheimen Sinn und göttliche Weisheit finden, wenn ich bloß die Blendlaternen der inneren Empfindung und keine Abstraktion oder Demonstration anwenden darf, auf die unser Freund so unbilligerweise schilt. Ohne Abstraktion und Zergliederung kann ich doch keinen Begriff präzis machen. Ohne Demonstration kann ich keinen Begriff bei andern Menschen erregen, wenn er auch in mir noch so evident ist. Die Demonstration und die Zergliederung der Begriffe ist der Weg von einer Seele zur andern[2]. Ohne dieses Mittel können wir nicht ineinander wirken. Der Schriftsteller, der seine innige Empfindung ohne alle Demonstration andern mitteilen will, gleicht dem

[1] Von mir verbessert aus »und«.

[2] Von mir gesperrt.

Künstler, der eine Statue in Eisen hauen will. Sein Werkzeug wird stumpf, das Eisen springt, aufs höchste wird der Kontur rauh und unvollkommen; und derjenige, der den Verstand überzeugt, gleicht Leygebe, von dem eine ein Fuß hohe Statue von Eisen in der hiesigen Kunstkammer ist[1]. Dieser verstand die Kunst durch eine Art von Beize das Eisen weich wie Ton zu machen, und stählte es nachher auf die gewöhnliche Weise. Nun erstaunet der, der dies nicht weiß wie er die feinsten Aederchen hat ausdrücken können. Ebenso muß man durch kalte Ueberzeugung, den Geist anderer Menschen, der Wahrheit empfänglich machen, und alsdann kann ich, durch warme Imagination, ihn so glühend machen, als ich selbst bin. Aber durch bloße Sprünge abgebrochene Gedankenausrufung, lasse ich jeden vernünftigen Mann weit kälter als bei der kältesten Demonstration, und wenn ich zwölf!!! hinsetzte.

Ich muß gestehen, unser Freund, macht für so wenig Wahrheit, die er gibt, allzuviel Anstalten, verachtet andre Cosmogenien, und Allegorien, viel zu tief, gegen eine Allegorie, die um nichts evidenter ist. In Brydones Reise nach Sizilien, an der Stelle, wo er die Sonne vom Aetna herunter aufgehen sieht, steht Herders ganzer erster Teil auf einem Blatte, ohne Prunk, und macht ein vortreffliches Bild.

Die leidige Originalsucht wird endlich noch alle Gelehrsamkeit dem menschlichen Geschlechte unnütz machen. Wer kann solche Bücher lesen, wer wird sie lesen. Es ist wirklich traurig, wenn unsere vernünftigen Weltleute, die kaum angefangen haben, an der deutschen Literatur Geschmack zu finden, die sich gern aus Büchern, in ihrer Muttersprache geschrieben, unterrichten und bessern wollen, den David, die gelehrte Republik, die Urkunde, die deutsche Art und Kunst, die Frankfurter Zeitungen, den Wandsbecker Boten, in die Hand bekommen. Was soll man sagen, wie soll man ihnen das Gute, das in der Republik, in der Urkunde, in der Art ist, begreiflich machen. Und dieß sind nicht etwa Leute, auf die man unter dem Namen Ungelehrter verächtlich herabsehen darf, sondern oft Männer, die das Beste, was unter alten und neueren geschrieben ist, gelesen haben, und zu beurtheilen wissen. Man muß sich gegen

[1] Über Gottfried Leygebes »aus einem Stück Eisen verfertigte Bildsäule des Kurfürsten Friedrich Wilhelm d. Gr.« vgl. F. Nicolai »Beschreibg. der Kgl. Residenzstädte Berlin u. Potsdam«, Berlin 1769, S. 343 und Anhang S. 561.

sie schämen. Ihr gelindestes Urteil ist: Paule, du rasest, deine große Kunst macht dich rasen. Und man muß stillschweigen.

Sie sagen bei allem dem, die Urkunde ist eine Pyramide. Sie sagen dieß voll hoher Imagination, und unbestimmter Bewunderung. Ich sage dieselben Worte, und nehme die Sache wie sie ist. Ja! die Urkunde ist eine Pyramide: »Ein ungeheures Gebäude, von außen baufällig und inwendig leer und dunkel, über dessen Anlage man erstaunet, und dessen Absicht man nur ungewiß vermuthen kann, daß der Neugierige einmahl betrachtet, und schwerlich zum zweiten mahle wiederkommt.« Ich gestehe, ich liebe nicht die Bücher aller Art, welche Steinmassen gleichen, worin das Licht der Sonne nicht dringen kann, und wenn sie noch so ungeheuer groß wären. Ich wünsche wohnbare Häuser für das Ganze des menschlichen Geschlechts, und Palläste und Gärten für die wenigen Auserlesenen, die den Aufwand zu bestreiten wissen.

Verzeihen Sie dieser Ausschweifung. Ich nage noch an dem ersten Verdrusse über die Lesung dieses Buchs, und kann es noch nicht verwinden, daß ein Mann, der so viele Talente hat, um dem menschlichen Geschlechte nützlich zu werden, eigenen Bewerbes arbeitet, um ganz unnütz zu werden. — Doch nochmals genug hiervon.

Hr Chodowiecki wird Ihnen nun schon Zeichnungen gesendet haben, die er mir auch gezeigt hat, der Christuskopf gefiel mir nicht so gut als der erste, so viel ich mich erinnern kann. Daß ich Ihre vielen Bemühungen dieserhalb für vergeblich halte, wissen Sie schon, die Zeichnungen die ich sehe, bestätigen mich darin, und nun die Kupferstiche? Die Kunst kann bisher noch nicht das Wahre der Physiognomie wirklicher Menschenbilder genau und vollkommen ausdrücken, wie sollte sie ein übermenschliches Ideal ausdrücken können.

Hier muß ich Ihnen einen Gedanken sagen, der mir mit andern ähnlichen lange im Sinne liegt. Kein menschlicher Charakter ist vollkommen, also auch kein menschliches Gesicht. Linie auf Linie entspricht der Vollkommenheit und Unvollkommenheit. Daher Ihre Verlegenheit im Christuskopfe Größe und Güte zu vereinigen. Die deutlichsten Merkzeichen der Vollkommenheit in den Extremitäten sind Stirn Nase Lippen. Ich habe bemerkt, wenn diese Vollkommenheit anzeigen, so zeigen, in einem lebendigen Ge-

sichte die dazwischen liegenden Linien allemal Unvollkommenheit respective an, und verbinden doch diese vollkommenen Theile zu einem Ganzen. Will man also Vollkommenheit auf Vollkommenheit bilden, so kann man nicht einmal Nase und Lippen verbinden, noch weniger ein menschlich Gesicht bilden. Die Alten abstrahierten aus den schönsten vor sich habenden Formen, die Schönheit, und bildeten schöne Körper in Stein. Schönheit von allen übrigen Eigenschaften des menschlichen Körpers abstrahiert, ist vortrefliches Ideal für den Künstler, aber lebt nicht. Carracio[1], Correggio, Guido Reni, mahlten lebende Bilder. Nicht in der vollkommensten Abstraktion der Schönheit, aber lebend.

Und dies war Abstraktion der Schönheit. Aber Abstraktion der Vollkommenheit? Ist die jemals versucht worden? Gesetzt Sie finden endlich einen schönen Christuskopf, würden Sie Vollkommenheit haben? Ist in einem antiken Götterangesichte der Ausdruck der Vollkommenheit? Meines Erachtens bloß der Schönheit (metaphysisch genommen, Herkules, schön wie Herkules) der Apoll hat den meisten Ausdruck und hat Bewegung, Laokoon den meisten Ausdruck und hat Schmerz. Der Künstler der den Hinterleib der Venus von Medici, so über alle menschliche Form, schön bilden konnte, der durch die vortrefliche Stellung (die den philosophischen denkenden Kopf verräth) die er seinem Bilde gab, bei der schönsten Form, einen so richtigen Ausdruck zu finden wußte, wie wenig hat er im Gesicht ausgedruckt, weil es schön in der höchsten Form sein sollte! Wie viel hat hingegen Guido in der Artemisia ausgedruckt, die Bause gestochen hat. (NB. im Bilde nicht im Kupferstiche, der in dieser Absicht ganz weit zurück ist.)

Der schönste antike Kopf den ich kenne in Absicht des Ausdrucks der Vollkommenheit, nicht der Schönheit ist ein Kopf des Homers, davon ich einen schönen Abguß auf meiner Studierstube habe. Dieser aber ist Bildniß nicht Ideal, — Bildniß irgend eines Menschen, wenn auch freilich nicht Homers. — Doch ich komme wieder allzutief in eine Materie, die sich nicht in einem Buche, geschweige in einem Briefe ausmachen läßt — doch dieses wenige überlasse ich Ihrer reifen Ueberlegung.

[1] sic! nach dem Zusammenhang offenbar Annibale Carracci, den Nicolai auch 20. IV. 58 an Chr. L. v. Hagedorn erwähnt (ed. Torkel Baden S. 243).

Ich sende Ihnen auf anliegendem Blatte, meine Urtheile über die mir zugeschickten Profile, und ich muß mir die voran gesetzte Protestation, die aufrichtig und wahr ist zu gute kommen [lassen]. Und damit dieses kleine Spiel, auch für mich lehrreich werde, so müssen Sie mir melden, worinn ich mich geirrt habe und worinn nicht.

Ich bessere mich merklich. Dieser Brief ist nur halb so lang als der vorige. Der künftige soll noch kürzer werden. Leben Sie wohl, Ich bin mit besonderer Hochachtung

Ew. Hochehrwürden

ergebenster Diener.

[dazu 3 Randbemerkungen: Bitte um Angabe physiognomischer Literatur und eine technische Anmerkg (Herders?) Schattenbild betreffend.]

Flüchtige Gedanken über die unterm 20. May 1774 übersendete Profile[1]

Ich habe es schon gesagt, daß ich meine physiognomischen Beobachtungen in der wirkl. Natur mit Zusammenrechnung von Bildung, Bewegung, Stimme, Farbe zu machen gewohnt bin und daß ich keine Fertigkeit habe, nach gemahlten Bildern zu urtheilen. Noch weniger hat man, wenn man eine bloße Silhouette hat. Es fehlen Augen, Augenbrauen, Ohren, die zurückweichenden Theile der Nase und Lippen pp. Die einzigen Vortheile einer Silhouette sind meines Erachtens erstens daß sie doch wenigstens einen Theil des Gesichts, nämlich das äußere Profil richtig angeben, dahingegen der beste Maler aus freier Hand sehr oft die richtige Abtheilung verfehlt. Zweitens daß sie leicht und ohne große Kosten gemacht werden können, daß man eine große Anzahl Zeichnungen dieser Art sammlen, vergleichen, auch verschicken kann, um dadurch die unendliche Verschiedenheit einiger äußeren Gesichtslinien zu erkennen, und aus dieser Verschiedenheit gewisse Schlüsse zu ziehen.

Wenn ich von einer Silhouette urteilen soll, so verfahre ich folgendermaßen. Ich muß mir alle fehlenden Theile, in Gedanken, supplieren, ich muß ferner so wie auch bei einem gezeichneten Bilde, Bewegung, Farbe, Stimme hinzudenken. Das Profil war die Ab-

[1] Fragment eines Nicolaischen Konzeptes von Hand eines Schreibers, Einlage zum voranstehenden Brief Nicolais an Lavater v. 12. VI. 74.

bildung der Natur, und sehr bestimmt. Hingegen was ich hinzuthue, sind Bilder meiner Einbildungskraft, und von denen es sehr ungewiß ist, ob sie in der Natur sind. Alle Bilder der Einbildungskraft sind lebhaft und glänzend (glaving) aber unbestimmt. Ich bin also gegen diesen Schimmer sehr mißtrauisch, und suche durch Vergleichung, wieder davon abzunehmen was mir Imagination dünkt. Ich bekomme also ein Bild, bei dem gewisse Dinge bestimmt sind, die meisten nicht, und bei dem es ungewiß ist ob es der Natur gleicht.

Eigentlich urtheile ich also nur über das in meiner Seele schwebende Bild. Was also mein Urtheil vortheilhaftes u. nachtheiliges enthält, muß mehr auf jenes als auf die wirklichen Charaktere gedeutet werden. Dieß muß ich im voraus sagen, um alle Mißdeutung zu verhüten.

[Hierauf folgen nach 1 leeren Seite, 3 Seiten »erste und flüchtige Gedanken« über die Profile selbst, von Nicolais Hand, mit vielfachen Korrekturen, die als Einlage zum voranstehenden Brief an Lavater gingen.]

Lavater an Nicolai[1]

Mein werthester Herr Nicolai,

In dem ersten Halbstündchen meiner Ankunft in Z[ürich] find und les ich Ihren Brief vom 9. August ganz Befremdung u. Erstaunen, über den Inhalt desselben ungeachtet Pf[enninger] der mir entgegenkam mich preveniert hatte. In dem unabsehlichen Gedränge in dem ich mich itzo unter bewillkommenden befinde, kann ich Ihnen nur dies sagen: daß ich mit Wissen Ihren Brief von ... [unleserl.] keine Seele, als Pf. und einer Freundin, die ganz im stillen lebt, und mit keiner Seele davon gesprochen haben kann, gezeiget, daß keine Abschrift davon genommen woren, daß das Original ganz sicherlich unter dem Haufen mir izt unmöglich erlesbarer Briefe verwahrt liegt; daß ich nicht begreifen kann, wie jemand von diesem Briefe Lärm macht von dessen Inhalt ich vielleicht in den allgemeinst möglichen Ausdrücken auf m[eine]r Reise einigen Freunden gesagt haben mag, daß ich einige Ideen draus benutz[en] wollen« — für den Nicht-

[1] 1 Blatt in 4° Nicolai eigenh. auf d. Rückseite »1774 20. Sept. Lavater vermuthlich durch einen Einschluß weil ... [unleserlich] 3 porto dafür. 8. Dez. [beantw.]«

Druck desselben steh ich gut. Ich will Ihnen aber, wollen Sies erste Post das Original send[en] Ich leide täglich so sehr von Indiscretion anderer mit meinen Briefen, daß ich gewiß äußerst discret gegen meine Correspondenten bin. Verlassen Sie sich drauf — daß Ihr Brief in keiner Hand war, die ihn abschrieb; daß keine Abschrift davon existieren kann, u. daß ichs dem od[er] dem, die so was gesehen zu haben sagen, ins Gesicht als Unwahrheit zurückgeben darf. So viel in gedrängter Eile. d. 20. Aug. 74 Lavater.

Lavater an Nicolai[1]

Von Ihnen mein wehrtestester Herr Nikolai, erhalt ich ohne eine erläuternde Zeile eine sehr interessante Gipsbüste von einem Unbekannten. Ich bin Ihnen sehr dafür verbunden, wenns damit gethan ist. — Nicht wahr — der Kopf ist von einem großen Mann? Ich erinnere mich nicht, so eine Physiognomie weder im Porträt noch in der Natur gesehen zu haben. Es ist ein Kopf der noch eben recht in mein Werk kömmt. Wenns nicht eine große Seele ist, das Urbild, wenns nicht Kenntnis, Einsicht, Verstand, Klugheit, Geschmack, Welt und die herrlichsten, außerordentlichsten Anlagen vereinigt — so triegt mich alles. Schade daß Hypochrondie die himmlische Seele trübt! Sagen Sie mir doch bald, ob ich mich irre? wer der tiefsinnige Geist ist?

Ich kann nicht viel schreiben. Ich danke Ihnen aufrichtig. Lassen Sie mich und die verlachte Physiognomik empfohlen seyn! Nicht mein Werk, meyn ich, die Sache!

Zürich den 22. Nov. 74.

Joh. Casp. Lavater.

Lavater an Nicolai[2]

Weil ich, mein lieber Herr Nikolai, alle Momente auf mein Werk wenden muß, so kann ich abermal nur recepisse und Dank schreib[en]. Ihren werthen Brief mit den Urtheilen will ich nach Ostern beantworten, so Gott Leben gibt. Izt kann ich kaum zum Odem kommen. Es kam mir nachher der Sinn an Locke bey dem Gips-

[1] 2 Bl. in kl. 8° auf d. Rückseite Nicolai: »1774 6. Dez. 8 beantw. p. H. Chodowiecki«.

[2] 1 Bl. in 4°, nach Leipzig. Nicolai »1774. 31. Dez. 75. 17. Jan. beantw.«

kopfe. Er wird mir alle Tage wichtiger. Drey Versuche der Zeichner sind fehlgeschlagen. Chodow[iecki] also soll ihn zeichnen . . .[1]

Im Voraus Dank für die Beyträge und Hülfe, die Sie mir leisten wollen. Ich wünschte, daß ich Ihnen Capitel zu machen übergeben dürfte[2]. Zu den Kupfern will ich alle Sorge tragen. Fällt Ihnen was bey, schreiben Sie mirs, wenns Ihre Geschäfte erlauben, ohne Antwort zu erwarten.

Pfenninger, in dessen Hause ich schreibe, grüßt Sie. Noch kann ich schlechterdings nicht begreifen, wie jemand von Mitheilung Ihres ersten Briefes in fremde Hände reden konnte. In Ihren Briefen allen find ich wichtige Anmerkungen die ich beherzigen und mir zu Nutzen machen werde. So viel in heißer Eile

Zürich d. 20. Dezember 74
abends um 8 Uhr
Lavater.

Lavater an Nicolai[3]

Mein werthester Herr Nikolai!

Wie entsetzlich lange bin ich schon Ihr Schuldner! doch ich bin nicht allein der Ihrige. Ich bins noch so mancher sehr liebender und sehr geliebter. Ich habe mich für ein Paar Tage aufs Land geflüchtet mit einer Menge unbeantworteter Briefe und angefangener Arbeiten. Ich habe bey den letzten angefangen, und einige studirt. Nun ist der zweyte Tag meiner Ruharbeitszeit bald am Ende, und nun sollt ich hinter die Briefe . . . ich weiß nicht wo anfangen? nun es muß seyn! Bey Ihnen will ich anfangen. Ich habe den Brief vom 12. Junius 1774 vor mir.

Vor allen Dingen, hoff' ich, werden Sie vernommen haben, daß ich Ihre Freüden und Leiden erhalten u. Ihnen dafür sogleich in einem nach Leipzig (Herr Steiner sagte mir daß Sie daselbst seyn würden) gesandten kurzen Schreiben, dem ein Brief von Zimmermann an mich beygelegt war, mit seinem Urtheil über Ihre Rezension in der Allg. Deutsch. B[ibl.] von der Physiognomik, gedankt habe. Der Gedanke wäre mir unausstehlich, daß Sie mich in Ver-

[1] Folgt Lavatersche Umrißskizze mit Erläuterung.
[2] Nicolai: unleserliche Bemerkg. am Rande.
[3] 3 Bl. in gr. 4° Nicolai: 1775 Mich[aelis] Messe OM. [= Ostermesse] beantw[ortet].

dacht der Unempfindlichkeit gegen Ihre womit — verdiente? Güte, haben sollten.?

Es geht Ihnen also wie mir. Sie mögten der Physiognomik gram werden, so sehr raubt sie Ihnen, bey Ihren sonst unerschwinglichen Geschäften, — Muße. Die Nähe, die Allgegenwart des Gegenstandes und seine innere Reizungskraft hat freylich beynahe etwas bezauberndes. Man kann kaum stille stehen. Man wird ewig fortgerissen.

Ich hab Ihnen geschrieben: »Je mehr man beobachtet desto weniger darf man urtheilen« — mir ist noch immer so u. dennoch darf ich sagen — daß ich täglich auf festere Punkte komme, daß ich gewisse Zeichen immer mehr finde welche mir für Welt und Nachwelt große Freuden machen und mir Tiefen der Weisheit und Erkenntnis öffnen. Zugleich wächst das Physiognomische Gefühl — das Physiognomischen Verstand zeugt und von ihm hinwiederum gezeuget wird, so wie Critische Schriften Geschmack bilden u. Geschmack kritische Fertigkeit. Das Physiognomische Gefühl — ist nichts als Brennpunkt vieler zusammentreffender Beobachtungen, zu denen wir noch keine bestimmte symbolische Zeichen haben.

Der Umfang der Physiognomik ist so unendlich, wie der Umfang jeder allgemeinen Wissenschaft. Metaphysik, Theologie, Physik, Mathematik, Moral, Arzneykunst sogar — welcher Wissenschaft Umfang ist nicht unendlich. Also mein werthester, soll das für uns kein Einwurf seyn. Wir wollen das festhalten, was wir haben und das suchen, was wir finden können, u. so den gehörigen Beytrag zur menschlichen Kenntnis liefern. Die Anmerkg. ist richtig, daß der »kleinste Umstand öfters unser Urtheil verändert« — aber Sie antworten selbst »mutatis mutandis gehts der Philosophie überhaupt ebenso«

Allein nicht nur in dieser Rücksicht, sondern nach der ganzen Lage meiner Umstände, u. nach der besondern Natur der Sache — kann und soll ich nur Fragmente und Memoirs liefern. So wie man Physische mathematische etc. vermischte Abhandlungen unzählige liefert. Es ist noch an keinen Zusammenhang, kein ganzes zu denken. O laßt uns erst Materialien zusammentragen. Systemsucht — ist noch zehnmal ärger, als einzelne, noch so falsche Hypothesen.

Im vorbeygehen zu sagen: Herr Steiner, wo ich ihn recht verstanden habe, sagte mir, daß Sie sich immer vorgestellt, daß ich

nach dem von Ihnen rezensierten Plan arbeiten werde. Ich gabs ihm als einen großen Mißverstand auf seiner Seite zurück. Ich müßte unsinnig sein, wenn ich je an so was gedacht haben sollte. So was hab ich auch in keinem Briefe, keinem Gespräche, am wenigsten öffentlich zu versprechen, mir einfallen lassen. Ich gebe was ich geben kann, u. wovon ich glaube, daß es der Mühe werth ist, gegeben zu werden, und ich glaube, geliefert zu haben oder vielmehr angefangen zu haben zu liefern, was ich versprochen. Wie gesagt aber: Ich zähle darauf, daß Hr. Steiner Sie mißverstanden haben muß.

Die Anmerkung von Ihnen »Man muß wohl untersuchen, ob man seine Ideen auch selbst recht präzise gefaßt habe, denn sonst ist die Sprache unschuldig« — ist wichtig. Hätten die Mahler geübtere Augen, so hätten sie auch geschicktere Hände. Hätten wir immer bestimmte Ideen — wie bald hätten wir bestimmtere Worte?

Ich hoffe Sie werden nun in Ansehung der Unähnlichkeit der Porträte zufrieden und beruhigt seyn. Ich kann nicht machen, daß alle Porträte vollkommen ähnlich gezeichnet, noch weniger daß sie ähnlich gestochen werden. Ich habe mir unglaubliche Mühe gegeben. Ich bin vor Verdruß fast krank geworden. Ich habe viel Hunderttaler darüber eingebüßt — u. habe dennoch sehr wenig meinen Zweck erreicht. Erst muß noch der physiognomische Mahler Zeichner Kupferstecher gebildet werden — u. wie ichs in den Fragmenten sagen werde, sollte eine Art von Physiognomischer Gesellschaft oder Akademie errichtet werden, wo Zeichner dazu gebildet würden; ohne dieß kriechen wir nur, wo wir fliegen könnten. Was war aber nun, bei so bewandten Umständen zu thun? Nichts als die Unähnlichkeit so gut wie möglich anzuzeigen[1] u. — über das zu reden was vor Augen war. Auch Ihre wiederhohlte Anmerkung wegen der Präzision u. Definitionsfähigkeit der Ausdrücke (bey Anlaß des Worts athletisch) find' ich vollkommen gegründet; so gegründet, daß ich sehr vermuthlich oft Definitionen einmischen, oder unten ansetzen werde.

Vortreflich, was Sie vom K[önig] v. Pr[eußen] u. M[oses] M[endelssohn] sagen! Dennoch macht aller Nichtwiderspruch gegen den König, und aller Widerspruch gegen den Juden im Stirnumriß wenig Veränderung.

[1] Nicolai am Rande: sehr richtig!

Noch Eins — Nebenein. Die Silhouette von M[oses] M. die ich von Chodow. hatte und die ich in meinem Brief an Sie beurtheilte — ist unendlich schlechter, als die, die mir Zimmermann sandte und die in dem 1ten Theile steht. Letztere ist zwar nicht das vollkommenste reinste Profil, und daher mag sie vielleicht weniger auffallend ähnlich seyn. Aber sie ist zehnmal sprechender — und wenn sie's auch für die Aehnlichkeit weniger wäre, so ist sie als Charakter von den entscheidensten für seinen Verstand, die ich in meinem Leben gesehen.

Wenn wir Ein paar Tage beysammen wären, wollt ich Sie, mein werthester Herr Nicolai, davon durch eine Induktion so groß Sie dieselbe verlangten überzeugen, »daß — (freylich hundertmal nicht aber dennoch) sehr oft bloß einzelne abgesonderte Züge von der entscheidendsten Bedeutung sind —« nur mit dem einzigen Vorbehalt — »was kontrastiert im Ganzen, zieht sich wieder vom einzelnen ab«. Ich wollte Ihnen vielleicht mehr als 200 Linien zeichnen — (und wenn Gott Leben giebt, werd' ichs im letzten Theile gewiß thun) die was bestimmtes an sich bedeuten — und wofern kein contraindicans da ist, zuverlässig sind. Ihre Zuverlässigkeit aber wird durch ein contraindicans so wenig aufgehoben — als eine Aktivschuld deßwegen an sich schlecht wird, weil ich eine gleich große oder größere Passive habe. Sonst ist Ihre Anmerkung richtig: daß Stärke u. Schwäche in weitläufigem Verstande — eher als die besondere Richtung davon in den Silhouetten zu sehen ist.

Bey Anlaß dessen, was Sie von einem Husaren sagen, muß ich anmerken, was nicht genug angemerkt werden kann — »daß der Mangel gewisser positiver Charaktere nicht den Mangel der dadurch ausgedrückten Kräfte allemal voraussetze«. — Es gibt runde Stirnen voll Muth wie z. E. des Herzog v. Württemberg seine — u. gerade mit eisernem Muth — (ganz gerade zwar sind immer in Statu medio und meistens das Mittelding zwischen Blödigkeit u. Muth.)

Auch die Anmerkung über das ausgeschnittene, oder den Kern und die Hülse der Silhouette ist gegründet. Der Ausschnitt auf'm schwarzen Grunde immer der beßte.

Nun ein Paar Worte von den Schriftzügen. Ich darf als

factum Ihnen ohne Radomontade bezeugen, daß ich von 10 unbekannten Addressen von Briefen an mich — 9mal gewiß entscheiden will, ob von einem langsamen schnellen feurigen ordentlichen feinen, gesetzten, verständigen, dummen Mann der Brief ist. Ich habe viel Addressen ausgeschnitten, zusammengepappt, u. die Aehnlichkeit in der Manier ist auffallend.

Nehmen Sie z. E. Reichens[1] Handschrift, wer sieht da nicht den schnellen, aktiven entscheidenden Mann? In Herders nicht den fein, schnell, gedrängt denkenden? In Wielands nicht den Mann von Geschmack? In Klopstocks nicht die Nachlässigkeit des Genies? In Hallers nicht den Geist der Ordnung? In Chodowieckis — nicht den schnellen — unscharfen Charakter? In Moses M. nicht das reine überlegte feine Denken. Die Einwendung von Daniels Aehnlichkeit mit Moses lass' ich als Ausnahme oder als Beweis von einer Aehnlichkeit in tertio quodam gelten.

Und nun weils eben so in Ihrem Briefe folgt, auch ein Wort von Herders Schreibart. Ich hoffe nicht, daß mir jemand Nachahmung dieser Schreibart Schuld geben werde. Ich befleiße mich der möglichsten Deütlichkeit in allen meinen Schriften also hoff ich unpartheyisch zu urtheilen. Ich leugne nicht daß sie oft dunkel sey und noch mehr daß sie affektirt scheine; allein so gar sehr sollte man ihn nicht darüber näcken. So gar sehr alles um deßwillen übersehen. Es ist doch z. E. unverantwortlich daß der Merkur die Urkunde mit zwey superfiziellen Schulmeisterzeilen abfertigt — u. nicht einmal so viel davon sagte als von der Schreibtafel[2]. Das heiß ich doch Monumente von rasender Partheylichkeit. Von dieser Partheylichkeit scheint mir auch der Rezensent von den Provinzialblättern in der Allg. Dtsch. B[ibl.] nicht frey. Ein wackrer Mann! — aber, begeht er nicht gerade den Fehler den er Herdern zur Last legt? Ich bitte Sie, nicht um Herders willen, denn er verachtet vermuthlich, was so viele verständliche Schwätzer, die doch

[1] Der Buchhändler Reich.

[2] »Die Schreibtafel«, Lieferung 1 u. 2, Mannheim 1774, ist Teutscher Mercur 1774, Dez., S. 244 in einem Brief an den Herausgeber sehr gerühmt; Herders Urkunde in dem Aufsatz von Chr. H. Schmid (ebda. Nov. 176) sehr flüchtig und von oben herab abgelehnt; ein bissiger Seitenhieb gegen Herders Urkunde fällt auch in der Besprechung des Meiners'schen »Versuch über die Religionsgeschichte . . .« (Teutscher Mercur März 1775, 280.)

Insekten gegen ihn sind, — alltäglich wahres u. dummes über ihn faseln — sondern um der Wahrheit willen, Sprache und Sache zu trennen!

Sie sind ein Philosoph — und von Ihnen hängt — wie viel ab — Ich bitte Sie — verachten Sie die Bitte eines Schwachen nicht, der freylich nie Anspruch auf Philosophie machen kann und wird.

Daß Herder zu heftig, zu stachlicht, zu zermalmend, zu prachtreich, zu räzelhaft ist — soll ich das bezweifeln — aber — was ist dann dagegen Positives, Trefliches da — u. was haben die geleistet, die ihn ganz verurtheilen[1]?

Von Demonstration, außer der Mathematik — hab ich keinen Begriff, also übergeh ich hier einen Punkt . . . Gründe darlegen, seine Begriffe entwickeln — ihr Verhältnis zeigen ihre Aehnlichkeit mit dem was wir für wahr halten — wenn Sie das Demonstration nennen, dann sind wir einig. —

Darinnen haben Sie recht: Der Styl der von Ihnen genannten Schriften schreckt ab — u. schadet also mithin soll er gerügt werden — aber Sprach u. Sache getrennt und das häufigtrefliche auch der Sprache nicht unbemerkt bleiben.

Einer meiner Freunde ein Mann von tiefer Einsicht und feinem Gefühl hat die Urkunde übersetzt hin und wieder paraphrasiert — und was ich davon gelesen hat mich noch fester an das Buch und seinen Verfasser attachiert. Sie werden erstaunen, wie plan alles wird, wenn Sie die Schrift gedruckt lesen werden. Dann, mein wehrter! laßt nur sehen, ob das Werk noch eine Pyramide in Ihrem, oder eine Pyramide in meinem Sinn sey. — »Ein perennes Monument menschlicher Geistes u. Schöpfungskraft« — und zugleich (denn Pyramide drückt mir nur Festigkeit u. Himmelstrebung als Bedeutung aus —): Pallast, wo Könige u. Lakayen schlafen, wachen, schaffen und würken können.

Sonst haben Sie wieder vollkommen meinen Sinn — daß Sie »wohnbare Häuser wünschen für das ganze menschliche Geschlecht, u. Palläste für die wenigen auserlesenen, die den Aufwand bestreiten können« — vortrefflich! — aber nicht wahr, solcher Palläste und Gärten, wie die Urkunde — gibts doch zur Zeit kaum soviel als Palläste in Vergleichung mit Wohnhäusern —

[1] Von mir gesperrt.

Ueber das Christusideal in den Fragmenten. Ich mögte nur harmonische Charakter von Reinheit, Unschuld, Weisheit, Güte, Kraft, Hoheit, Dehmuth zusammenvereinen — und das Bild nenn ich dann Christusbild.

Die Verlegenheit, Größe und Güte zu vereinigen ist freylich groß, aber sie wäre viel geringer, wenn der Künstler ders ausdrücken soll, mir zur Hand wäre oder meinen Sinn wüßte. Erinnern Sie sich eines herrlichen Plato in Lipperts Kabynette. Ist da nicht der reinste Verstand mit der edelsten Güte vereint? Güte und Weisheit heben sich nicht auf aber das schwerste ist die Harmonie der Proportion ausdrücken.

Vollkommenheit ... o Gott ... welch eine endlose Weite! Ich prätendiere nicht, daß diese ich oder jemand im Christusbild erreiche; aber ich will erstens zeigen, daß die meisten Christusköpfe ohne Verstand gemacht sind; dieß ist immer gute physiognomische Uebung! Zweitens, daß noch etwas besseres möglich ist, wenn man mit Nachdenken und Gefühl arbeitet.

Sie haben recht, die Alten suchten mehr Schönheit — freylich relative auf den Charakter, als das was wir idealische Vollkommenheit nennen. Aber die Alten, obwohl noch nie überstiegen, noch nie erreicht, sind doch erreichbar — und übersteigbar!

Den Kopf des Homers kenn' ich. Er ist wie Sie sagen Bildniß nicht Ideal.

Auch darinn haben Sie recht, daß um ganz von einem Bilde urtheilen zu können, die Köpfe 3fach oder ich wollte wohl sagen zwölffach gezeichnet seyn sollten — a) ganz en face b) 3/4 Gesicht c) rechtes Profil d) linkes Profil e) in d. gewöhnlichsten Ruhe f) in der gewöhnlichsten Bewegung g) im Schattenprofile h) Halb Profil i) von hinten im Schatten k) von oben herab l) die ganze Statur etc.

Mein Blatt und meine Zeit ist am Ende. Ich hätte noch unendlich vieles zu sagen — von dem Sendschreiben[1] z. E., dieser alle Augenblick als lügenvoll erwey[ß]liche Geburt von Intoleranz und Buchhändlerneid — aber ich habe mir fest vorgenommen, mit meinen Mitbürgern, die ich nie beleidigt habe als daß ich — nicht mehr sie gelobt — keinen Krieg anzufangen. Nur dieß einzige sey

[1] Gemeint J. J. Hottingers »Sendschreiben«.

Ihnen (in Rücksicht auf das, was Steiner mir von Ihnen sagte) betheuert — »daß ich sie, die Verfasser, aufforderte, die Geschichte, die mir nachtheilig seyn soll, aufzusetzen; daß sie mirs schriftlich positiv versprochen, triumphierend versprochen — und nicht Wort gehalten, auch nicht halten werden.« — Nun — was könnt ich vor aller Welt thun?

Die Anmerkungen über Ihre oft treflichen Urtheile über die Silhouetten[1] bin ich Ihnen noch schuldig. Bald sollen Sie dieselben auch noch haben. Izt hab ich keine Zeit mehr. Die Kupfer die ich von Ihnen noch habe sollen auch nicht vergessen werden. Ich danke nochmals und bitte ab. Leben Sie recht wol. Wenn ich mit einer kleinen Sammlung von Physiognomischen Zeichnungen aufwarten kann, so thu ichs mit Freuden. Ihr Locke wird mich daran erinnern.

d. 27. Sept. 75 Hegi bey Winterthur

J. C. Lavater.

Nicolai an Lavater[2]

Leipzig d. 30. April 1776.

... Ich habe mich mit dem ersten Theile Ihrer Physiognomik einen großen Theil des Sommers beschäftigt. Ich habe ihn wohl viermahl durchgelesen. So sehr ich einsehe, welcher ungeheure Schritt in dieser Wissenschaft gegen das beste vorige physiognomische Buch, durch Ihr Werk geschehen ist; so will ich Ihnen doch mit der importunen Offenherzigkeit, die mir natürlich ist, und die Sie schon aus meinen Briefen an Sie und Zimmermann kennen, gestehen, daß ich damit oft Stunden lang höchst mißvergnügt gewesen bin. Nicht als wenn ich nicht viele gute und vortreffliche Sachen darin gefunden hätte, sondern weil ich so sehr oft, in meiner Erwartung getäuscht wurde, wenn ich sie gewiß befriedigt hoffte.

---

[1] S. oben S. 378.

[2] 6 Bl. in gr. 4°. Konzept von Hand eines Schreibers, mit eigenhändigen Korrekturen Nicolais. Dieser Brief ist hier sehr gekürzt wiedergegeben, da das meiste teils in den vorhergehenden Briefen, teils in den beiden Nicolaischen Rezensionen der Physiognomik berührt wurde.

Nachdem ich über alles dieses vielfältig nachgedacht habe; so finde ich freylich, daß unsere ganze Art zu denken und zu verfahren so direkt unterschieden ist, daß wir auch in dieser Sache nicht ganz zusammenkommen können ...

... Sie geben sehr viel auf das Physiognomische Gefühl. Mit Recht. Ich setze auch alles darin, aber nur für mich selbst. Gegen einen andern kann ich mich darauf gar nicht berufen. Ich muß gleichsam davon abstrahieren. Ich muß das dunkle Gefühl präziser machen, ... ich muß es allgemein machen, sonst kann ich unmöglich die physiognomische Kenntnis anderer erweitern.

Wie sehr hätte ich gewünscht, daß Sie alle Charaktere, besonders Ihrer Freunde, ganz weggelassen hätten! Die Freundschaft gleicht einem Nachtlichte, das den Objekten ein Relief gibt, das sie selbst nicht haben ...

Ihre Gallerie von schattierten Bildnissen thut in Vergleichung gegen die Kosten nicht Wirkung genug. Eine einzige Stunde im Concerte oder in der Komödie, oder wo sonst viele Leute sind, sich mit Verstande umgesehen, thut besser — wenn Sie aber diese Bilder künftig zu Belegen des 4ten Theils brauchen wollen — vortreflich! aber dann befürchte ich sehr die Beschreibung schadet Ihnen. Wägen Sie doch ja die Worte ab. Sie sagen z. B. in dem Charakter des Gr[afen] v. St[ollberg] er sey unverführbar. Erstens frage ich wozu kann er nicht verführt werden? Zum Geize? zur Wollust? zur Ehrsucht? zum Müßiggange? Zweitens ohne an den Mann zu denken, der aller Hochachtung würdig seyn mag, sage ich a) Niemand kann man überhaupt unverführbar nennen, als dessen Tugend die wichtigsten Proben ausgestanden hat. b) Charaktere dieser Art sind gewiß am leichtesten verführbar. Es ist gleichsam nur Eine Laufbahn in der Welt, der sie folgen können. Setzt man sie aus dieser, und wie leicht ist dieses oft, so darf man wahrhaftig nicht so fein, wie Choiseul oder Vergennes seyn, um solche Leute dahin zu bringen, wohin sie selbst nie gedacht haben ...

[Es folgen Anmerkungen Nicolais über die Physiognomik der Extremitäten, besonders der Geschlechtsteile.]

... Ihre Beyspiele von den Schriftzügen berühmter Gelehrter sind

ganz gut, nur fürchte ich, mehr a posteriori abgezogen. Auch scheinen sie mir nicht richtig genug charakterisiert zu seyn. z. B. »in Herdern den fein, schnell, gedrängt denkenden, in Wielanden den Mann von Geschmack«. Wieland denkt fein und schnell wie Herder. Seine Hand scheint übrigens sich einer Kaufmannshand zu nähern. Ich kenne Leute ohne allen Geschmack wenigstens in Absicht auf Schriften die ebenso schreiben.

Wegen Herders Urkunde kommen wir wohl nicht zusammen ... Von den Provinzialbriefen will ich gar nichts sagen. Das Verfahren gegen Spalding ist niederträchtig, dafür erkennt es der größere Theil des Publikum so wie auch der weisere.

Leibniz schrieb mit Succeß in der Sprache der Rosenkreuzer. Ich glaube im Ernst, man dürfe kein Leibniz seyn, um Herders Sprache zu schreiben. Es hat ohndem mit der Urkunde noch eine gewisse besondere Bewandniß, über die ich mich nicht näher erklären darf und mag.

... Was für ein Physiognomisches Kabinet mag es seyn, das in Münster herauskommen soll? Man sagt ein Mathematicus Müller in Münster soll der Verf. sein[1].

... Nur noch ein Wort von dem bekannten Sendschreiben, dessen Sie erwähnen. Was in der Bibl. geurtheilt worden, wissen Sie schon. Daß die Verf. der Bibl. frey über alle Vorfälle ihre Meinung sagen, ist nöthig. u. wird auch nie unterbleiben. Sie können es im Ganzen auch nicht mißbilligen. Was mich selbst, en particulier betrifft, so weiß ich von den eigentlichen Streitigkeiten mit Ihren Zürcher Landsleuten nicht ein Wort ... daß ich mit vielen Ihrer Schriften und Schritte, sehr unzufrieden bin, wissen Sie von mir selbst durch Herrn Steiner und durch Hr. Zimmermann. Ich gestehe es Ihnen nochmals, da Sie mich selbst darauf bringen, ich weiß nicht, wie ich manche von Ihren Schritten entschuldigen, wie ich manche Ihrer Behauptungen vereinigen und wie ich manche Stellen Ihrer Schriften verstehen soll ... Darf ich es sagen: Sie haben zu den meisten Anfällen, die auf Sie geschehen, selbst Gelegenheit gegeben. Sie haben vereinigen wollen, was nicht vereinigt werden kann. Dummheit und Klugheit — Ich halte nehmlich Obereit, Hasenkamp Gaßnern, Jung u. s. w, für dumm —

[1] Vgl. über die Rezension dieser Schrift in der Allg. Dtsch. Bibl.: oben S. 235.

Spaldingern [sic], Teller, Semler u. s. w. im Gegensatz dieser für klug. Geradezu — deutlich — weniger feyerlich — wünschte ich Sie oft...

... Sie sehen, ich gehe ganz geradezu zu Werke. Ich verheele meine Gedanken nicht. Aber Gott weiß es, daß ich niemand wehe thun will. Ihnen am wenigsten. Wahrheit suche ich und suche sie mit Eifer

Ich bin von ganzem Herzen
Ihr ergebenster
Nicolai.

,.. Im Augenblick bringt mir H. Hauptmann Landolt ... Ihren Brief vom 25. März. Dieser Mann hat eine sehr interessante Physiognomie. Ich habe mich mit meinen schwachen Augen ... nicht satt an ihm sehen können ...

Lavater an Nicolai[1]

... Alle Ihre Erinnerungen Aeußerungen, mein werthester Herr Nicolai, über die Physiognomik oder vielmehr den ersten Theil meiner Fragmente, nehm ich besonders Ihrer Aufrichtigkeit wegen, mit Lieb und Dank an. Ich werde gewiß manches davon benutzen. Das sollen Sie sehen. In alles kann ich mich nicht finden. Es wäre Thorheit, Sie immer auf meinen Gesichtspunkt zu stellen. Unsere Art zu sehen ist so verschieden, muß so verschieden seyn, als unsere Stirnen. Nur dieses — vergessen Sie die Mannigfaltigkeit meines Publikums nicht. So viele ohne Nicolais Augenknochen, kaufen das Werk. Es ist unmenschlich diesen nichts zu geben und diese leben nur von Empfindung [Nicolai am Rande: auch ich lebe in Empfindung mehr als Sie denken. Ich kenne das allgemeine Publikum, es liebt deutlichere Begriffe mehr als man uns jetzt glaubend machen will.] Am Ende? — Ich appellir immer aufs Ende — und aufs ganze der Leserwelt. Viele Gäste, viele Trachten. Genug, wenn jeder gut und genug hat, obgleich ihm einige Trachten widrig sind.

Dank für die besonders nöthige Erinnerung die Worte genau abzuwägen. Unverführbar ist mit ein Beispiel. Ich weiß nicht mehr

[1] 2 Bl. in 4°. Auch dieser Brief ist hier gekürzt wiedergegeben.

in welchem Zusammenhang ichs sagte? Ihre Anmerkungen ganz treflich.

Der Versuch, den Sie mir mitzutheilen die Gütigkeit haben, ist die Erfindung eines äußerst ingeniosen Kopfes[1]. Ich mag und darf an keine Versuche dieser Art denken — das gäbe Stoff für die Sendschreiber! auch kann ich aufrichtig sagen, daß ich hierüber an niemandem in der Welt eine einzige Beobachtung zu machen Gelegenheit gehabt habe, und daß ich bey dem einzigen Menschenpaar, wo ich solche machen dürfte, an mir u. meiner Frau, nicht Herz genug [Nicolai am Rande: nicht Herz? nil admirari nil timere] habe eine zu machen. Diese mir natürliche Blödigkeit ists, die mich hundert Beobachtungen, die weniger Erröthung mit sich führen, zu machen schlechterdings abhalten. Ich dank Ihnen indeß doch für Ihre mir zum Theil neue Winke.

[Folgt eine Anzahl physiognomischer Finzelbemerkungen, Nicolais Anmerkungen aus dem vorhergehenden Brief beipflichtend.]

... Kein Wort also weiter von Herder — von dem eben ein Gerüchte geht, er sey gestorben?

... Ueber das Sendschreiben sag und schreib ich kein Wort mehr. Das Paket ist versiegelt. Nur dieses einzige Wort in aller Sanftheit. Ich bin überzeugt alle Welt u. Hottinger selbst muß Ihre Anzeigen, Auszüge und Nicht-Auszüge partheyisch finden, obgleich vielleicht der Verf. unpartheyisch zu seyn geglaubt oder geträumt haben mag. Nur mögt ich wissen, wenn ich gethan hätte, was mir gethan worden — ich gelogen hätte — erweislich gelogen — was dann Nikolai gesagt hätte? hätte sagen müssen? aber ich will kein Wort mehr sagen.

In Ansehung der Neue Aufsätze — was kann ich sagen? Schlettwein ist allein der Verfasser, und ich — sag Ihnen vor Gott als ein ehrlicher Mann, daß ich nie an manche seiner unverdautesten Grillen gedacht habe, obgleich ich einen reellen Einfluß Christi oder Gottes durch Christum auf alle Glaubenden — mit allen Christen

[1] Er betrifft die Proportion der mensura penis erecti zum Daumen, sowie Beobachtungen über die Proportionalität des weiblichen Körpers und damit zusammenhängende Folgerungen für die Empfängnis.

aller drey Hauptreligionspartheyen annehme[1] das können Sie in meinen Schriften offen finden ...

Ich kann nichts mehr schreiben, als: Laßt uns beyde mehr warten lernen, u. jeder nach seiner Kraft Gutes thun — und einander dulden, weil der uns auch duldete, der uns beyde gleich irren sieht. Amen.

... Baden, 4 Stunden v. Zürch d. 21. May 76
J. C. Lavater.

Nicolai an Lavater[2]

[Nicolai verwertet seine Randbemerkungen zu Lavaters Brief in ausführlicher Weise. Zum Problem des »reellen Einflusses Christi auf die Glaubenden« bemerkt er:] »Dis war es hauptsächlich, was ich beweisen wollte daß Sie es behaupten. Wir reden hier unter vier Augen und wollen uns nicht hinter Worte stecken. Können und wollen Sie die Worte real und Einfluß schriftmäßig und vernunftmäßig erklären, so daß diese Erklärung mit allem was Sie sonst in Ihren Schriften darüber geäußert haben übereinstimmt hingegen mit Schlettweins Meinung nicht übereinstimmt so werden Sie mir Magnus Apollo seyn. Stimmt hingegen Ihre Meinung mit Schlettweins Meinung überein, so ist wohl wenig daran gelegen ob Sie auch alle Hypothesen annehmen, wodurch er diese Meinung bestätigen will. Und Hypothesis gegen Meinung gesetzt ist jene (es sey ohne alle Beleidigung gesagt) nicht das unsinnigste bey der Sache. Doch transeat« ... [Nicolai findet diese Meinung auch in den Physiognomischen Fragmenten geltend gemacht und verweist auf die Stelle Teil I, S. 80: »Ein solches Gesicht wie Judas kanns keine Woche in Christi Gesellschaft aushalten.«]

[Es folgen eine Anzahl physiognomischer Einzelbemerkungen, besonders über die »Physiognomik der Wollust«; neuer Widerspruch gegen Lavaters Beurteilung der Schriftzüge, Bemerkungen

[1] Nicolai hat »reellen« unterstrichen und bemerkt am Rande: »Ist mir genug. Glauben Sie dieses, so kanns gleichgültig seyn, durch welche Hypothese od. Traum es zu erweisen gesucht wird.«

[2] Kopie. 3 Bl. in 4° von Hand eines Schreibers. Auf S. 6 Nicolai: »1776 11. Juli Kopie einer Antwort an H. Lavater in Zürich«.

zur physiognomischen Literatur, insbesondere über den auch in der Rezension AD Bibl. XXIX erwähnten Sophisten Adamantius, der über Aristoteles gestellt wird.]

Lavater an Nicolai[1]

Ich danke Ihnen zum voraus mein gütiger Herr Nikolai für die Abgüsse, die Sie mir als Geschenk von Ihnen ankündigen u. von denen ich zum voraus weiß, daß sie mir sehr lehrreich seyn werden. Zum Studium der Physiognomik, däucht mir, sind Gipsabgüsse das unentbehrlichste Elementar-Buch —.

Noch hab ich Ihnen für den König in Preußen nicht gedankt. — Ich muß aber gestehen, daß er mir unausstehlich war. Ich konnte ihn nicht dulden. Er ist ohne Sinn und Seele, Fleiß u. Kunst gemacht.

Ich arbeite nur an dem 4ten Theil, u. dränge zusammen so viel ich kann; geize mit Worten und bin in meinen Urtheilen ganz trokken und kalt. Was ich sonst sage, hab' ich Beruf zu sagen, u. erwarte darüber alles, was ich erwarten kann, zu erwarten gewohnt bin, u. mich nicht irre machen lasse.

Lichtenbergs äußerst schön geschriebene, u. äußerst seichte antiphysiognomische Abhandlung im Göttingerkalender werden Sie gesehen haben. Ein mathematischer Kopf kann sagen — »Talente bezeichnen sich nicht durch die festen Teile« — das heißt — die Natur handle nach Gesetzen in den kleinsten leidenschaftlichen Bewegungen — und nach Willkür in der ersten Bildung des Menschen! Ich werde mit sanfter Vernunft und lichtheller Deduktion ihn ad absurdum führen[2].

Von Lambert — hätt ich einen Schattenriß, ein Porträt — u. ach! wie gern einen Gipsabguß gehabt. Es ist Schande fürs Jahrhundert solche Köpfe ohne Abbildung untergehen zu lassen.

Sollten Sie Ihres Königs od. Mendelssohns od. Spaldings Tod erleben, so bitt ich Sie so sehr ich kann den Moment ja nicht vorüber gehen zu lassen, Abgüße zu veranstalten.

So viel in Eile. Ueber andere Dinge, so sehr ich Ursach hätte mich höchlich bey Ihnen zu beklagen, weil der Impertinenzen gewisser Leute, die Religion haben wollen, u. die erste Grundsätze der fläch-

[1] 1 Bl. in 4°. Auf der Rückseite Nicolai: 1777 2. Nov.

[2] Im Deutschen Museum 1778, April S. 289ff.

sten Gerechtigkeit vergessen, kein Maß ist — izt kein Wort und nie kein Wort, Nur das Eine, — so wahr Sie dieß lesen — »wenn Sie unsichtbar mich handeln und schreiben und reden hörten und sähen, Sie würden sagen: Non putarem« — und gewiß nicht mehr zugeben — daß etc.

Ich bin Ihr aufrichtigverbundner

Zürich
den 25. Okt. 77.

Lavater.

[Es folgen anschließend die Briefe Lavaters und Nicolais aus dem Jahre 1784, deren wichtigste Stellen Alfred Stern (Mirabeau u. Lavater, Deutsche Rundschau 118, 419ff.) veröffentlicht hat.]

REGISTER

A. Nicolais Schriften

Abhandlg. v. Trauerspiel: 22. 25. 30. 31. 45. 188. 189. 190. 252

An den Magum im Norden: 137 ff. 181 f.

Anhang zu Schillers Musenalmanach: 16. 37. 183. 246. 261. 275. 301. 315

Beschreibung v. Berlin u. Potsdam: 58. 256. 374

Briefe über d. itzigen Zustand: 4. 13. 23. 29. 30. 31. 32. 34. 35. 38. 39. 40. 41. 42. 43. 44. 47. 48. 54. 55. 58. 83. 95. 110. 132. 171. 183. 189. 270. 332

Ehrengedächtnis f. Thomas Abbt: 16. 26. 59. 163 ff. 166. 167. 369

Ehrengedächtnis f. J. J. Engel: 16

Ehrengedächtnis f. Justus Möser: 37. 317

Eyn feyner kl. Almanach: 4. 148. 154. 191. 192. 208. 280. **289-301**. 302. 328 f. 330. 338 f.

Geschichte eines dicken Mannes ...: 17. 48. 62. 104. 261. 273. 297

Gespräche Chr. Wolffs m. e. Kantianer (Vorrede): 6. 63. 209. 273

Philosophische Abhandlungen: 14. 16. 18. 273

Reisebeschreibung: 9. 17. 18. 20. 43. 48. 60. 63. 219. 246. 296. 310. 312. 317

Schreiben an den Hrn. Prof. Lichtenberg: 15. 41. 46

Schrift gegen Buhle: 6. 18. 202. 211

Schrift über den Tempelherrnorden: 6. 209. 315

Sebaldus Nothanker: 5. 12. 17. 19. 43. 48. 52. 59. 62. **103-109**. 138. 139 ff. 146. 149. 150 ff. 154 ff. 180. 192 ff. 195 f. 203. 207. 210. 216. 263. 268. 271. **282** ff 324. 327. 336 f. 338. 340 ff. 369

Sempronius Gundibert: 11. 14. 24. 35. 51. 62. 104. 261. 273. 301

Über das Schreiben des Hrn. Hofrats Schlosser ...: 310

Über meine gelehrte Bildung: 11. 14. 52. 71. 310

Untersuchung, ob Milton ...: 18

Vademecum f. lustige Leute (Vorreden): 48. 59

Vertraute Briefe ...: 6. 14. 15. 18. 24. 62. 63. 89. 188. 227. 251. 261. 273 f.

Werthers Freuden: 59. 60. 65. 157. 224. 225. **247-275**. 327. 338. 380

Beiträge Nicolais zu

Allgem. Dtsch. Bibliothek: 15. 16. 28. 29. 31. 36. 41. 42. 43. 44. 45. 46. 47. 48 f. 53. 55. 56. 57. 58. 59. 60. 75. 76. 77. 79. 81. 82. 90. 91. 93. 100. 102. 143 ff. 148. 152. (153). 155. 156 f. 166. (174). 178. 190. 204 f. 207. 208. 214. 218. 222. 231. 235. 236. 237. 241. 242. 246 f. 251. 257. 259. 269. 271. 272. 278. 280. 281. 308. 323. 324. 326. 328 f. 341. 380.

Bibliothek d. sch. Wissensch. u. fr. K.: 22. 23. 24. 26. 28. 32. 35. 37. 41. 46. 54. 56. 70. 71 f. 90. 91. 243

Briefe, die neueste Literatur betreffend: 24. 25. 29. 31. 32. 34. 36. 37. 38. 39. 43. 46. 47. 48. 49. 52. 55. 59. 60 90. 91. 120. 171. 183. 188. 246. 296

Göttinger Musenalmanach: 155

Abbt, Th.: 12. 16. 19. 24. 32. 36. 63. 109 ff. 122. 125 f. 127. 131. 134. 160. 161. 162 ff. 174. 175 ff. 177. 183. 184. 189. 246. 323
Adamantius: 393
Afsprung: 108
Althof: 301
Aristoteles: 39. 245. 279. 393
Augspurg, Mad.: 20
Alxinger, Joh. B.: 16
Bacon: 7
Bahrdt: 152. 245 ff.
Baldinger: 58
Basedow: 311. 343
Batteux: 25. 178 f. 277. 295
Baumann: 280
Baumgarten: 24. 25. 34. 52. 163. 164
Becker: 243
Beckmann: 278
Biedermann: 292
Biester: 18. 19. 47. 90. 153. 192. 290. 291. 293. 300. 301. 302. 311. 317
Blankenburg: 18. 57. 212. 222. 271
Bode: 327
Böckmann: 239
Bodmer: 57. 62. 90. 101. 169. 176. 253. 305 f.
Böhme, Jak.: 126. 205
Boie, Chr. H.: 48. 155. 222. 262. 264 f. 277. 282. 283. 286. 291. 298. 300. 301. 304. 307. 310. 311. 312. **321** ff.
Boie, R., d. Jg.: 81. 268. 303
Boileau: 25
Bonnet: 215. 220 f.
Bouhours: 42
Boysen: 12
Breitinger: 25
v. Bretschneider: 106. 150. 156. 212. 222. 241. 269. 271. 277. 292
v. Bruck, E.: 150
Brückner: VIII. 81. 282. 294. 295. 304. 305
Brumoy: 25
Brydone: 199. 200. 374
Buchholtz: 273
Bürger, G. A.: 20. 21. 48. 192. 209. 235. 268. **282-301** .302. 303. 304. 326. 328 f.
Burke: 25
Büsching: 143
Buschmann: 277
Cacault: 24
Campe: 15. 221. 222. 237. 262
Carracci: 376
Chodowiecki: 223. 225. 355. 357. 364. 366 f. 370. 375. 384
Claudius, M.: 5. 144. 157. 199. 200. 251. 257. 311. 313. 317. 374
Contius: 271. 280
Cramer, Joh. A.: 91. 305
Cramer, K. Fr.: VIII. 90
Cranz: 280
Damm: 141. 145. 146
Dannheuser: 271
Deinet: 244
Denis, M.: 16. 17. 51. 87. 92 f. 105. 178. 202. 287
Descartes: 7
Diderot: 118. 284. 348
Dieterich: 259
Dohm: 310
Dubos: 25. 35. 37
Dusch: 56. 95. 100. 170. 178
Ebeling: 55. 105
Eberhard: 19. 143 f. 148. 195. 199. 203. 204 f. 212. 213. 220 f. 237. 279. 289. 347 f. 361
Engel, J. J.: 16. 251. 302
Eschenburg: 13. 16. 19. 105. 169. 178. 208. 215. 216. 244. 248. 252. 253. 271. 277. 279 f. 280. 281. 301. 304. 311
Euler: 87
Ewald: 323
Feder: 81
Fichte: VIII. 3. 4. 6. 63. 309. 315
Friedrich d. Gr.: 43. 97. 196. 214. 225. 274. 310. 355. 364 ff. 369. 372. 382. 393

Frisch: 10
Garve: VIII. 231. 251 ff. 259
Gaßner: 389.
v. Gebler: 51. 105. 244. 248. 261. 282. 302
Gedeon: 236
Gellert: 169
v. Gerstenberg: 26. 39. 56. 64. 65. 74. 77. 80. 83 f. 91. **94-101.** 144. 178. 242. 276. 285 f. 287. 290. 336
Gessner: 37. 187. 243. 254. 262
Geyser: 369
Giseke: 169. 178
Gleim: 75. 155. 157. 167. 207. 287. 288. 290. 298. 326. 332
Göbhard: 330
Göckingk: 19. 215. 299. 301. 317
Goethe: 11. 21. 42. 52. 63. 64. 65. 81. 89. 133. 144. 146. 150. 153 f. 154. 186. 188 f. 193. 195. 196. 207. 210. 212. 216. 220. 233. 235. 239. **240-275.** 276. 280. 290. 293. 301. 303. 311. 313. 314. 327. 338
Goethe, Cornelie. 314
Götz, Joh. Nik.: 337 f.
Goeze: 146. 207. 262. 270. 314
Gottsched: 10. 33. 34. 42. 47 f. 65. 98. 132. 169. 176. 189. 190. 242. 243. 314
v, Goué: 207
Graff, A.: 357
Gülcher: 156
Günther, J. Chr.: 45
v. Hagedorn, Chr. L.: 13. 22. 24. 43. 376
Hahn: VIII.
v. Halem: 16. 274
v. Haller, A.: 219. 287. 384
Hamann: 6. 21. 35. 38. 43. 60. 64. 98. 105. 108. **109-149.** 152. 156. 158 f. 160. 161 f. 164. 165. 167. 168. 170. 172. 174. 181 f. 183. 184. 185. 186. 191. 192. 194. 195. 202, 203. 207. 212. 213. 217. 220. 223. 235. 240. 242. 247. 276. 290. 295. 302. 315. 331. 348
Hartmann: 371
Hartknoch: 160. 167. 177. 202. 351
Hasenkamp: 223. 265. 389
Heilmann: 163
Heinse: VIII. 155. 251. 258. 313. 326
v. Hennings: 250. 258
Hensler: 214
Herder: VIII. 6. 15. 16. 21. 33. 35. 40. 43. 49. 50. 51. 57. 58. 59. 60. 62. 75. 78. 79. 80. 82. 84. 85 f. 87. 92. 100. 101. 106. 108. 131. 132. 133. 134. 135 f. 139. 141. 143. 144. 146. 156. **158-210.** 211. 212. 213. 217. 221. 223. 225. 228. 233. 234. 235. 236. 239. 240. 242. 246. 274. 277. 279. 282. 284. 285. 286. **287 ff.** 290. 292. 295. 296. 297. 298 f. 303. 308. 313. 314. 315. 322. 333. 347 f. 355. 367. 370. 373 f. 377. 384 f. 389. 391
Herder, Caroline: 211
Hermes, J. A.: 107
Heß: 311
Heyne: 85. 167. 171. 307. 311
Hippel: 144. 149. 361
Hobbes: 7. 256 f.
Hölty: IX.
Höpfner: 12. 49. 75. 153. 186. 187. 212. 243. 245. 246. 259. 260. 261. 262. 269. 271. 272. 273. 276. 277. 278. 279. 280. 281. 340 ff.
Homer: 9. 295. 305. 376. 386
Hottinger: 221. 222. 226. 236. 237. 239. 269. 386. 389. 391
Hume: 62. 63. 101. 133. 184
Hymmen: 342
Iselin: 20. 37. 47. 59. 105. 107. 161. 174. 175. 184. 213. 214. 222. 248. 260. 261. 263
Jacobi, Fr. H.: 6. 11. 105. 106. 108 f. 143. **154-158.** 159. 168. 212. 232. 240. 258 f. 264. 266. 272. 276. 310. 311. 325
Jacobi, Joh. G.: 28. **154-157.** 167. 169. 240. 287. 298. 311. 321. 325. 336
Jerusalem, d. Ä.: 276. 311
Jerusalem, d. Jg.: 248. 250. 252
v. Joch, A.: 257
Joseph II, v. Österreich: 81
Jung Stilling, H.: 105. 108 f. 143. **150-154.** 158 f. 223. 263. 389

Junker: 56
Kaestner: 81. 156. 208. 271. 282. 307
Kant: VII. 6. 7. 10. 16. 62. 63. 104. 210. 273. 315
Karl August, Herzog von Weimar: 273
Karschin: 64. 79. 99. 332
Kaufmann: 234. 280f.
Kayser: 276. 279. 280. 281
Kennedy: 298
Kestner: 154. 250. 251. 258. 262
v. Kleist, Ewald: 71. 287
Kleuker: 280. 329
Klinger: 11. 21. 245. 265. 275. 276. **279f.** 284. 313
Klockenbring: 328. 329
Klopstock: 11. 39. 42. 64. **69-90.** 91. 92. 93. 94. 95. 97. 101. 178f. 180. 183. 185. 186. 194. 195. 196. 199. 209. 220. 239. 287. 288. 290. 294. 298. 303. 304. 305f. 310. 312. 323f. 334f. 336. 374. 384
Klotz: 49. 96. 103. 134. 162. 166ff. 169. 171. 173. 175. 176. 177. 188. 214. 246. 322. 336
Knebel: 339
v. Knigge: 280
Köhler: 304ff.
König, L.: 276
Korrodi: 237
Kretschmann: 92. 336
Lambert: 214f. 350. 393
La Roche, Sophie: 270. 276. 279
Lavater: 6. 14. 21. 52. 57. 60. 64. 132. 133. 134. 144. 152. 154. 184f. 193. 195. 198. 202. 205. 206. **211-240.** 250. 258. 303. 310. 311. 313. 314. 316. 326. 330. **348**ff.
Le Bret: 187
Leibniz: 208. 214. 215. 216. 257. 389
Leisewitz: IX. 280. 328. 329
Lenz: 21. 65. 144. 183f. 217. 231. 235. 238. 240. 255. 258. 263. 264. 267f. 275. **276-279.** 280. 282. 284. 298. 313. 317
Leß: 311. 325. 346
Lessing: VIII. 3. 11. 12. 16. 18. 19. 22. 24. 32. 36. 39. 41. 42. 44. 45. 46. 56. 58. 59. 63. 69f. 72. 73. 77. 84. 90. 94. 101. 103. 106f. 110. 120. 133. 134. 139. 163. 169. 170. 173. 178. 184. 187. 189. 190. 226. 227. 230. 239. 244. 246. 248. 252f. 256. 261. 263. 270. 273. 276. 279. 280. 287. 290. 291. 305. 310. 311. 313. 314. 316. 323. 330. 341. 361
Lessing, Karl: 244
Leuchsenring: 241
Leygebe: 374
Lichtenberg: VIII. 15. 124. 221f. 229. 230. 231. 235. 246. 253. 259. 263. 277. 310. 311. 313. 314. 324. 330. 393
Lichtwer: 110
Lindner: 111. 128. 129. 130
Lippert: 386
Locke: 7. 379f. 387
Logau: 59
Lüdke: 107. 237
Marcard: 262. 272. 282
Mauvillon: 156. 325
Meil: 244
Meiners: 81. 384
Meinhard: 19. 59
Meister, L.: 58. 236
Menantes (Hunold): 65
Mendelssohn: VIII. 4. 17. 19. 20. 22. 24. 25. 26. 27. 28. 30. 31. 33. 34. 41. 77. 92. 101. 106. 109. 110. 111. 112. 113. 114ff. 120ff. 125ff. 128ff. 131. 134. 135. 139. 140. 148. 161. 163. 165. 170f. 172. 173. 177. 183. 184. 189. 213. 214. 216. 220f. 225. 229. 230. 231. 250. 252. 253. 257. 258. 263. 264f. 276. 295. 297. 301. 310. 323. 330. 333. 338. 348ff. 350. 352. 354ff. 361. 364ff. 369. 372f. 382. 384. 393
Merck: 49. 57. 60. 65. 96. 107. 108. 144. 150. 160. 170. 186. 197. 206. 207. 211. 226. 232. 233. 234. 240. 242. 243. 248. 257. 259. 261. 262. 263. 266. 269. 271. 272. 277. 292. 317

Mesmer: 6
Michaelis: 198. 200
Miller, Joh. M.: VIII. 282. 317
Milton: 70. 73. 93. 287. 331
Montesquieu: 201
v. Moser, C. F.: 73. 76. 91. 144
Möser, Justus: 37. 63. 106. 158. 189. 246. 262. 270. 291
Mozart: 9
v. Müller, Joh.: 19. 41. 55. 57. 101. 184. 185. 189. 199. 212. 213. 232. 249. 281. 291
Mahler Müller: IX. 284
Musäus: 15. 237. 306
Mutzenbecher: 173
Noodt: 301
Obereit: 223. 389
Oetinger: 223
Ossian: 178. 189. 209. 290. 295. 299. 301
Patzke: 42. 44
Percy: 293
Pestalozzi: 253
Petersen: 186. 187. 207. 212. 222. 232. 236. 237. 243. 248. 270. 272. 273. 276. 277. 278. 279. 280
Pfenninger: 205. 223. 225. 236. 237. 238. 282. 311. 347 f. 353. 378. 380
Picander: 45
Pistorius: 107. 204. 218 f. 279
Prémontval, M. de.: 43
Pope: 52. 276
Ramler: 37. 65. 79. 86. 157. 170. 213. 273. 276. 326. 338
Raspe: 156. 214. 293
Reich: 384
Reichel: 270
Reinhold: 14. 315
v. Reitzenstein: 250
Resewitz: 107. 171. 205. 246
Riebe: 257
Riedel: 105. 166. 167. 321 ff. 335
v. Rochow: 19
Rosenplüt: 243
Rousseau: 28. 114 ff. 140. 257 f. 287. 297
v. Rüling: 153
Sachs, Hans: 293. 338
Salzmann: 255. 267. 276. 277. 327
Schatz: 237
Schiller: 16. 42. 210. 253. 274
Schirach: 262. 325
Schlegel, Friedr.: 6. 24. 63. 89. 209. 253. 274. 301
Schlegel, Joh. A.: 162. 169. 178
Schlegel, Joh. El.: 34. 189
Schleiermacher: 6
Schlettwein: 391. 392
Schlosser: 186. 278. 311
Schlözer: 55. 194. 221. **343** ff.
Schmid, Chr. H.: 143. 278. 384
Schmidt, Klamer: 326
v. Schmidt-Phiseldeck: 58
Schönaich: 270
Schönborn: 81. 193
Schroeckh: 107
Schubart: 105. 154. 251. 258. 268. 272. 313. 317
Schulz, J. H.: 148
Semler: 107. 262. 311. 390
Shaftesbury: 7. 24. 25. 26. 28. 32. 37. 139. 257
Shakespeare: 36. 39. 63. 99. 178. 189 f 290. 331 f.
v. Sonnenfels: 46 f. 59
Spalding: 19. 58. 168. 206. 207. 213. 311. 349. 389. 390. 393
Sprickmann: VIII.
Springer: 105
Staël, Mede: 46
Steiner: 362. 372. 380. 381
Sterne: 284
Stockmann: 250
v. Stollberg, Auguste: 264
v. Stollberg, Chr.: 234
v. Stollberg, Fr. L.: VIII. 20. 144. 212. 230. 234. 239. 276. 282. 303. 306. 311. 329. 340. 388
Sturz, H. P.: 98. 156. 330
Sulzer: 23 f. 25. 26. 32. 169. 195. 313

Swift: 263
Talander (Bohse): 65
Teller: 168. 207. 390
v. Thümmel: 105. 140. 268. 285
Tieck: 16. 29. 301. 306
Tissot: 146
Tobler: 311
Unzer: 16. 156
Uz: 39. 64. 77f. 189. 292. 304. 317. **330**ff.
Voltaire: 55. 78. 174. 189. 214. 287
Voß: 19. 81. 154. 155. (157.) 264. 268. 288. 294. 295. 298. 301. **302-312**. 340
Voß, Ernestine: 81. 268
Wagner, H. L.: 21. 154. 269. 270f. 275. **280.** 282. 284. 338
Walch: 107
Weiße, Chr. F.: 49. 139. 156. 252. 253. 271. 339
Werthes, F.: 276
Weygand: 264
Wieland: 12. 37. 42. 43. 49. 57. 59. 60. 101. 105. 106. 133. 152. 154ff. 157f. 184. 190. 238. 245f. 247. 251. 262. 263. 270. 271. 272. 273. 278. 280. 284. 287. 300. 304. 317. 321f. 325. 326. 331f. 335f. 340. 384. 389
Winckelmann: 10. 97. 110. 191. 228. 243
Wittenberg: 167
Wolff, Chr.: 7. 14. 51. 205. 257. 315
v. Wöllner: 49
Young: 34. 36. 73. 126
Zachariae: 28. 29. 45. 73. 91. 93. 95. 100. 331
v. Zedlitz: 207
Zimmermann: 105. 155. 217. 224. 226. 229. 232. 233. 262. 271. 272. 328. 330. 336. 350. 380. 387. 389
Zollikofer: 311. 349. 371
Zöllner, Fr.: 184

BERICHTIGUNGEN

S. 109, Z. 12 v. o. lies: persönlich-literarische.
S. 116, Z. 1 v. **u.** lies: Mendelssohns.
S. 121, Z. 20 v. o. lies: vollkommen (statt: vollkommenen).
S. 125, Z. 13 v. o. anregender (statt: Anreger).
S. 137, Anm. lies: Schriftchen (statt: Schriftzeichen).
S. 158, Z. 10 v. o. lies: er (statt: es).
S. 201, Z. 11 v. **u.** lies: dieser (statt: diesem).
S. 212, Anm. 4 sind die Worte: »s. unten Anhang« zu tilgen.
S. 247, Z. 15 v. o. ist das Semikolon zu tilgen.
S. 250, Z. 10 v. o. lies: das (statt: daß).

Druck: Hof-Buch- und -Steindruckerei Dietsch & Brückner in Weimar

PT 2440 N4Z86 Sommerfeld, Martin
Friedrich Nicolai und der Sturm und Drang

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY